

Widerstand  
1933 –1945

**BERLIN**



Heinrich-Wilhelm Wörmann

**Widerstand in Charlottenburg**

Widerstand  
1933 – 1945

**BERLIN**

Charlottenburg



# Inhalt

<b>Vorwort</b>	S. 5
<b>Einleitung</b> Charlottenburg im Nationalsozialismus-Zerschlagung der bezirklichen Selbstverwaltung	S. 6
<b>Zwischen Verweigerung des Neuen Westens und Olympiaboykott</b> Der Neue Westen – Enklave im braunen Meer – Swing – Die Brand – und Mordnacht vom 9. / 10. November 1938 – Carl von Ossietzky – Friedensnobelpreis für Ossietzky – Widerstand an Berliner Kunsthochschulen-Paul Hindemith / Musik als Widerstand – Städtische Oper – Schiller-Theater – Technische Hochschule Berlin – Georg Bernhard – Boykottmassnahmen gegen die Olympischen Spiele 1936	S. 11
<b>Kampf um das Charlottenburger Arbeiterviertel</b> 30. Januar 1933 – Der Maikowsky-Prozess – Richard Hüttig – Justizmord – Jan Petersen – Ernst Thälmann – Paul Wepler, neuer Rotfrontkämpferbund – Versteck in der Leibnizstrasse 107 – Einzelaktionen – Vom «Volkshaus» zur Folterstätte «Maikowski-Haus» – Prinz «AuWi» im «Maikowski-Haus» – Zeitzeugen erinnern sich – Gewerkschaftlicher Widerstand bei Heliowatt – Trotzlisten	S. 39
<b>Sozialistische Arbeiterpartei</b> SAP-Ortsgruppe Charlottenburg um Erich Drucker und Ernst Zander – Sozialistischer Jugendverband der SAP – SAP-Aktivitäten nach 1934 – SAP-Gruppe um Georg Kunz, Herbert Grimm und Heinz Albrecht – Aktion Expander-Flugblattverteilung im Stadtteil – Willy Brandt in Charlottenburg	S. 63
<b>Sozialdemokraten im Widerstand</b> Reichsbanner – Ernst Carlbergh – Fritz Milkowski – Eugen Prager – Widerstehen in der Genossenschaftssiedlung – SPD-Gruppe im Café Wien – Familie Germer, Kantstrasse 125 – Ernst Heilmann – Wilhelm Leuschner	S. 74
<b>Jugendliche wehren sich</b> SAJ-Gruppe im Widerstand – Guttemplerorden als Tarnung – Jugendgruppe «Tatgemeinschaft» – Bündische Jugend	S. 87
<b>Widerstand im Haus des Rundfunks</b> Die Gleichschaltung des Deutschen Rundfunks – Der Rundfunkprozess – Tagebuchnotizen von Jochen Klepper 1933 – Kampf über Ätherwellen – Herta Zerna – Hans Kasper – Todesstrafe für ein Witzblatt – «Der Führer gibt den Krieg verloren» – Besetzung des Haus des Rundfunks am 20. Juli 1944 – Chronologie einer ungenutzten Chance – Herbert Antoine – Rudolf-Günter Wagner	S. 93

<b>Schulze-Boysen / Hamack-Organisation</b>	S. 106
Harro und Libertas Schulze-Boysen – Oda Schottmüller – John Rittmeister – Ilse Stöbe – Joy und Günther Weisenborn – Beteiligung von Künstlern	
<b>Die Europäische Union</b>	S. 112
Warnung vor dem Krieg – Hilfe für Juden – Zusammenarbeit mit Fremdarbeitern – Rankestrasse 19 – Verhaftung – Todesurteile	
<b>Ereignisse des 20. Juli 1944 in Charlottenburg</b>	S. 118
Eugen Gerstenmaier – Erich und Elisabeth-Charlotte Gloeden – Ulrich von Hassell – Theodor Haubach – Paul Lejeune-Jung – Theodor StrüncK – Karl Freiherr von Thüngen – Georg Holmsten – Dietrich Bonhoeffer – Marienburger Allee 42 und 43	
<b>Kirchenkampf in Charlottenburg</b>	S. 131
Pfarrer Gerhard Jacobi – Die jungreformatorische Bewegung – «Macht- ergreifung» der Deutschen Christen – Widerspruch bei DC-Versammlung im Schillersaal-Kirchenwahlen – Die Gründung des Pfarrernotbundes – Kundgebung der Deutschen Christen im Sportpalast – Berliner Bruderrat der Bekennenden Kirche – Illegale Ausbildung des kirchlichen Nachwuchses – Der Prüfungsprozess – Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche – Luisenkirche – Gustav-Adolf-Kirche – Trinitatiskirche – Epiphaniienkirche – Kirche am Lietzensee – Gemeinde an der Heerstrasse	
<b>Carmerstrasse 12</b>	S. 171
Anna von Gierke – Isa Gruner – Elisabeth von Thadden	
<b>Widerstehen aus Katholischem Glauben</b>	S. 179
Dompropst Bernhard Lichtenberg – Katholischer Frauenbund von Berlin – Schülerinnenheim «Maria Regina» – Canisius-Kolleg, Gymnasium am Lietzensee – Pater Bruno Schmidt – Pater Franz Syring – Erich Klausener	
<b>Selbstbehauptung des deutschen Judentums</b>	S. 190
Der Sitz der zentralen jüdischen Organisationen – Die Reichsvertretung der Deutschen Juden – Die Kinder- und Jugend-Alijah – Der Jüdische Frauenbund e.V. – Haus der zionistischen Organisationen – Die Zionistische Vereinigung für Deutschland – Das Palästina-Amt – Der «Makkab» – Kulturbund Deutscher Juden – Selbstbehauptung der «nichtarischen Christen» – Die versteckte jüdische Pfad- findergruppe «Chug Chaluzi»	
<b>Hilfe für Verfolgte</b>	S. 210
Georg Abromeit – Hildegard Arnold – Fleischerei Bienert – Klara Bloch – Erika und Erich Büngener – Elisabeth und Walter Bussian – Erna Dubnack – Frau G. – Hedwig Goering – Wally Grodka – Frau Grüger – Charlotte Grützmacher – Emma und Franz Gumz – Else und Viktor Höth – Charlotte Israel – Ernst Otto Jogmin – Charlotte Klein – Anna und Berthold Lehmann – Margarete und Paul Leschnick – Familie Levi – Edith und Kurt Meyer – Kurt Müller – Bernhard Plog – Wally Ristau – Alexander Rothholz – Erna Streckenbach – Drogerie Treiber – Edith Zabel	

<b>Widerstandskämpfer als Opfer der NS-Justiz</b>	S. 226
Das Reichskriegsgericht – Hans-Ulrich Rottka – Karl Sack – Prozesse gegen Kriegsdienstverweigerer – Fluchtversuch – Widerstandsorganisation Schulze-Boysen / Harnack – Prozesse gegen Militärs – Prozesse gegen Ausländer aus dem besetzten Europa – Hinrichtungsstätte Murellenschlucht – Erschiessungsstand in der Jungfernheide – Untersuchungsgefängnis Kantstrasse 79 – Sippenhaft	
<b>Strafanstalt Plötzensee</b>	S. 241
Beistand in der Strafanstalt Plötzensee – Hinrichtungsstätte Plötzensee	
<b>Kriegsdienstverweigerung und Kriegsende</b>	S. 244
Hans Frese – Johannes Höss – Charlottenburger Mitglieder der Gruppe «Onkel Emil» – Kampflöse Übergabe des Zoobunkers	
<b>Anhang</b>	S. 250
Gedenktafeln / Gedenksteine / Gedenkstätten / Ehrungen Nach Menschen des Widerstandes benannte Strassen und Plätze Abkürzungen – Bildnachweise – Literatur – Personenverzeichnis – Strassenverzeichnis	



Rathaus Charlottenburg

---

## Vorwort

Mit diesem Band über den Widerstand in Charlottenburg von 1933-1945 wird die Schriftenreihe der Gedenkstätte Deutscher Widerstand über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin fortgesetzt.

Das zentral gelegene Charlottenburg ist ein ungewöhnlich vielschichtiger Bezirk Berlins, in dem Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime aus allen gesellschaftlichen Schichten geleistet wurde. Das Bemühen, möglichst viel dokumentarisches Material zu verwenden und die Zeitzeugen ausführlich zu Wort kommen zu lassen, führte dazu, dass eine besonders umfangreiche Broschüre entstanden ist.

Die Arbeit ist so gegliedert, dass einzelne Kapitel gesondert herausgegriffen werden können. Die Reihenfolge der Kapitel entspricht keiner Wertung. Um trotz der vielen zu würdigenden Namen und der Fülle historischer Details die Darstellung lebendig zu gestalten, habe ich mich bemüht, in den einzelnen Kapiteln chronologisch vorzugehen. Damit die faktenreiche Zusammenstellung lesbar bleibt, wurde auf einen detaillierten Anmerkungssteil verzichtet; alle Angaben sind jedoch belegt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis soll einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema dienen.

Bei Anschriften sind die alten Strassennamen und Hausnummern angegeben. Veränderungen erscheinen in Klammern.

Die Grundlage für diese Arbeit bilden wissenschaftliche Veröffentlichungen, Prozessunterlagen, Biographien, Erinnerungen, alte Adress- und Telefonbücher und besonders die Auskünfte vieler Zeitzeugen. Ihnen ist es besonders zu verdanken, dass diese Broschüre in dieser Form entstehen konnte.

Ich danke der Bezirksverwaltung von Charlottenburg, Herrn Bensch von der Presseabteilung, Frau Gisela Scholtze vom Heimatarchiv Charlottenburg, dem Heimatmuseum Charlottenburg, Frau Jochems, Herrn Hans Wienicke für seine umfangreiche Quellensammlung, dem Sender Freies Berlin, dem Deutschen Rundfunk-Museum Berlin, Frau Heide Riedel, der Technischen Universität Berlin, der Hochschule der Künste, Frau Christine Fischer-Defoy, der Abteilung Jüdisches Museum im Berlin Museum, dem Evangelischen Zentralarchiv, Frau Elisabeth Stephani, dem Landesarchiv Berlin, der Amerika-Gedenkbibliothek, der Heinrich-Heine-Bibliothek Charlottenburg, der Heinrich-Heine-Buchhandlung, der Neuen Staatsbibliothek, dem Franz-Neumann-Archiv, dem Büro Willy Brandt, der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Herrn Gad Beck, Herrn Jizchak Schwersenz, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VN), dem Bund der Verfolgten des Naziregimes (BVN), Herrn Werner A. Zehden, Herrn Robert Zeiler, der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirchengemeinde, der Luisenkirchengemeinde, Herrn Johannes Riedner, der Epiphaniengemeinde, der Trinitatisgemeinde, Herrn Mathias Manrique, Frau Gitta Wachtel, Frau Elsa Lester, Frau Ilse Gottstein, Frau Anneliese Groscurth, Frau Margarete Rentsch, Frau Maria Richter, Frau Elise Tilse, Frau Marianne Zedlitz, Herrn Henning Harmssen, Herrn Horst Lange, Frau Sabine Sieg, Herrn Johannes Tuchel, Herrn Norbert Haase, Frau Felicitas von Richthofen und nicht zuletzt Herrn Hans-Rainer Sandvoss für die Vorbereitung und Förderung dieser Arbeit.

Für Anregungen, Kritik und weitere Hinweise bin ich jederzeit dankbar.

Heinrich-Wilhelm Wörmann  
(Abschluss des Manuskripts März 1991)

## Einleitung

Im Flur des Pommernsaales im Rathaus Charlottenburg befindet sich eine Bildergalerie von Widerstandskämpfern gegen den Nationalsozialismus. Diese Auswahl macht deutlich, wie umfangreich und von welcher sozialen Vielfalt gerade im Bezirk Charlottenburg der Widerstand in den Jahren von 1933 bis 1945 gewesen ist, obwohl einige der Genannten nicht im Bezirk ansässig waren. Einige dieser Menschen sind von den Nationalsozialisten in der Strafanstalt Plötzensee hingerichtet worden.

### Bildergalerie im Rathaus Charlottenburg

Kurt Ackermann

Dr. Dietrich Bonhoeffer

Dr. Klaus Bonhoeffer

Charlotte Eisenblätter

Dr. Elisabeth-Charlotte Gloeden

Dr. Theodor Haubach

Ernst Heilmann

Erich Hoepner

Richard Hüttig

Dr. Erich Klausener

Dr. Paul Lejeune-Jung

Wilhelm Leuschner

Arthur Müller

Ernst Schneppenhorst

Ernst Thälmann

Erich Mühsam

Unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 regte sich der Widerstand in den Arbeitervierteln Charlottenburgs, vor allem im sogenannten kleinen Wedding (S. 39) um die Danckelmannstrasse und in der Wallstrasse (heute Zillestrasse), deren Geschichte Jan Petersen in dem Roman «Unsere Strasse» beschrieben hat (S. 45). Hier waren die KPD, die SAP sowie die SPD besonders stark vertreten. Der Kommunist Richard Hüttig (S. 43), Aktivist in den Häuserschutzstaffeln dieses Arbeiterviertels gegen die SA schon vor 1933, wurde 1934 zum ersten Opfer eines Justizmordes der Nationalsozialisten in Plötzensee. Eine Reihe kleiner linker Gruppen betrieben eine Vielfalt von Aufklärung. Später versuchte man angesichts der allgegenwärtigen Geheimen Staatspolizei zumindest die Kontakte untereinander zu halten.

Aus beiden grossen Kirchen kam früh der Wille, der Vereinnahmung des Glaubens durch die nationalsozialistische Ideologie zu widerstehen. Pfarrer Gerhard Jacobi (S. 132) von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ein Vorkämpfer der Bekennenden Kirche, sowie der Theologe Dietrich Bonhoeffer (S. 125), der den Weg zum politischen Widerstand fand, sind hierzu nennen. Dazu zählt auch Erich Klausener (S. 186), der als Leiter der Katholischen Aktion von den Nationalsozialisten ermordet wurde, und weiter Domprobst Bernhard Lichtenberg, der Charlottenburg in besonderem Masse verbunden war.

Führende Repräsentanten der Widerstandsorganisation um Harro Schulze-Boysen (S. 106) sowie der Verschwörung des 20. Juli 1944 lebten in Charlottenburg (S. 118). Der Gewerkschafter Wilhelm Leuschner (S. 83) sollte Innenminister bei einem erfolgreichen Umsturz werden und Ulrich von Hassell (S. 119) war als Aussenminister nach einem erfolgreichen Umsturz am 20. Juli 1944 vorgesehen. Die Besetzung des Hauses des

Rundfunks am Tage des Umsturzes (S. 103), von der die Männer um Stauffenberg nichts erführen, gehört ebenfalls zur Geschichte des Widerstandes in Charlottenburg. Auch die innere Verweigerung des Neuen Westens zählt dazu. Viele Menschen in der Gegend um den Kurfürstendamm trotzten auf vielfältige Weise lange der schrittweisen Zerstörung durch die Nationalsozialisten, die die kulturelle Elite Deutschlands ins Exil trieben und das deutsche Judentum durch Raub, Brand, Vertreibung und Mord vernichteten.

Die fieberhaften Versuche der grossen jüdischen Organisationen, Juden zur Emigration zu verhelfen oder ihnen das Leben trotz der zunehmenden Entrechtung und Verfolgung zu erleichtern, darf als grossartiges Beispiel der Selbstbehauptung gegen den Nationalsozialismus nicht vergessen werden (S. 190). Leo Baeck als Vorsitzender der Reichsvertretung der deutschen Juden setzte sich bis zur Selbstaufopferung dafür ein.

Als nach dem Beginn der Deportationen in die Vernichtungslager die Juden in Berlin völlig schutzlos waren, gab es auch in Charlottenburg Bürger, leider viel zu wenige, die untergetauchten Juden halfen zu überleben (S. 210).

In Charlottenburg liegen bedrückende Stätten des nationalsozialistischen Terrors, wiedas Reichskriegsgericht (S. 226) in der Witzlebenstrasse, von dem viele Widerstandskämpfer zum Tode verurteilt wurden, das von der SA besetzte ehemalige «Volkshaus» (S. 52) sowie die Hinrichtungsstätte in der Strafanstalt Plötzensee (S. 241).

## Charlottenburg im Nationalsozialismus

Das zentral gelegene Charlottenburg war in den 20er und 30er Jahren ein ausserordentlich facettenreicher Bezirk. Charlottenburg stand in erster Linie für den «Neuen Westen», das neue kulturelle Zentrum Berlins. Die Gegend um den eleganten Kurfürstendamm mit seinen Theatern, Kabarettis und Lichtspielhäusern, seiner Literatur-, Kunst- und Musikszene hatte Weltbedeutung. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 brachte hier schlagartig eine Zäsur durch die Vertreibung der kulturellen Avantgarde ins Exil und den Boykott gegen jüdische Geschäfte am 1. April 1933, dann deren zunehmende Entrechtung und schliesslich Zerstörung in der Reichspogromnacht im November 1938. Charlottenburg galt vor allem zwischen Kurfürstendamm und Kaiserdamm sowie mit den Wohngehenden Westend und Eichkamp als ein bürgerlicher Bezirk mit einem hohen Anteil jüdischer Bevölkerung. 1933 wohnten 27 013 jüdische Bürger im Bezirk, und zwar besonders im Gebiet um den Kurfürstendamm, wo ihr Anteil rund 25 Prozent betrug. Die Leistungen der deutschen Juden prägten in besonderem Masse die sogenannten goldenen zwanziger Jahre in Berlin.

Andere Wohngebiete von Charlottenburg waren reine Arbeiterviertel, wie der «Kleine Wedding» zwischen Schloss und Kaiserdamm sowie Bismarckstrasse. Die Arbeiter fanden u.a. Beschäftigung in den Charlottenburger Scheringwerken, bei Heliowatt oder in den im Nordwesten angrenzenden Siemenswerken. (Siehe die Spandau-Darstellung dieser Schriftenreihe.) Im Jahre 1933 waren laut «Verwaltungsbericht der Bezirksverwaltung von 1932 bis 1936» 68'240 der rund 340'000 Einwohner Charlottenburgs Arbeiter. Infolge der Emigration, später der Deportationen der Juden, schliesslich der Kriegseinwirkungen mit den damit verbundenen Evakuierungen und Zerstörungen sank die Einwohnerzahl von Charlottenburg bis Mai 1945 auf rund 151'000 Personen.

Das Hochschulviertel mit der Technischen Hochschule Berlin mit seinen überragenden wissenschaftlichen Leistungen und einer bereits vor 1933 überwiegend nationalsozialistisch gesinnten Studentenschaft und den Berliner Kunsthochschulen, wo die Moderne in der Kunst und Musik einzuziehen begann, gaben dem Bezirk Charlottenburg schon damals eine besondere Prägung.

Durch den 1926 errichteten Funkturm und das 1931 eingeweihte (von Hans Poelzig entworfene) Haus des Rundfunks wurde Charlottenburg zum Mittelpunkt des neuen

Mediums, das 1933 sofort in den Dienst der nationalsozialistischen Propaganda gestellt wurde.

Die am 1. August 1936 eröffneten XI. Olympischen Sommerspiele auf dem neugebauten Reichssportfeld gerieten zu einem spektakulären Propagandarummel, mit dem es die Nationalsozialisten verstanden, ihr Renommee im Ausland erheblich aufzuwerten.

Durch das neue Sportforum für die Olympischen Spiele, die realisierte Ost-West-Achse und die konzipierte Hochschulstadt entlang der Heerstrasse, begannen die Baumassnahmen der Nationalsozialisten für die neue Reichshauptstadt «Germania» das Gesicht des Bezirkes Charlottenburg nachhaltig zu verändern.

Durch eine Neuziehung der Bezirksgrenzen im Jahre 1938 kam das Ostviertel, das von der Nürnberger Strasse bis zum Nollendorfplatz reichte, im Norden von der Kurfürstenstrasse, im Süden von der Motzstrasse und Geisbergstrasse begrenzt war, zu Schöneberg. Auf der anderen Seite wurde der Ortsteil Eichkamp in den Bezirk Charlottenburg eingegliedert. Beide Gebiete werden im Buch entsprechend der zeitlichen Zugehörigkeit zu Charlottenburg erfasst.

### Zerschlagung der bezirklichen Selbstverwaltung

Die NSDAP verfügte schon vor 1933 in Charlottenburg über einen nicht unerheblichen Rückhalt in der Bevölkerung. Zwar lag der Stimmanteil der NSDAP bei den Reichstagswahlen in Charlottenburg eher niedriger als die Durchschnittswerte im Reich, er war aber deutlich über den vergleichbaren Zahlen in Berlin:

	September 1930	Juli 1932	November 1932
Deutsches Reich	18,3%	37,4 %	33,1 %
Berlin	14,6%	28,6 %	26,0 %
Charlottenburg	18,46%	33,13%	29,41 %

In Charlottenburg gab es noch in den 20er Jahren eine starke bürgerliche Mitte, repräsentiert von der Deutschen Volkspartei, der Deutschen Demokratischen Partei / Deutsche Staatspartei, der Wirtschaftspartei des deutschen Mittelstandes und der Christlichen Volkspartei / Zentrum, die jedoch Anfang der 30er Jahre durch das Erstarken der NSDAP und der Deutschnationalen Volkspartei / Kampffront Schwarz-Weiss-Rot zur Bedeutungslosigkeit herabsank.

Die NSDAP entsandte erstmalig 1929 fünf Vertreter in die Bezirksversammlung. Zu ihnen gehörte Julius Lippert, der spätere Staatskommissar und Oberbürgermeister von Berlin, und Joseph Goebbels, der jedoch bereits im Oktober 1930 seine Mandate niederlegte. Goebbels und Lippert waren auch als Charlottenburger Vertreter in der Berliner Stadtverordnetenversammlung.

Der Nationalsozialist Lippert entfachte im April 1933 erneut eine Kampagne gegen den Berliner Oberbürgermeister von 1921-1930, Gustav Böss, dessen Dienstwohnung in der Leibnizstrasse 105 lag. Gustav Böss war durch eine schmutzige Kampagne der Links- und Rechtspresse, vor allem der «Roten Fahne» der KPD und des «Lokalanzeiger» von Alfred Hugenberg im sogenannten Sklarek-Fall zum Rücktritt gezwungen worden. Nach neun Monaten Untersuchungshaft konnte nach der Niederschlagung des Verfahrens eine Verschleppung von Böss in ein KZ gerade noch verhindert werden. Der Zweck der nationalsozialistischen Kampagne war die Zerstörung des Rufes von Böss. Ein Ergebnis war die Streichung von Böss aus der Liste ihrer Ehrensensoren an der Technischen Hochschule Berlin.

Wie die Nationalsozialisten das am 17. November 1929 gewählte Bezirksparlament in ihrem «Verwaltungsbericht von 1932 bis 1936» abqualifizierten, zeigt ihren ganzen Hass auf jegliche Form repräsentativer Demokratie:

«Aber je mehr sich die Volksmassen von der zusammenbrechenden demokratisch-marxistischen Weltanschauung abwandten, desto fester klebten die damaligen politischen Macht-haber auf ihren Sesseln im Bezirksparlament. In einer Zeit, in der eine Reichstagswahl die andere jagte, erfuhr die Bezirksversammlung in ihrer politischen Zusammensetzung auch nicht die geringste Veränderung.»

Nach dem 30. Januar 1933 zögerten die Nationalsozialisten nicht, die Auflösung der Berliner Bezirksparlamente zum 8. Februar zu betreiben. Die letzte «reguläre» Sitzung der Charlottenburger Bezirksversammlung hatte am 1. Februar 1933 stattgefunden.

Bereits im Februar entsandten die Nationalsozialisten, ausserhalb jeglicher Legalität, nen Staatskommissar in den Bezirk, der an allen Sitzungen des Bezirksamtes, der Deputationen und Ausschüsse teilnahm.

Nach den letzten, kaum mehr freien Reichstagswahlen vom 5. März wurde am 12. März 1933 noch die Farce einer Berliner Kommunalwahl inszeniert, bei der an einem Sieg der NSDAP und der DNVP / Kampffront Schwarz-Weiss-Rot nicht zu zweifeln war.

Trotz der Verhaftungswelle nach dem 5. März 1933 und dem offenen Terror der SA behaupteten sich in Charlottenburg die KPD, die SPD und das Zentrum, obwohl die Wähler oft zu offener Stimmabgabe genötigt wurden.

Wahl vom 17. November 1929:			
	Bezirks- berordnete	Stadt- berordnete	Zu- sammen
Sozialdemokratische Partei Deutschlands . . . . .	11	4	15
Deutschnationale Volkspartei . . . . .	11	4	15
Kommunistische Partei Deutschlands . . . . .	7	2	9
Deutsche Demokratische Partei . . . . .	5	2	7
Deutsche Volkspartei . . . . .	5	4	9
Wirtschaftspartei . . . . .	2	2	4
Deutsche Zentrumspartei . . . . .	1	1	2
Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei . . . . .	3	2	5
	45	21	66

Wahl vom 12. März 1933:			
	Bezirks- berordnete	Stadt- berordnete	Zu- sammen
Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei . . . . .	20	8	28
Sozialdemokratische Partei Deutschlands . . . . .	9	3	12
Kommunistische Partei Deutschlands . . . . .	6	3	9
Deutsche Zentrumspartei . . . . .	2	2	4
Kampffront Schwarz-Weiß-Rot . . . . .	7	3	10
Deutsche Staatspartei . . . . .	1	1	2
	45	20	65

Die Mandate der gewählten Vertreter der KPD wurden durch das Gleichschaltungsgesetz vom 31. März 1933 gestrichen.

Bereits im März 1933 hatten die Nationalsozialisten «drei Marxisten und vier Juden» aus dem Bezirksamtskollegium gedrängt. Vier unbesoldete Stadträte, «ein Kommunist (Krüger) und drei Juden», wurden laut Verwaltungsbericht (s. o.) entlassen. Weitere drei besoldete Stadträte schieden nach Ablauf der Wahlzeit aus. Der sozialdemokratische Stadtrat Albert Horlitz wurde beurlaubt und später aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 entlassen. (Nach dem Krieg war Albert Horlitz Bezirksbürgermeister von Charlottenburg.)

Die neugewählte Bezirksversammlung trat, ohne die Vertreter der Kommunisten, erst am 17. Mai 1933 zusammen. Es war nur noch ein Abgesang auf die demokratische Selbstverwaltung. Die Sozialdemokraten verzichteten, da völlig chancenlos, auf eine Vorschlagsliste für die Wahl der Stadträte. Die NSDAP übernahm bis Ende 1933 mit ihrer Majorität alle wesentlichen Funktionen. Bürgermeister Karl Augustin, ehemals Deutsche Volkspartei, belassen die Nationalsozialisten bis 1936 im Amt, das er im Wesentlichen in ihrem Sinne ausfüllte. Danach wechselte Augustin ins Reichsfinanzministerium.

Die Bezirksversammlung tagte noch am 28. Juni und am 13. September 1933. Nach dem Verbot der SPD vom 22. Juni 1933 folgte gemäss der «Verordnung zur Sicherung der Staatsführung vom 7. Juli 1933» der Ausschluss der Verordneten der SPD.

Durch das Gesetz über die Vereinfachung der Verwaltung der Hauptstadt Berlin vom 22. September 1933 realisierten die Nationalsozialisten schliesslich «die Ausschaltung der parlamentarisch-demokratischen Einrichtungen in der Selbstverwaltung». 1934 wurden die Bezirksämter aufgelöst, und es erfolgte eine Zentralisierung der Verwaltung in den Händen des Oberbürgermeisters.

Das NS-Regime machte sich rasch in den Räumlichkeiten des Rathauses bemerkbar. Neben den Bildern Hitlers in den Amtsräumen wurde vor allem die Ehrenhalle im Erweiterungsbau umgestaltet. Die Nationalsozialisten liessen eine Bronzetafel mit den Namen der drei Charlottenburger SA-Leute Herbert Gatschke, Hans Maikowsky und Kurt von der Ahé anbringen, die als «Märtyrer der Bewegung» propagiert wurden. Deren Tod blieb suspekt; die SA selbst wurde der Tat beschuldigt. Eine Beteiligung der KPD, wie die nationalsozialistische Propaganda erklärte, konnte nie nachgewiesen werden (S. 42). Gegenüber der Ehrenhalle stellte die Bezirksverwaltung eine Bronzestatuette von Adolf Hitler auf.

Aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 wurden in Charlottenburg 48 Beamte entlassen oder in den Ruhestand versetzt, darunter 27 Personen, die «nicht arischer Herkunft», also fast ausschliesslich Juden, waren, neun Personen wegen politischer Unzuverlässigkeit, womit in der Regel Sozialdemokraten und Kommunisten betroffen waren und weitere zwölf Personen zwecks «Vereinfachung der Verwaltung».

**Erna Dubnack** erinnert sich an die Verhaftung ihres Bruders im Rathaus Charlottenburg:

«Mein Bruder musste eines Tages im Jahre 1933 ins Rathaus Charlottenburg, um einem Bekannten in einer Steuerangelegenheit zu helfen.

Gerade an diesem Tage wurden auf einem Fensterbrett des Rathauses Marken der RGO gefunden (Revolutionäre Gewerkschaftsopposition, Organisation der KPD, d. Verf.).

Darauffin sperrte man das Rathaus ab und hielt alle Leute, die drin waren, fest. Meinen Bruder nahm man mit zum Alexanderplatz. Dort wurde er zwei Tage lang verhört. In diesen zwei Tagen kamen sie auch zu uns und machten eine Hausdurchsuchung. Auf dem Hängeboden sahen sie nach, auch im Keller, die ganze Wäsche rissen sie aus den Fächern. Bei meinem Bruder fanden sie fünfzig Mark. Das war verdächtig für sie, weil er doch arbeitslos war! Aber scheinbar verfolgten sie das nicht weiter.»

# Zwischen Verweigerung des Neuen Westens und Olympiaboykott

---

## Der Neue Westen – Enklave im braunen Meer

Friedrich Hussong, Chefredakteur beim erzreaktionären Presse- und Filmzaren der Weimarer Republik und Vorsitzenden der Deutschnationalen Volkspartei Alfred Hugenberg, triumphierte 1933 in einem Buch über das Ende der «Systemzeit», der Weimarer Republik, und konzentrierte seinen Hass und seine Vorurteile auf den Begriff «Kurfürstendamm»:

«Kurfürstendamm» – das war ein Kulturbegriff schlechthin geworden. In seinem Namen gefasst waren... die Perversitäten und Ohnmächte des 'Zeitalters', der Tod der Musik in der Jazzband, Niggersong und Negerplastik, Verbrecherglorie, Proletkult, wurzelloser Pazifismus, blutloser Intellektualismus, Dramatik für Abtreibungspropaganda, Salonkommunismus, schwarzrotgoldene Repräsentationsversuche, Futurismus, Kubismus, Dadaismus, demokratische Knopflochschmerzen, Tyrannis der Zivilisationsliteraten und jede Fäulnisscheinung einer sich zersetzenden Gesellschaft.

Der Kurfürstendamm – aller braven Leute unbeschadet, die dort wohnen –, das war der Feind...

Die Nationalsozialisten hassten den Boulevard und stilisierten ihn zum Symbol all ihrer Feindbilder. Andererseits brauchten sie sein Renommee für ihre eigenen Zwecke. Als Aushängeschild für die internationale Bedeutung der Reichshauptstadt Berlin war er auch für die Nationalsozialisten unverzichtbar.

Trotz der nackten Gewalt der SA schien die kosmopolitische Welt des Kurfürstendamms weiter zu bestehen. Der weltoffenen Moderne hatte die SA nichts entgegenzusetzen als ihre menschenverachtende Ideologie, die sich nicht erst im Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 zeigte. Schon im Mai 1927 und am 12. September 1931, dem jüdischen Neujahrsfest, war die SA pöbelnd und prügelnd über den Kurfürstendamm gezogen. Im September 1931 demolierten SA-Leute vor allem die jüdische Konditorei Reimann am Kurfürstendamm 35. Später hielt sich die SA bis zur Pogromnacht im November 1938 am Kurfürstendamm auffallend deutlich zurück. Hier fanden keine grossen Aufmärsche statt, nur Sammlungen wie beispielsweise zum Winterhilfswerk. Hinter den Kulissen begann aber ab 1933 die «Arisierung» des Kurfürstendamms, die Ausraubung der jüdischen Geschäftswelt.

Die rigorose Vertreibung der avantgardistischen, jüdischen, linken Kultur aus Deutschland ging am Kurfürstendamm nicht vorbei. Wenn auch bis in die ersten Kriegsjahre eine gewisse kulturelle Vielfalt aufrechterhalten blieb, hatte mit dem Machtantritt Hitlers die Vernichtung des kulturellen Lebens der Weimarer Republik begonnen und wurde in den folgenden Jahren systematisch vollendet. «Die Welt, für die wir gearbeitet haben und der wir angehörten, existiert nicht mehr», schrieb Kurt Tucholsky aus dem schwedischen Exil an einen Freund.

Nach dem Reichstagsbrand vom 27./28. Februar 1933 flohen viele liberale und linksgerichtete Intellektuelle vor den drohenden Verfolgungen ins Ausland. Zu den in

Charlottenburg lebenden Künstlern und Künstlerinnen, die sofort ins Exil gingen, gehörten Bert Brecht und Helene Weigel (Hardenbergstrasse 1a), der expressionistische Dichter Max Herrmann-Neisse (Kurfürstendamm 225) und Alfred Döblin (Kaiserdamm 2).

**Max Herrmann-Neisse:  
Verdammnis 1933**

Ich sah das Dunkel schon von ferne kommen,  
als das Gebirg noch schimmernd sichtbar blieb,  
und bangte mich und wartete beklommen,  
dass Gott uns aus dem Paradies vertrieb.

Schon hatte sich der Horizont umzogen,  
und alles Strahlende versank und schwand,  
zwischen der Erde und dem Himmelsbogen  
stand plötzlich störend eine schwarze Wand.

Im April 1933 begann die Verdrängung jüdischer Bürger, Lehrer, Juristen, Ärzte und Künstler aus ihren gesellschaftlichen Positionen. Am 10. Mai inszenierten die Nationalsozialisten die Bücherverbrennung auf dem Opernplatz Unter den Linden. «Es ist Zeit wegzugehen. Sie werden unsere Bücher verbrennen und uns damit meinen», hatte der Schriftsteller Joseph Roth bereits im Juni 1932 in seinem Kreis geäußert, zu dem sein Verleger Gustav Kiepenheuer und die Schriftsteller Ludwig Marcuse, Ernst Weiss und Hermann Kesten gehörten und der sich in «Mampes Guten Stuben» (Kurfürstendamm 14) traf. Ludwig Marcuse, der im Eichkatzenweg 31 wohnte, erreichte hier am Abend des 27. Februar 1933 die Nachricht vom Reichstagsbrand, und er verließ Deutschland noch in der gleichen Nacht. Im März 1933 wurden die Räume des Kiepenheuer-Verlages in der Kantstrasse 10 von Nationalsozialisten völlig verwüstet.

**Hans Sahl** erinnert sich an seine letzten Tage in Berlin im März 1933:

«Ich schlief nicht mehr zu Hause, ich ging ins Kino, vier oder fünfmal am Tag, ich wohnte im Kino, ich wohnte in Warenhäusern und Cafés, fuhr zwischendurch in meine Wohnung, stellte fest, dass noch niemand dagewesen war, verbrannte Papiere oder warf sie ins Klosett, holte sie wieder heraus, weil sie das Klosett verstopft hatten, lief über den Dachgarten auf das Nachbarhaus, weil ich glaubte, es hätte geklingelt. Jemand hatte mir gesagt, ich wäre auf der schwarzen Liste...

Noch einmal ging ich ins 'Romanische Café', wo die 'Einhergewehten' sassen und sich wunderten, dass sie immer noch da sassen und Zeitungen lasen und Schach spielten. Sie sassen dort wie Wesen, die in ihren Posen erstarrt waren und darauf warteten, weggeweht, weggeräumt zu werden. Es schien, als ob sie ihre Identität verloren hätten und auf eine neue warteten, die ihnen das Leben retten würde. Einige wälzten Kursbücher, beugten sich über Landkarten oder schrieben Briefe an einen Verwandten, der einmal nach Amerika ausgewandert war und es dort zu etwas gebracht haben sollte. Wohl dem, der einen Onkel in Amsterdam oder einen Neffen in Shanghai, eine Kusine in Valparaiso hatte. Ich hatte keine Verwandten im Ausland ...»

Trotz der Zäsur von 1933 bewahrte sich der Neue Westen manches vom Fluidum der grossen Jahre. Das künstlerische und intellektuelle Leben erlosch nie ganz. Eine Parteimitgliedschaft galt in Künstlerkreisen als unschicklich. Vereinzelte Parteigenossen unter Literaten und Schauspielern vermieden es, mit der wenig geachteten «Wollhandkrabbe» am Revers aufzutreten. Axel Eggebrecht berichtet, dass man in dieser Umgebung sicherer vor Denunzianten war als in jeder anderen.

Ein wahres Refugium für Gegner des Nationalsozialismus war in den ersten Jahren nach 1933 der «Grüne Zweig» im Hause des Scala-Variétés in der Lutherstrasse 12 (heute Martin-Lutherstrasse). Um die Wirtin Maria Fein, eine ehemalige Reinhardt-Tragödin, sammelte sich eine Gemeinschaft Gleichgesinnter, auf die die Gestapo vermutlich nie aufmerksam wurde. Das war umso verwunderlicher, da ein Stockwerk höher das Kabarett «Katakomben» sein Domizil hatte. Dort führte Werner Finck seine kritische Wortakrobatik vor. Trotz zeitweiliger KZ-Haft und ständiger Überwachung der Vorstellungen konnten die Nationalsozialisten seinen Widerspruchsgeist nicht unterdrücken. Im Kabarett der Komiker (KadeKo) im Erich-Mendelsohn-Bau am Lehniner Platz kalauerte Finck noch bis 1939 und entlarvte den Hitlergruss als «aufgehobene Rechte». Geradezu klassisch sein Wortspiel bei der Frage an die anwesenden Spitzel von der Bühne herab: «Kommen Sie mit? – Oder muss ich mitkommen?»

Im Jahre 1939 wurde seiner Kunst der intelligenten Anspielung ein Ende gesetzt, da Werner Finck zum Militär eingezogen wurde.

Im gleichen Jahr sang Lale Andersen im KadeKo ihr Lied von «Lilli Marleen», das drei Jahre später den Nationalsozialisten nicht mehr genehm war. Lale Andersen erhielt wegen «Wehrkraftzersetzung» Auftrittsverbot. Das Lied war von Norbert Schultze im Lokal «Groschenkeller», Kantstrasse 126, komponiert worden.

Im «Café Leon» neben dem KadeKo residierte Erich Kästner, dessen Wohnung unweit in der Roscherstrasse 16 lag. Kästner, obwohl mit Schreibverbot belegt, belieferte unter Pseudonym die «Katakomben» und das «KadeKo». Nach dem Reichstagsbrand, Kästner war gerade in Zürich, beschloss er, entgegen dem Rat vieler aus Deutschland geflohener Freunde, nach Berlin zurückzukehren. Kästner schrieb später:

«Ich blieb, um Augenzeuge zu sein.»

Er erlebte am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz die Verbrennung seiner Bücher und durfte fortan nicht mehr in Deutschland veröffentlichten. Vermutlich war er relativ geschützt durch die Tantiemen seiner Werke in aller Welt, die dem Reich Devisen einbrachten. Zweimal, im September 1934 und 1937, wurde er von der Gestapo vorübergehend verhaftet, aber wieder freigelassen. Jegliche Versuche der Nationalsozialisten, ihn für ihre Zwecke einzuspannen, lehnte er ab. Der Verfemte schrieb weiter als verbotener Autor, dem das Publizieren im Ausland offiziell erlaubt war. 1942 erhielt er sogar unter bis heute mysteriösen Umständen von der Ufa den Auftrag zum Drehbuch für «Münchhausen». Als der Film 1943 mit grossem Erfolg anlief, war Kästner endgültig mit Schreibverbot belegt.

Der Kreis der Freunde um ihn wurde immer kleiner. Im «Café Leon» traf sich weiterhin der Stammtisch: der Drehbuchautor Eberhard Keinhoff, Werner Buhre, Eberhard Schmidt von der Ufa, seine Sekretärin Elfriede Mechnig und wenige andere. Selbst während der Schlacht um Berlin im April 1945 spielte im «Café Leon» eine Band Swingmusik. Auch im «Bardinet», einer winzigen Bar an der Schlüterstrasse, Ecke Kurfürstendamm, traf sich trotz der Bombennächte ein Stammtisch von Freunden, die sich trotz vermuteter Überwachung durch die Gestapo nicht scheuten, mit Kästner zusammenzutreffen. Kästner selbst überlebte das Kriegsende in Österreich, «als angebliches Mitglied einer Filmproduktionsgruppe, die in Tirol angeblich Aufnahmen machen will.»

Ein weiteres Künstlerlokal, in dem sich antinazistische Gäste trafen, war «Johnnys kleines Künstlerrestaurant» am Kurfürstendamm, Ecke Waitzstrasse, das vom Geschäftsführer des «Deutschen Bühnenclubs», in dem die SA gewütet hatte, eröffnet worden war. Die Schauspielerin Käthe Dorsch war dort Stammgast. Im kleinen Lokal «Mehlgarten» am Olivaer Platz traf sich der Kreis um den Verleger Ernst Rowohlt, zu dem Wolfgang Derz, Walther Kiaulehn und Friedo Lampe gehörten. Hier verkehrte auch der vor allem für die Berliner Illustrierte tätige Karikaturist Ferdinand L. Barlog. Durch die Unterdrückung jüdischer und progressiver Literatur hatte Rowohlt die Hälfte, 70 von 140, seiner Autoren verloren. Von der Passauer Strasse 8 / 9 verlegte Rowohlt seinen Verlag in die Eislebener Strasse 7. Einer seiner amerikanischen Autoren, Thomas Wolfe, besuchte – bereits von

Kriegsahnungen getrieben-zu den Olympischen Spielen zum letzten Mal Berlin. In seiner Erzählung über Deutschland «I have a Thing to tell You» beschrieb Wolfe 1937 die Zustände unter dem Nationalsozialismus und sagte offen seine Meinung über den «dunklen Messias», so dass sein Verleger um die eigene Sicherheit fürchten musste.

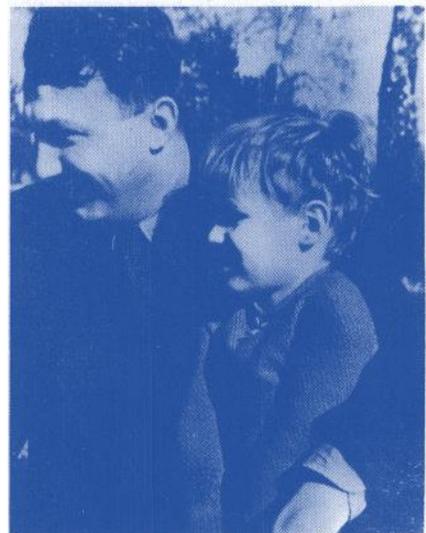
Ernst Rowohlt liess den tschechoslowakischen Staatsbürger Bruno Adler unter dem Pseudonym Urban Roedl publizieren und verlegte ebenfalls die junge jüdische Lyrikerin Mascha Kaléko, die in der Bleibtreustrasse eine Wohnung hatte. «Hier kam mein Kind zur Welt. Und musste fort. / Hier besuchten mich meine Freunde/ und die Gestapo» schrieb sie in ihrem Gedicht «Bleibtreu heisst die Strasse».

Die Angriffe der Nationalsozialisten gegen Ernst Rowohlt wurden immer heftiger, der schliesslich angewidert mit seiner Familie im Februar 1939 Deutschland verliess. Zur Überraschung seiner Freunde, Rowohlt glaubte offensichtlich an ein baldiges Ende des NS-Regimes und des Krieges, kehrte er Ende 1940 aus Brasilien zurück nach Berlin und wurde prompt zum Militär einberufen. Bevor er einrückte, unterhielt Rowohlt eine lose Beziehung zur Gruppe um Harro Schulze-Boysen (S. 106).

Erich Kästner soll bei Rowohlts Rückkehr sarkastisch geäussert haben:  
«Die Ratten betreten das sinkende Schiff.»



Erich Knauf



Erich Ohser

Wie gefährdet die Situation für kritische Künstler war, die weiter in Berlin lebten und arbeiteten, zeigt das Schicksal der Freunde von Kästner Erich Ohser und Erich Knauf, letzterer wohnte in der Fritschestrasse 56. Von Erich Ohser stammte unter dem Pseudonym «E.O. Plauen» die Satire-Serie «Vater und Sohn». Erich Knauf war bis 1933 bei der Büchergilde Gutenberg tätig gewesen und geriet für kurze Zeit in «Schutzhaft». Später wurde er Pressechef der Filmgesellschaft Terra. Ohser und Knauf hatten im Luftschutzkeller offen ihre Meinung über das NS-Regime gesagt und waren denunziert worden. Ohser beging in der Haft Selbstmord, und Knauf wurde vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 2. Mai 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Von ihm stammte eines der

populärsten Lieder im Krieg «Heimat, deine Sterne das die deutschen Sender auch nach seinem Tod noch spielten.

Neben den Unterhaltungsfilmen aus der Ufa-Produktion wurden am Kurfürstendamm noch bis zum Kriegsausbruch amerikanische und britische Filme im Original gezeigt. Reine NS-Propagandafilme hielten sich mangels Besucher in den Lichtspielhäusern zumeist nur kurze Zeit. 1935 protestierten im U.T. (heute Filmbühne Wien) Zuschauer während der Vorstellung gegen den antisemitischen schwedischen Film «Peterson und Bendel».

Horst Lange erinnert sich, dass in der Kurfürstendamm-Gegend noch bis zum Anfang des Krieges internationale Zeitungen, Comics und Jazz-Schallplatten zu bekommen waren. Selbst verbotene Bücher fand man in einigen Antiquariaten, z.B. am Olivaer Platz. Im Zeitungsstand neben dem Schnellrestaurant «Quick» in der Joachimstaler Strasse waren bis in die Kriegsjahre hinein ausländische Zeitungen wie etwa die New Yorker «Daily News» erhältlich – mit Hitler-Karikatur auf der Titelseite.

1936 stellten viele Besucher der Olympischen Spiele fest, dass in der Gegend um den Kurfürstendamm auffallend wenig Nazi-Symbole vertreten waren. Olympia-Fahnen und internationale Zeichen überwogen. Fritz Grünfeld, Inhaber der renommierten Wäsche-Firma Kurfürstendamm, Ecke Joachimstaler Strasse, schmückte nicht ohne Hintersinn gemäss der Anordnung zur Olympia-Beflaggung die berühmte «Grünfeld-Ecke» mit Wimpeln wie bei einer Regatta in den Farben der zionistischen Bewegung «Wäsche-Weiss» und «Grünfeld-Blau». (1938 wurde die Firma durch Max Kühl «arisiert».)

Beispielhaft für die schrittweise Zerstörung des Kurfürstendamms und den verzweifelten Versuch, sich gegen die Nationalsozialisten zu behaupten, ist die Geschichte des Schallplattengeschäftes Alberti (Ecke Tauentzien- / Rankestrasse) gegenüber der Gedächtniskirche. Das «Alberti-Musikhaus» war eines der renommiertesten Schallplattengeschäfte Berlins mit einem internationalen Angebot. 1934 wurde in der Hauszeitschrift «Musik-Echo» die bornierte nationalsozialistische Ideologie süffisant kommentiert, indem man darauf hinwies, dass das Saxophon keineswegs ein artfremdes Musikinstrument sein könne, da es von einem «arischen» Belgier, nämlich Adolf Sax, erfunden worden sei. Das «Musik-Echo» musste kurz danach eingestellt werden. Der Besitzer Alberti, ein Jude, floh 1934 aus Deutschland. Sein langjähriger Mitarbeiter Herr Schalin übernahm das Geschäft, das den Namen Alberti beibehielt, und kündigte öffentlich an, das Geschäft im alten Geist weiterzuführen. Sein Plattenangebot wurde von der Gestapo häufig kontrolliert. Dennoch konnte eine gewisse Qualität des Sortimentes gehalten werden. Viele Platten – vor allem der Jazzmusik – wurden von nun an unter dem Ladentisch gehandelt. 1942 wurden schliesslich alle ausländischen, vor allem amerikanische Platten, von der Gestapo versiegelt. 1944 wurde das Geschäft Alberti durch eine Bombe getroffen und brannte mit dem gesamten Plattenbestand aus.

## Swing

Auf dem Gebiet der Musik versagte die strikte Kontrolle des Propagandaministeriums, durch die das geschriebene und gesprochene Wort sowie die bildende Kunst in Deutschland weitgehend gleichgeschaltet worden war und zur Einförmigkeit verkamen. Die Swingmusik entzog sich von ihrem ganzen Charakter her der nationalsozialistischen Ideologie. Dennoch wurde sie nicht verboten, weil Goebbels sehr genau begriffen hatte, dass man mit dieser Musik Menschen bei guter Laune halten konnte. In diesem Sinne nutzten die Nationalsozialisten die Swingmusik zurzeit der Olympiade als Mittel der Beschwichtigung, Ablenkung und Entspannung.

### Teddy Stauffer über sein Gastspiel im Delphi-Palast:

«Die Olympiade brachte noch einmal... für uns Musiker die Illusion künstlerischer Freiheit in Deutschland. Die Amerikaner waren da. Ihre Anwesenheit inspirierte uns im Delphi-Palast zu einem noch nie dagewesenen Rhythmus. Man tanzte schon am Nachmittag Swing. Die Abende waren von unbeschreiblicher Stimmung. Und mit den Amerikanern tanzten die Berliner...

Natürlich gab es nicht nur Beifall, denn es gab auch eine Menge verknorrter Nazis. Sie hassten unsere 'Juden-Musik', und sie fanden es unerhört, dass ich in Deutschland mit einem Orchester mit englischem Namen auftrat. Deutscher – sprich Deutsch! hiess ihre Parole. Aber im Olympia-Jahr war die Reichsmusikkammer grosszügig. Sie stellte mir ein von der Reichskulturkammer beglaubigtes Schreiben zu, worin mir ausdrücklich erlaubt wurde, unter dem Pseudonym «Teddy Stauffer's Original Teddies» aufzutreten.»



Delphi-Palast 1936 mit Ankündigung von «Stauffers Original Teddies»

Mit seinem konsequent angloamerikanischen Repertoire schickte sich Teddy Stauffer an, ab 1936 zum ersten Jugendidol in Deutschland zu werden. Die Swingmusik entwickelte ihre eigene Dynamik. Jazz blieb verpönt und wurde im Rundfunk seit 1935 nicht mehr gespielt, aber in den Tanzlokalen um den Kurfürstendamm liess man sich nicht davon beeindrucken. Der «Tiger Rag» wurde jetzt zwar manchmal als «Schwarzer Panther» angesagt, aber das war mehr ein Gag als ernstgemeinte Tarnung. Neben Teddy Stauffer spielten Peter Igelhoff, Kurt Widmann, Oskar Joost, Bernhard Etté und die grossen Orchester aus Belgien, den Niederlanden, Italien und den USA.

Zu den berühmtesten Lokalen zählte am Kurfürstendamm 36 das «Uhland-Eck», 1936 hiess es inzwischen «arisiert»-Café Olympia». Dieses stadtbekanntes Vergnügungslokal, in dem auf drei Etagen drei Orchester gleichzeitig spielten, zog besonders junge Leute an. In der Nähe in der Uhlandstrasse 18 befand sich die «Sherbini-Bar». Der Text einer Postkarte vom 18. August 1936 mit Reklameaufdruck des Sherbini gibt die Stimmung in der Swingszene unmittelbar nach der Olympiade wieder. Adressiert an «Hot-Geier Curt Michaelis, Leipzig» lautet der Text:

«Dear Geirus! Eben raste der 1001. Tiger Rag als Quick-Masche an mir vorüber. Flemming wurde beinahe an einer ' Hot-Kurve' aus der Trombone geschleudert. Schulze zerbog das Klavier im Teddy Wilson Stil und eine Negerin fauchte mit einem wackelgeschwänzten Bobo dem aus dem Swing-Dickicht hottenden Tiger entgegen. Alle lassen Dich grüssen! Weine Tränen, weil alles noch beim Alten ist – Jochen.»

Weitere Jazz-Lokale waren das «Kakadu» an der Ecke Augsburger Strasse, «Henry Bender» in der Bleibtreustrasse 33 mit bevorzugt anglo-amerikanischer Unterhaltung wie das «Windsor» am Kurfürstendamm 14 / 15. Berühmt waren auch das «Cascade» in der Rankestrasse 30, die «Femina» in der Tauentzien-, Ecke Nürnberger Strasse, «Café Berlin» und «Barberina» in der Hardenbergstrasse und Dutzende andere. Das «Swing» in der Augsburger Strasse 28 warb 1939 mit dem Satz: «Die besten Orchester der Welt spielen auf Schallplatten zum Tanz und zur Unterhaltung im 'Swing!'. Die Ankündigung und der Name waren Programm, die internationale Ausrichtung beinhaltete durchaus den Widerspruch gegen die staatlich verordnete Deutschtümelei.

### Henning Harmsen:

«Die Musik war andererseits, meine ich in der Rückbetrachtung, Ausdruck einer zivilen Welt, wie sie hätte sein können, wenn es die Nazis nicht gäbe. Daher auch wurde sie benutzt von einer Jugend als Ausdruck des Protestes, der Verweigerung.

Die Verweigerung, die sich auch darin äusserte, dass sie den Dienst bei der Hitlerjugend und BDM nicht mitmachten, sondern ihn schwänzten. Und lieber in den Alsterpavillon in Hamburg gingen oder in Berlin ins Delphi, um sich Swingmusik anzuhören...

Wesentlich ist etwas, was die Nazis an der Swingmusik gehasst haben, warum die Musik für sie suspekt war, nicht nur weil viele Musiker, die die Swingmusik komponiert hatten, Juden oder Schwarze waren, Gerschwin, Irving Berlin, Cole Porter, Jimmy Henderson u.a., sondern dass sie begriffen, es war eine absolut kosmopolitische, internationale Musik, sie hatte Elemente von Esprit, Ironie, Erotik, sie nahm sich selbst auf die Schippe, sie hatte Eleganz und sie war etwas, was natürlich den Nazis ins Gesicht schlagen musste, sie war der Ausdruck des Antispiessigen. Das Nazi-Regime war das Regime der toll gewordenen Spiesser. Ich glaube, das hat sie am meisten gekränkt, dass diese Musik absolut antispiessig war, sie waren die Inkarnation der Spiesser.»

Ein Beispiel für das «Anti-Sein», das besonders Jugendliche mit der Swingmusik verbunden, zeigt der lockere Spruch, mit dem man sich über den langweiligen deutschen Rundfunk lustig machte:

Christel Frohnert erinnert sich an folgenden Spottvers:

«Schalt das Radio an, hol Dir London ran,  
denn der Tommi spielt den Tiger Rag  
und in USA, in der Texas-Bar,  
tanzt und hottet alles Panama,  
nur in Gross-Berlin kann man schlafen gehen,  
denn dort spielt man nur noch Sinfonien.»

Während die Nationalsozialisten die Swingmusik in den grossen Häusern tolerierten und die Orchester ihnen in gewisser Weise sogar als liberales Feigenblatt dienten, wurden die Jugendlichen, die die Musik und den Tanz für sich praktizierten, verfolgt und gelegentlich auch festgenommen.

### Lucie Schulz:

«Mein Sohn gehörte zu einer Clique von Jugendlichen, die sich öfter mit der H J anlegten...

Während des Krieges wurden die Jungen verhaftet. Sie spielten im Hebbelpark englische Platten und tanzten dazu, das war verboten. Ausserdem hatte der eine Junge zum Spass eine Nazi-Armbinde, die ihm 'aus Versehen' herunterrutschte und zu Boden fiel. Auch auf dieser Armbinde haben die Jungen getanzt.

Der Vater eines Jungen war Hilfspolizist. Er meldete den Vorfall.

Eines Morgens klingelte es überall in den Häusern, bei unserem Jungen auch. Alle beteiligten Jungen wurden abgeholt.

Mein Mann war damals schon Soldat. Wir wussten gar nicht, wo die Jungen waren. Nach Tagen der Suche fanden wir sie dann in der Oranienburger Strasse. Sie waren dort in Haft, in einem Gebäude, das [einst] der Jüdischen Gemeinde gehört hatte.»

In der Mommsenstrasse 43 hatte der jüdische Bürger Günther Rosenthal ein Schallplattengeschäft, wo sich Insider trafen, um Platten zu kaufen und zu tauschen. Gegen zwei alte Schellack-Platten gab es eine neue. «Wer dort hinging war 'anti'», erinnert sich Robert Zeiler (S. 207). Günther Rosenthal wurde später nach Ausschwitz deportiert, konnte aber überleben.

Die Wohnung von Max Wolf in der Mommsenstrasse 57 war ein beliebter Treffpunkt von Jazzfreunden. Man verbreitete zum Teil schwarz gepresste Platten, tauschte Informationen aus und verteilte illegal beschaffte Lebensmittelkarten. Anfang 1942 wurde Wolf mit seiner jüdischen Familie deportiert. Seine umfangreiche Plattensammlung wurde von Freunden aus der bereits versiegelten Wohnung gerettet.

Die Gebrüder Hahn gehörten zu einer Clique von 16 bis 17jährigen Jugendlichen aus der Rosinenstrasse, die sich für Swingmusik begeisterten. Da sie die Preise der grossen Tanzpaläste nicht zahlen konnten, trafen sie sich in Grünanlagen oder in der Berliner Umgebung, um Musik zu hören und zu tanzen. Einer ihrer Treffpunkte war die günstig gelegene Sackgasse Am Spreebord neben dem Bewag-Kraftwerk Charlottenburg:

«Dort sind wir hingegangen und haben Platten gespielt. Am Siemenssteg, da konnten nur Fussgänger rüber, hat einer gestanden und einer an der Caprivi-Brücke. Und da haben die von der Bewag, die haben die Musik natürlich mitbekommen, die Polizei angerufen. Und da kam die Polizei, die kam entweder über den Siemenssteg oder über die Caprivi-Brücke. Und da sind wir entsprechend abgehauen, weil die Posten ja standen. Das ging zehnmal gut und beim elften Mal kamen sie von beiden Seiten. Und da haben sie aber nur alle Personalien aufgenommen von allen Jugendlichen, wir waren vielleicht zehn oder zwölf und dann den Apparat und die Platten in die Spree geworfen.»

Das eben Berichtete wäre als politischer Widerstand sicherlich zu hoch bewertet, aber es war zweifellos eine Form von Opposition gegen die militaristischen und völkischen Leitbilder des Nationalsozialismus. Selbst für das Reichssicherheitshauptamt war es auffällig, dass sich dieser Jugendprotest besonders deutlich in der Gegend um die Gedächtniskirche äusserte.

Noch in den letzten Kriegsjahren zogen Jugendgruppen, zumeist auf Urlaub von ihren Flakstellungen, über den Kurfürstendamm, die sich «Swing-Boys», «Knietief» oder «CDU» (Club der Unheimlichen) nannten. Charakteristisch war ein «möglichst langer Facon-Haarschnitt», dunkler Mantel, weisser Schal, die «locker zwischen Zeige- und Mittelfinger

gehaltene Zigarette», «englisch-lässige Kleidung» und natürlich die Vorliebe für Jazz und Swing.

Das bizarre Szenarium des Untergangs des einstigen Prachtboulevards beschrieb der Berlin-Korrespondent für Schweizer Zeitungen Konrad Warner 1944:

«Da schwebten noch immer Frauen vorbei, mit wiegenden Hüften, in eleganten Tailleurs, mit knallroten Lippen und angeklebten Wimpern, die auf Schwanenhälsen und unter gewagten Hutphantasien ihre unbeteiligten Gesichter über die Menge hinwegtrugen. Und da tänzelten die offenbar international vertretenen und von keinem Krieg ausgerotteten Swingboys über den Kurfürstendamm, Schlager summend, Zigaretten in ihren gepflegten Fingern drehend und nach jeder weiblichen Wade Ausschau haltend. An ihnen zogen die Ausgebombten vorbei, schmutzig, abgerissen und erschöpft, ein mit ihren geretteten Habseligkeiten gefülltes Leintuch auf dem gebückten Rücken zu einem noch unbekanntem Notquartierschleppend.»

### Die Brand- und Mordnacht vom 9. / 10. November 1938

Nicht erst die Bombennächte zerstörten endgültig den alten Kurfürstendamm, den Todesstoss erhielt die westliche City bereits durch die Brand- und Mordaktion gegen die jüdischen Gotteshäuser und die jüdische Geschäftswelt vom 9. auf den 10. November 1938, die von den Nazis später zynisch als «Reichskristallnacht» tituliert wurde.

Zwei Berichte sollen das systematisch geplante Verbrechen an den Juden beschreiben, das in aller Öffentlichkeit geschah. Die Mehrheit der Bevölkerung war entsetzt und beschämt. Nur in wenigen Fällen gab es Nachbarschaftshilfe für die jüdischen Geschäftsinhaber. Die Plünderungen jüdischer Geschäfte war vielen alteingesessenen Bürgern peinlich. Offener Unmut oder Protest gegen die SA zeigte sich jedoch nirgends. Widerstand schien angesichts der brutalen Gewalt vergeblich.

**Erich Kästner** erlebte die Pogromnacht, die er «Nacht der Scherben» nannte, auf dem Kurfürstendamm:

«Als ich am 10. November 1938, morgens gegen drei Uhr, in einem Taxi den Berliner Tauentzien hinauffuhr, hörte ich zu beiden Seiten der Strasse Glas klirren. Es klang, als würden Dutzende von Waggons voller Glas umgekippt. Ich blickte aus dem Taxi und sah, links wie rechts, vor etwa jedem fünften Haus einen Mann stehen, der, mächtig ausholend, mit einer Eisenstange ein Schaufenster einschlug. War das besorgt, schritt er gemessen zum nächsten Laden und widmete sich mit gelassener Kraft dessen noch intakten Scheiben.

Ausser diesen Männern, die schwarze Breeches, Reitstiefel und Ziviljackets trugen, war weit und breit kein Mensch zu entdecken. Das Taxi bog in den Kurfürstendamm ein. Auch hier standen in regelmässigen Abständen Männer und schlugen mit langen Stangen 'jüdische' Schaufenster ein. Jeder schien etwa fünf bis zehn Häuser als Pensum zu haben. Glaskaskaden stürzten berstend aufs Pflaster. Es klang, als bestünde die ganze Stadt aus nichts wie krachendem Glas. Es war eine Fahrt wie quer durch den Traum eines Wahnsinnigen.

Zwischen Uhland- und Knesebeckstrasse liess ich halten, öffnete die Wagentür und setzte gerade den rechten Fuss auf die Erde, als sich ein Mann vom nächsten Baum löste und leise und energisch zu mir sagte: 'Nicht aussteigen! Auf der Stelle weiterfahren!' Es war ein Mann in Hut und Mantel. 'Na hören Sie mal', begann ich, 'ich werde doch wohl noch...' 'Nein', unterbrach er drohend. 'Aussteigen ist verboten! Machen Sie, dass Sie sofort weiterkommen!' Er stiess

mich in den Wagen zurück, gab dem Chauffeur einen Wink, schlug die Tür zu, und der Chauffeur gehorchte. Weiter ging es durch die gespenstische 'Nacht der Scherben'. An der Wilmersdorfer Strasse liess ich wieder halten. Wieder kam ein Mann in Zivil leise auf uns zu. 'Polizei! Weiterfahren! Wird's bald?'

Am Nachmittag stand in den Blättern, dass die kochende Volksseele infolge der behördlichen Geduld mit den jüdischen Geschäften spontan zur Selbsthilfe gegriffen habe.»

Werner A. Zehden (S. 207) wohnte gegenüber der Synagoge in der Fasanenstrasse 16 und erlebte den Brand des grossartigen jüdischen Gotteshauses in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938:

«Gegen zwei Uhr nachts wache ich auf und höre auf der Strasse Menschen laufen mit schweren Schuhen. Dann machte ich die Augen auf und da war mein Zimmer rot, als ob die Sonne aufgegangen wäre. Da dachte ich, jetzt brennt es, ging ans Fenster und sah, wie die Synagoge brannte und sah Menschen, nicht in Uniform aber mit schweren Schuhen, die lauter Kanister hatten und immer überall reinliefen und die Kanister reinwarfen und es jedesmal «schöner» brannte, es wurde also systematisch weiter vernichtet.

Die Feuerwehr kam um fünf; die hat aber nicht einen Tropfen gelöscht, sondern sie stand nur da, um die Häuser in der Nachbarschaft vor dem Anzünden zu schützen. Besonders das kleine Haus davor, das war damals ein Restaurant und ist heute wieder ein Restaurant. Es brannte also weiter und weiter, die Menschen wachten auf, kamen raus, was war los, staunten.

Ungefähr gegen neun Uhr kam mit klingendem Spiel die SA anmarschiert, stellten sich so hin, dass sie die verbrannte Synagoge sehen konnten und sangen ihre Lieder, angefangen mit dem Deutschlandlied, dann das SA-Lied und dann das berühmte Lied, wo drin stand, wenn das Judenblut vom Messer spritzt... Und nun kommt was Interessantes, die Leute standen da rum ohne Beifall und stumm. Die Bevölkerung hat nicht etwa Hurra oder Heil Hitler gerufen, die standen alle nur erschüttert da. Und ich hörte auch, 'am Kurfürstendamm haben sie alle Fenster zerschlagen, so ein Blödsinn'. Die Aktion hatte kein grosses Echo, nur bei der SA.

Und nun wurden die Juden aus den Häusern geholt. Wir hatten das grosse Glück, dass man das nicht wusste, dass meine Eltern in privilegierter Mischehe lebten. Aber das Haus Nr. 14, das jetzt auch abgerissen ist, da war ein kleines Leihhaus. Das gehörte einem alten Juden mit seinem Sohn. Dort wurde die Fensterscheibe zerschlagen und restlos alles geklaut. Und der wurde auf die Strasse geschleppt, schrie furchtbar, sein Sohn auch. Und je mehr er schrie, desto mehr kriegte er mit den Dingern auf den Kopf. Die Blutlachen waren noch zwei, drei Tage auf dem Asphalt in der Fasanenstrasse gegenüber dem Restaurant etwa zu sehen. Bis dann so ein Wagen kam, da waren schon ein paar drin und da wurde er auch reingeschmissen wie ein Stück Vieh. Dann wurde noch ein SA-Lied gesungen und dann marschierten sie ab.»

### Carl von Ossietzky

Am Haus Kantstrasse 152, dem ehemaligen Redaktionssitz der Zeitschrift «Weltbühne» von 1927 bis 1933, erinnert eine Gedenktafel an Carl von Ossietzky, der am 5. April 1938 in einem Berliner Krankenhaus unter Bewachung durch die Gestapo an den Folgen der Haft im Konzentrationslager Esterwegen starb.

Die «Weltbühne» ging ursprünglich auf die vom Theaterkritiker Siegfried Jacobsohn seit 1905 herausgegebene «Schaubühne» zurück, eines kleinen Hefes mit einer Auflage von 1'200 Exemplaren im Jahre 1917. Die Namensänderung erfolgte 1918 nicht zuletzt aufgrund des zunehmenden politischen Charakters des Blattes, das 1925 eine Auflage von 12'600 Stück erreichte. Nach dem Tode von Jacobsohn (1926) wurde Kurt Tucholsky für einige Monate Herausgeber der Zeitschrift. Seit Oktober 1927 führte Carl von Ossietzky allein die Geschäfte. In den Folgejahren entwickelte sich die Zeitschrift zu einem Forum der kritischen Auseinandersetzung mit der Republik, des politischen Kampfes gegen die reaktionäre Justiz und gegen die Reichswehr sowie gegen den immer bedrohlicher werdenden Nationalsozialismus. In der «Weltbühne» blieb aber auch weiter Raum für Literatur sowie Theater- und Literaturkritik.

Die kritische politische Aufklärung, für die die «Weltbühne» stand, war ständig bedroht. 1927 kommt es zum Prozess wegen eines Artikels über die Vertuschung der Fememorde der «Schwarzen Reichswehr» durch hohe Militärs, der Ossietzky zwei Monate Gefängnis einbringt. Zwei Jahre später kommt es zum sogenannten «Weltbühnenprozess» vor dem Reichsgericht in Leipzig. In einem Artikel hatte Walter Kreiser die Aufrüstung in der Luftfahrt angeprangert. Erst im November 1931 wird das heftig umstrittene Verfahren eröffnet und Ossietzky wegen Landesverrats und Verrats militärischer Geheimnisse zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt, obwohl die angeblichen geheimen Informationen sogar in einer Reichstagsdebatte zur Sprache gekommen waren. Selbst die Vossische Zeitung sprach von einem Fehlurteil des Reichsgerichtes. Später haben die Nationalsozialisten den angeblichen Landesverrat zur Rechtfertigung ihrer Verbrechen gegen Carl von Ossietzky angeführt.

Am 10. Mai 1932 holten Freunde und Kollegen Carl von Ossietzky in der Weltbühnenredaktion in der Kantstrasse ab und begleiteten ihn zum Gefängnis Tegel, wo er seine Haft antreten musste. Während der Haftzeit Ossietzkys zwischen Mai und Dezember 1932 nahm Hellmut von Gerlach die Redaktionsgeschäfte wahr. Im Juli 1932 wurde Carl von Ossietzky «wegen Beleidigung der Reichswehr» aufgrund eines Artikels von Tucholsky gegen die Doppelmoral des Tötens, «Soldaten sind Mörder», erneut angeklagt. Dieser Prozess endete mit einem Freispruch, «unser erster juristischer Sieg seit Langem» schrieb Ossietzky Tucholsky nach Schweden.

Durch ein Amnestiegesetz, das NSDAP, KPD und SPD Ende 1932 zusammen durchsetzen, kam Ossietzky bereits am 22. Dezember 1932 frei. Die Sozialdemokraten hatten dafür gesorgt, das auch «literarischer Landesverrat» amnestiert wurde. Das war vor allem das Verdienst von Kurt Grossmann und der Liga für Menschenrechte. Vor dem Gefängnis warteten Freunde, um ihn in die «Weltbühne»-Redaktion zu begleiten, wo ein grosser Empfang auf ihn wartete. Auf die Frage von Franz Leschnitzer, wie er die Haft habe überstehen können, soll Ossietzky geantwortet haben:

«Unsereiner geht doch viel bewusster hinters Gitter.»

Carl von Ossietzky stürzt sich erneut in die Arbeit für die «Weltbühne», mit dem trotzigem Satz «Die Sitzung geht weiter» schliesst sein Artikel «Rückkehr» nach der Haftentlassung. Er machte sich über den Nationalsozialismus lustig, nennt Hitler einen Zirkusdirektor, Goebbels einen «hysterischen Zappelwisch von einem Tribun» und verkannte, verdrängte die Gefahr. Nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 bedrängten ihn Mitarbeiter und Freunde, das Land zu verlassen. Ossietzky blieb, hoffte vielleicht auf die Märzahlen und schrieb am 21. Februar angesichts der Verschärfung der Pressezensur eine Satire über Richard Wagner mit einer kritischen Anspielung an die Nationalsozialisten: «Zum zweitenmal soll aus Deutschland eine Wagneroper werden. Siegmund und Sieglinde, Wotan, Hunding, Alberich und der ganze Walkürenchor und die Rheintöchter dazu sind... über Nacht hereingebrochen mit der Forderung, über Leiber und Seelen zu herrschen.»

Ob Ossietzky sich bewusst als Märtyrer dem NS-Terror ausgeliefert hat, muss bezweifelt

werden. Er hatte bis zuletzt die trügerische Hoffnung, der Nationalsozialismus könne noch aufgehalten werden. «Die Generalstreikparole geht um» schrieb er am 14. Februar in der Weltbühne.

Am Morgen des 27. Februar, dem Tag des Reichstagsbrandes, kam der Dichter Walter Mehring zu Ossietzky in die Weltbühnen-Redaktion und berichtete ihm von einer Warnung aus dem Auswärtigen Amt, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Ossietzky zögerte, hinderte aber seine Sekretärin Hedwig Hünicke nicht daran, eine Auslandsfahrkarte zu bestellen.

Sein Freund Robert M.W. Kempner, ehemals Justitiar im preussischen Innenministerium und Rechtsberater der Liga für Menschenrechte sowie langjähriger Mitarbeiter der Weltbühne, rief Ossietzky an und warnte ihn vor der bevorstehenden Verhaftung. Ossietzky blieb in seiner auf's Höchste gefährdeten Wohnung in der Bayerischen Strasse 12 und verbrachte mit seiner Frau eine schlaflose Nacht. Morgens gegen halb vier Uhr wurde er im Zuge der lange vorbereiteten Massenverhaftungen verhaftet.

### **Robert M.W. Kempner** zu Ossietzky's Verhalten:

«Ich wusste, dass Ossietzky auf einer solchen Verhaftungsliste stand. Ich habe ihm geraten, ins Ausland zu gehen. Er hat nein gesagt. Es war bestimmt ein Fehler von ihm.»

Und auf die Frage, warum er nicht geflohen sei:

«Wo sollte er hin? Er war kein Journalist im Umherziehen, er war Innenpolitiker. Und dann ist es doch die Idee von Journalisten auch: Wir wollen das sinkende Schiff nicht verlassen. Und ...vielleicht hat er doch nicht gedacht, wie furchtbar es werden wird.»

Die Polizei brachte Carl von Ossietzky zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Dort traf er viele verhaftete Freunde und Bekannte. Ossietzky wurde vom Alexanderplatz in das Gefängnis Spandau gebracht zusammen mit dem Schriftsteller Ludwig Renn und dem Vorsitzenden der KPD-Fraktion Ernst Torgler, der später Angklager im Reichstagsbrandprozess war. Selbst Ossietzky wollten die Nationalsozialisten vorübergehend mit dem Reichstagsbrand in Verbindung bringen. Doch die Sache wurde jedoch fallengelassen, als Hellmut von Gerlach und Edith Jacobsohn im Ausland die Internationale Presse alarmieren. Die letzte Ausgabe der Weltbühne erschien nach Ossietzky's Verhaftung am 7. März 1933, zwei Tage nach den letzten Reichstagswahlen, unter der Redaktion von Walter Karsch. (Karsch war nach 1945 Mitbegründer des «Tagesspiegel».)

Anfang April 1933 wurden Carl von Ossietzky und Erich Mühsam in das gerade für sogenannte «Schutzhäftlinge» eingerichtete Konzentrationslager Sonnenburg gebracht, ein ehemaliges Zuchthaus in der Nähe von Küstrin. Im Lager herrschten die SA-Männer des berüchtigten «Mordsturm 33» aus Berlin-Charlottenburg (S. 39 ff.). Mühsam und Ossietzky waren den Nationalsozialisten besonders verhasst, hatten sie ihnen doch immer wieder den Spiegel ihrer Geistlosigkeit vorgehalten und sie so dem Gespött der Öffentlichkeit preisgegeben.

Nach Übernahme der Konzentrationslager durch die SS zu Beginn des Jahres 1934 wurde Carl von Ossietzky im Februar 1934 ins Moorklager Esterwegen im Emsland verlegt. Ohne die Solidarität der «Moorsoldaten» hätte Ossietzky bei seiner schwachen Konstitution den ständigen Terror und die Zwangsarbeit im Moor nicht lange ausgehalten. Neben anderen bemühte sich Georg Schmidt, kommunistischer Taxi-Unternehmer und Boxer, Carl von Ossietzky zu schützen. Viele prominente politische Gefangene wurden damals in die Moorklager verlegt, um in Sklavenarbeit das Emsland zu kultivieren. Ossietzky's Pritschenachbar war Theodor Haubach (S. 122). Laut Auskunft des damaligen Lagerältesten Hubert Serwe soll Ossietzky in Esterwegen u.a. auch mit Wilhelm Leuschner, dem früheren

kommunistischen Reichstagsabgeordneten Theodor Neubauer und dem ehemaligen SPD-Fraktionsführer im Preussischen Landtag Ernst Heilmann (S. 82) zusammengetroffen sein. Einmal äusserte Ossietzky mit bitterer Ironie: «Nun ist ja bald alles hier versammelt, nun können wir ja eine vorläufige Regierung bilden.»

### Friedensnobelpreis für Ossietzky

Die zweijährigen Bemühungen um die Verleihung des Friedensnobelpreises für den ehemaligen Leiter der «Weltbühne», Carl von Ossietzky, und die Aktionen im Zusammenhang mit dem Reichstagsbrandprozess waren die beiden herausragenden Kampagnen, dem nationalsozialistischen Terrorregime vom Ausland aus nicht ohne Erfolg Grenzen aufzuzeigen. Besonders die Kandidatur Ossietzkys für den Nobelpreis traf das NS-Regime an einer empfindlichen Stelle, konnte doch vor aller Welt das verbrecherische System der Konzentrationslager aufgedeckt werden. Allerdings brauchte es viel Zeit und Energie, um das Weltgewissen aufzurütteln, hatten doch die meisten Regierungen weitgehend ihren Frieden mit Hitler gemacht.



Carl von Ossietzky

Wie schon für die Jahre 1934 und 1935 wurde Ossietzky Anfang 1936 erneut, diesmal von vielen hundert Vorschlagsberechtigten, für den Friedensnobelpreis nominiert. Bis November 1936 sprachen sich über tausend Persönlichkeiten für Ossietzky aus, darunter 69 Abgeordnete der Arbeiterpartei im norwegischen Storting, 59 Sozialdemokraten im schwedischen Riksdag, 60 tschechoslowakische Abgeordnete, 86 Mitglieder des britischen Unterhauses und sieben des House of Lords, 127 französische Deputierte und 125 Parlamentarier aus der Schweiz.

Wie empfindlich das nationalsozialistische Regime auf die Bemühungen im Ausland für Carl von Ossietzky reagierte, zeigt die umfangreiche Akte «Betr. Carl von Ossietzky 1934-37», in der die Presseveröffentlichungen und politischen Stellungnahmen sowie die jeweiligen Rechtfertigungs- und Beschwichtigungsversuche der Nationalsozialisten registriert sind. Im Olympiajahr 1936 wurde den Nationalsozialisten die Kampagne für Ossietzky immer unangenehmer. Den Tod des berühmten Häftlings im Konzentrationslager wollten sie

nicht in Kauf nehmen. Der todkranke Carl von Ossietzky wurde ins Berliner Staatskrankenhaus der Polizei verlegt. Im November bezog er ein Zimmer im Krankenhaus Westend, blieb aber weiterhin unter ständiger Gestapo-Bewachung.

Trotz letzter Versuche der Nationalsozialisten, die Verleihung doch noch zu verhindern, fiel am 23. November 1936 die Entscheidung über den Friedenspreis für 1935. Einen Tag später hielt Ossietzky das Telegramm des norwegischen Nobelpreiskomitees in den Händen. Gleichzeitig wurde der Friedenspreis für 1936 dem argentinischen Aussenminister Carlos Saavedra Lamas verliehen.

Ossietzky quittierte und telegraphierte einige Tage später aus dem Krankenhaus Westend einen einzigen Satz: «Dankbar für die unerwartete Ehre. Carl von Ossietzky.» Dahinter verbarg sich ein Drama, denn Ossietzky sollte die Annahme des Preises verweigern. Göring liess den Gefangenen zu sich zitieren, versuchte ihn zu kaufen und setzte ihn massiv unter Druck. Nach drei Jahren KZ-Haft sagte der Todkranke dem Ministerpräsidenten ins Gesicht: «Ich war Pazifist, und ich werde Pazifist bleiben.»

Carl von Ossietzky durfte nicht zur Preisverleihung nach Oslo reisen. Zum ersten Mal musste eine Preisverleihung ohne den Ausgezeichneten stattfinden. Hitler hatte am 17. November in einem sogenannten Führererlass Deutschen die Annahme des Nobelpreises für alle Zukunft untersagt und stattdessen einen «Deutschen Nationalpreis» gestiftet.

Wenige Tage nach der Preisverleihung zog Ossietzky ins Krankenhaus Nordend, ein Privatsanatorium in Niederschönhausen. Auch dort wurde er weiterhin von der Gestapo bewacht. In einem Brief der Gestapo an den preussischen Ministerpräsidenten Göring vom 21. Dezember 1936 hiess es, dass man zwar nicht mit einem Fluchtversuch rechne, aber dass bei der zunehmenden Erholung Ossietzkys eine «wahrnehmbare Verstärkung seiner alten pazifistischen Gesinnung zu verspüren» sei.

Nach dem Sieg der Nobelpreis-Kampagne wurde es stiller um den kranken Gefangenen. Um den Preis der Nobelpreis-Stiftung brachte ihn bis auf einen geringen Betrag ein betrügerischer Anwalt, offensichtlich auf Anweisung der Gestapo. Carl von Ossietzky starb am 4. Mai 1938. Seine Frau Maud liess heimlich eine Totenmaske herstellen, bevor sie den Tod meldete. Die Verbrennung im Krematorium Wedding durfte nicht bekannt gegeben werden. Das Grab auf dem Friedhof Berlin-Niederschönhausen blieb auf Veranlassung der Gestapo anonym. Erst nach dem Kriege liess Maud von Ossietzky die Gedenktafel «Frieden für immer» über dem Grab des Friedensnobelpreisträgers anbringen.

## Widerstand an Berliner Kunsthochschulen

Die Skrupellosigkeit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zeigte sich bereits in dem Sturm von uniformierten SA-Studenten am 17.2.1933 auf die Kunstschule in der Grünewald Strasse 5 in Schöneberg. Hierbei wurden die Professoren Georg Tappert, Curt Lahs, Philipp Franck und Heinrich Kamps zeitweilig eingesperrt, Studenten der Studentenvertretung misshandelt und die Hakenkreuzfahne auf dem Dach gehisst, die jedoch von beherzten Studenten, unter ihnen Marianne Matthiae, Anne-Lotte Findeisen und Heinz Dose, wenig später vom Dach heruntergeholt wurde.

Solche Terroraktionen der SA erfüllten eine wichtige Funktion auf dem Wege der Etablierung und Stabilisierung des nationalsozialistischen Regimes. So rechtfertigte der nationalsozialistische Staatskommissar Hans Hinkel die Aktion in einer Rundfunkrede und schloss sich den Vorwürfen gegen die angegriffenen Professoren an. Dieser Staatsterrorismus führte zur Einschüchterung breiter Bevölkerungskreise und bereitete stimmungsmässig auf die späteren scheinlegalen Massnahmen vor, wie etwa auf die Berufsverbote gegen Juden und politische Gegner aufgrund des «Gesetzes über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April 1933.

Aufgrund dieses Gesetzes wurden 1933 an den Berliner Kunsthochschulen viele Professoren und Lehrkräfte beurlaubt bzw. entlassen:

An der Hochschule für Musik in der Hardenbergstrasse Erwin Brodsky, Siegfried Borris, Oskar Daniel, Bruno Eisner, Emanuel Feuermann, Eva Heinitz, Robert Hernried, Käthe Jacob, Stefan Jeidels, Leonid Kreutzer, Frieda Loebenstein, Charlotte Pfeiffer, Hugo Strelitzer, H. Reichenbach und Emy von Stetten. Der Direktor Georg Schünemann wurde am 27. April 1933 von seinem Amt beurlaubt.

An den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst (die Umbenennung in Staatliche Hochschule für Bildende Künste erfolgte erst 1939) in der Hardenbergstrasse riefen am 1. April 1933 nationalsozialistische Studenten in der Eingangshalle mit einem grossen Hetz-Plakat zum Boykott der Professoren Karl Hofer, César Klein, Erich Wolfsfeld, Ludwig Gies, Emil Rudolf Weiss, Walter Reger und Oskar Schlemmer auf. Sie seien «typische Vertreter des zersetzenden liberalistisch-marxistisch-jüdischen Ungeistes». Auch sie wurden nach dem «Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» beurlaubt, bzw. entlassen. Der kommissarische Direktor Hans Poelzig wurde am 10. April 1933 abgesetzt sowie Edwin Scharff Ende 1933 an die Kunstakademie Düsseldorf versetzt. Bereits Ende 1932 war der langjährige Direktor der Hochschule Bruno Paul aufgrund von Angriffen rechtsgerichteter Professoren zum Rücktritt gezwungen worden.

Damit waren die im Folgenden beschriebenen Aktionen gegen den aufkommenden Nationalsozialismus zerschlagen worden.

Bereits 1932 hatte Paul Friedländer auf die Frage «Wie kämpfen wir gegen das Dritte Reich?» 78 Antworten von Arbeitern, Angestellten und Künstlern in einer Broschüre, die im Kosmos-Verlag erschien, zusammengefasst. Zu den Autoren gehörten neben dem Maler Karl Hofer die Schriftsteller Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig und Alfred Kerr, der Komponist Hanns Eisler, der Verleger Willi Münzenberg sowie die KPD-Politiker Wilhelm Pieck, Wilhelm Florin und andere. Die Zusammensetzung zeigte den Anspruch, eine antifaschistische «Volksfront» zu bilden. Dabei liessen sich die tiefen ideologischen Gräben zwischen der Hoffnung linksbürgerlicher Intellektueller nach einer überparteilichen Verteidigung der Demokratie und der Position der Kommunisten, nach der im Abwehrkampf gegen den Faschismus der Zeitpunkt für die Errichtung einer Diktatur des Proletariats unmittelbar bevorstehe, nicht überbrücken.

An den Vereinigten Staatsschulen war ein «Revolutionärer Studentenbund» von Fritz Cremer, Fritz Duda, Leonie Behrmann und Gertrud Classen gegründet worden. Er hatte Ende 1932 etwa 70 Mitglieder. Seit November 1932 gab der «Revolutionäre Studentenbund» eine hektografierte Zeitung (8 Seiten) heraus, die bis März 1933 in zwei oder drei weiteren Ausgaben erschien. Welche Wirkung diese Zeitung unter den Studenten erzielte, ist rückblickend schwerfestzustellen. Ein Indiz für einen gewissen Rückhalt unter der Studentenschaft zeigte sich bei der Unterstützung einer Protestresolution für Käthe Kollwitz.

## Solidarität für Käthe Kollwitz

Käthe Kollwitz war seit 1919 Mitglied der Preussischen Akademie der Künste und hatte in dieser Funktion 1928 die Leitung eines Meisterateliers für Grafik im Gebäude der Hochschule in der Hardenbergstrasse 33 übernommen. Anfang 1933 unterzeichnete sie zusammen mit Heinrich Mann und anderen Künstlern und Intellektuellen einen vom Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) initiierten Appell für eine Einheitfront gegen den Nationalsozialismus, in dem es hiess:

«Die Vernichtung aller persönlichen politischen Freiheit in Deutschland steht unmittelbar bevor, wenn es nicht in letzter Minute gelingt, unbeschadet von prinzipiellen Gegensätzen alle Kräfte zusammenzufassen, die in der Ablehnung des Faschismus einig sind. Es gilt... endlich einen Schritt zu tun zum Aufbau einer einheitlichen Arbeitsfront.»

Ihre Unterschrift unter diesen Aufruf nahm die Akademie der Künste zum Anlass, sie zusammen mit Heinrich Mann zum Rücktritt aufzufordern. Heinrich Mann und Käthe Kollwitz folgten dieser Aufforderung am 15. Februar 1933, begleitet vom Stadtbaurat Martin Wagner und dem Schriftsteller Bernhard Kellermann (Bismarckstrasse 72), die aus Solidarität ihr Mandat ebenfalls Zurückgaben. Den Protesten gegen den Hinauswurf schlossen sich auch Alfred Döblin und Ricarda Huch an.

Am 22. Februar veröffentlichte die Studenten Vertretung der Vereinigten Staatsschulen folgende von Fritz Cremer, Leonie Behrmann und Fritz Duda initiierte Resolution, die von 91 Studenten unterzeichnet worden war:

«Das ganze Lebenswerk der greisen Künstlerin Käthe Kollwitz ist eine riesengrosse Anlage jede Reaktion, gegen jede Barbarei, gegen die, die jetzt auf einmal sich als die berufenen 'Hüter' der Kultureinstellen. Wir fordern jeden von euch auf, der ein einfaches selbstverständliches Gefühl für die Künstlerin Käthe Kollwitz hat, und der die Gefahr erkennt, in der unser freies geistiges Schaffen sich befindet, Stellung zu nehmen und folgendem Protest an das Kultusministerium zuzustimmen: Wir Schüler der Vereinigten Staatsschulen protestieren auf das Energischste gegen die Angriffe, die gegen Frau Prof. Käthe Kollwitz erhoben werden. Wir als Kunststudierende sind uns diese Erklärung im Interesse der Künstler und der Kunst überhaupt selber schuldig.»

Die Studentenvertretung forderte die Rücknahme der Angriffe gegen Käthe Kollwitz und ihre Wiedereinsetzung als Mitglied der Akademie der Künste. Die Liste mit den 91 Unterschriften sollte an das Ministerium gesandt werden. Angesichts der wachsenden politischen Verunsicherung (eine Woche später brannte das Reichstagsgebäude) wollten viele Studenten ihre Unterschrift wieder zurückziehen. Der Schülervertreter Siegfried Tschierschky, die Bildhauerin Gertrud Classen und Fritz Cremer retteten die Protestaktion, in dem sie die Protestnote ohne Namensnennung an die Direktion sandten.

Eine geplante Studentenkundgebung für Käthe Kollwitz wurde abgesagt. Der kommissarische Direktor Hans Poelzig ermahnte die Studierenden, «dass Politik, ganz gleich welcher Richtung, mit der Kunst und ihrem Studium nichts zu tun hat. « Am 10. April wurde Hans Poelzig selbst von den Nationalsozialisten des Amtes enthoben.

Die «Vereinigung der revolutionären Studenten» der Vereinigten Staatsschulen löste sich angesichts der Gleichschaltungspolitik in den folgenden Monaten auf. Viele Mitglieder wurden zu einer Loyalitätserklärung verpflichtet. Der offene Widerstand war zerschlagen worden. Vom «Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen» vom 20. April 1933, das zur Exmatrikulation von etwa zehn Prozent der Studierenden führte, waren besonders jüdische Studenten sowie die betroffenen, die bis 1933 die Studentenvertretung gestellt hatten bzw. in linksorientierten Studentenorganisationen engagiert waren.

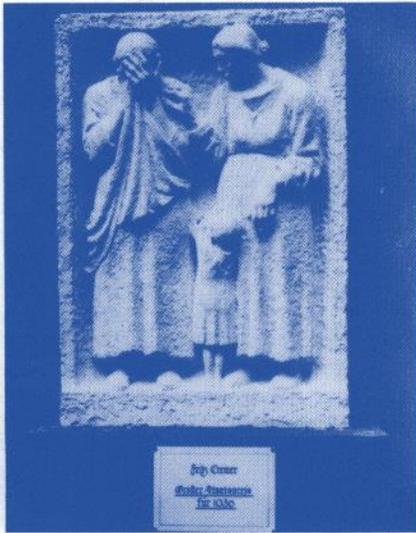
Widerstand von Künstlern zeigte sich später auf mehreren Ebenen, einmal durch Beteiligung an Widerstandsgruppen, hier ist in erster Linie die Beteiligung von Künstlern an der Schulze-Boysen / Harnack-Organisation (S. 110 ff.) zu nennen, zum anderen durch ihre Kunstwerke selbst.

## Staatspreis für Fritz Cremers «Tirauernde Frauen»

Wie schwierig die Gratwanderung zwischen staatlichen Eingriffen und künstlerischer Freiheit war, zeigte die Würdigung von Fritz Cremers 1935 entstandenem Relief «Trauernde Frauen». Wie Käthe Kollwitz, die Cremer als seine «künstlerische Mutter» ansah, gab Cremer dem Thema zweier wartender Frauen, deren Männer durch die Gestapo verhaftet wurden, durch antikisierende Gewänder eine überzeitliche Aussage. Am Tag der offenen Tür zu Ostern 1935 wurde das Relief, das von Studierenden heimlich «Gestapo» genannt wurde, der Öffentlichkeit gezeigt.

## Fritz Cremer:

«Und zu Ostern war die «Offene Tür». Da wurden die Ateliers aufgemacht, und da musste ich mein Atelier aufmachen, und ich war gerade mitten drin in der Arbeit mit dieser Figur, die war aber noch in Ton und da hat mein Meister Gerstel zum Beispiel mich zu schützen versucht, in dem er mir den Rat gab und sagte, nehmen Sie doch einen Draht und schneiden Sie das Kind heraus und legen Sie es in feuchte Lappen und verstecken Sie es, wenn die Kommission kommt. Und ich habe ihm gesagt, nein, das mache ich nicht und habe es so gelassen und das führte dazu, dass ein Teil der Lehrerschaft verlangte, dass ich geschasst werde, wegen einer Arbeit, die nicht im Sinne der nazistischen Kultur-Kunstvorstellungen war.»



Fritz Cremers Relief «Trauernde Frauen»

Ein anderer Teil der Lehrerschaft verteidigte Fritz Cremer, der die «Trauernden Frauen» bewusst 1936 zum Staatspreis der preussischen Akademie der Künste einreichte und ihn mit diesem Relief zu seiner eigenen Verblüffung auch erhielt. Die oppositionellen Kräfte innerhalb der Akademie waren offenbar noch stark genug zu einer solchen Zeichensetzung.

Aufgrund dieser Preisentscheidung wurde die Autonomie der Akademie eingeschränkt, denn ab 1937 mussten die Jury-Entscheidungen durch das Propagandaministerium genehmigt werden.

## Charlotte Salomon

Wielandstrasse15

Charlotte Salomon (Berlin 1917-1943 Auschwitz) studierte von 1936 bis 1938 an der Kunsthochschule in Charlottenburg. Als sie wegen ihrer jüdischen Herkunft bei einer Preisvergabe für ein Bild ausgeschlossen wurde, verliess sie die Hochschule. Im Januar 1939 emigrierte sie mit ihren Grosseltern nach Südfrankreich. Während der deutschen Besetzung dort wurde sie im Sommer 1940 interniert. Danach malte sie ihre Autobiographie unter dem Titel «Leben oder Theater», einen Bilderzyklus von 769 Gouachen (Malerei mit Wasserdeckfarben) mit einem als Singspiel geschriebenen Begleittext. Im September 1943 wurde sie, im dritten Monat schwanger, mit ihrem Mann nach Auschwitz deportiert und ermordet. Vor ihrer Deportation übergab sie ihr gesamtes künstlerisches Werk einem französischen Arzt mit den Worten: «Heben sie das gut auf, es

ist mein ganzes Leben.» In dem Bilderzyklus «Leben oder Theater» ist unter anderem auch die Entstehung des «Kulturbundesdeutscher Juden» dokumentiert, dessen Gründer und Leiter, Kurt Singer, ein enger Freund der Familie Salomon war.

## Emil Nolde

Bayernallee 11

Der expressionistische Maler und Graphiker Emil Nolde (1867-1956), der eigentlich Emil Hansen hiess, hatte von 1928 bis 1944 eine Wohnung in Westend. Er gehörte der Künstlergemeinschaft «Die Brücke» an. Seine Malerei wurde von den Nationalsozialisten als «entartet» diffamiert. Nolde, der anfänglich mit dem Nationalsozialismus sympathisierte, war diese Reaktion völlig unverständlich. Er zog sich zurück. Seine Bilder aus der «inneren Emigration» gehören zu den beeindruckendsten Beispielen für die künstlerische Auseinandersetzung mit derzeit des «Dritten Reiches».

## Paul Hindemith / Musik als Widerstand

Sachsenplatz 2 (heute Brixplatz)

Paul Hindemith (1895-1963) galt Ende der Zwanziger Jahre als ein radikaler Vertreter der «neuen Sachlichkeit» in der Musik. Trotz einer Reihe von Angriffen von Vertretern der «Blut- und-Boden»-Ideologie konnte Hindemith seine Arbeit als Kompositionslehrer an der Hochschule für Musik fortsetzen und wurde sogar in den Führerrat des Berufsstandes der Komponisten bei der Reichskulturkammer berufen. Gleichzeitig verschwinden die als «kulturbolschewistisch» verschrienen Werke Hindemiths aus den Konzertprogrammen in Deutschland.

Zu einem öffentlichen Konflikt kommt es durch das Verbot der Aufführung seiner Oper «Mathis der Maler» in der Frankfurter Oper sowie der kurz darauf erfolgten spektakulären Uraufführung der hieraus zusammengesetzten Mathis-Symphonie am 12. März 1934 unter der Leitung von Wilhelm Furtwängler in der Berliner Philharmonie. In dieser Oper, zu der Hindemith zwischen 1932 und 1934 Text und Musik geschrieben hatte, wurde mit einem Rückgriff auf die historische Figur des Malers Mathias Grünewald die Frage von Kunst und Macht thematisiert. Dabei wurden mehr oder weniger verschlüsselte Bezüge zum aktuellen Geschehen im Jahre 1933 hergestellt-so etwa mit der Bücherverbrennung im 3. Bild der Oper. Musikalisch greift Hindemith jedoch auf Kompositionsformen zurück, die ihn von der radikalen expressiven Musik seiner frühen Arbeiten hin zu einem eingängigeren Volksliedton führen.

Ende 1934 führen die Auseinandersetzungen um Hindemith in der Presse zum Rücktritt Furtwänglers als Vizepräsident der Reichsmusikkammer sowie als Leiter des Philharmonischen Orchesters. In seinem Artikel «Der Fall Hindemith» vom 25. November 1934 in der «Deutschen Allgemeinen Zeitung» hatte er sich noch einmal für Hindemith eingesetzt. Hindemith selbst beantragte aufgrund der fortgesetzten Auseinandersetzungen um seine Person am 5. Dezember 1934 die Beurlaubung von seiner Professuran der Hochschule für Musik.

Zwei Tage später griff Goebbels selbst auf einer Kundgebung im Sportpalast Hindemith an und forderte, «rücksichtslos und ohne Furcht vor absterbenden Kunstliken und -claqueen ... dagegen anzugehen. Wir jedenfalls vermögen weder Vorwärtsweisendes noch Zukunftsträchtiges dabei zu entdecken; wir verwahren uns auf das Energischste dagegen, diesen Künstlertypus als deutsch angesprochen zu sehen.»

Hindemith ging danach für kurze Zeit in die Türkei, kehrte jedoch erneut nach Deutschland zurück und nahm 1935 / 36 seine Lehrtätigkeit an der Hochschule für Musik wieder auf. Nachdem er auf der Ausstellung «Entartete Musik» in Düsseldorf als prominenter Vorkämpfer des «Musikbolschewismus» diffamiert wurde, verliess Hindemith Deutschland endgültig.

## Städtische Oper

Bismarckstrasse 35

Die Städtische Oper war seit 1931 in der Nachfolge von Heinz Tietjen, Bruno Walter und Kurt Singer (1930-31 stellvertretender Intendant, S. 204) Wirkungsstätte eines der grossen Opernregisseure dieses Jahrhunderts, Carl Ebert. Der vom Theater kommende Schüler von Max Reinhardt machte sich unter anderem einen Namen durch Verdi-Inszenierungen. In seine Zeit an der Städtischen Oper fällt auch die Uraufführung der «Bürgschaft» von Kurt Weill im März 1932.

Im Jahre 1933 endete abrupt die Tätigkeit des Sozialdemokraten Carl Ebert in Berlin. Am 11. März 1933 stürmte die SA die Städtische Oper. Schon früher war es zu Pöbeleien von Nationalsozialisten gegen die verhasste, angeblich «undeutsche» Moderne gekommen. Zwei Tage später wurde Carl Ebert vom preussischen Innenminister Hermann Göring die Intendanz der noch bestehenden drei Berliner Opernhäuser angetragen. Ebert lehnte das Angebot ab und ging am 20. März 1933 in die Emigration. Mit ihm verliessen die Dirigenten Fritz Stiedry und Paul Breisach sowie eine Reihe bedeutender Sänger das nationalsozialistische Deutschland. (Nach dem Krieg übernahm Carl Ebert 1954 von dem bereits 1948 zurückgekehrten Heinz Tietjen erneut die Intendanz und blieb Intendant bis 1961.)

Nach der nur wenige Wochen dauernden Leitung des Ex-Intendanten der Berliner Staatsoper, Max von Schillings (er starb bereits am 24. Juli 1933) wurde die Städtische Oper 1934 dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda unterstellt und in «Deutsches Opernhaus» umbenannt. Neben dem eingespielten Repertoire wurden vor allem Wagneropern neu inszeniert, neue Musik wurde fast gar nicht mehr gespielt. Am 22. / 23. November 1943 wurde das alte Haus durch Bomben schwer beschädigt.

## Schiller-Theater

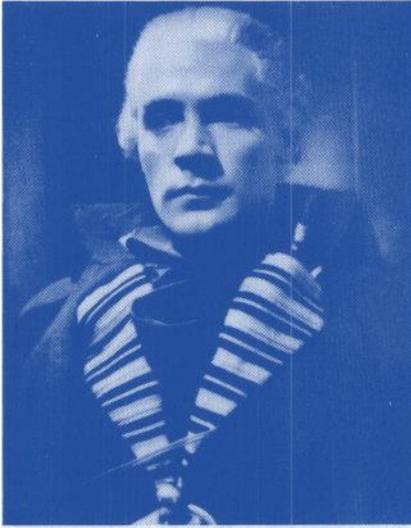
Bismarckstrasse 110

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten verliess Fritz Hirsch, der private jüdische Pächter des Schiller-Theaters, Deutschland, und das Theater ging in die Verwaltung der Stadt Berlin über. Nach mehreren, mehr oder weniger erfolgreichen Experimenten mit der Bühne, darunter als Theater der Jugend unter der Schirmherrschaft von Joseph Goebbels und «Reichsjugendführer» Baldur von Schirach, übernahm nach einem Umbau Heinrich George die Intendanz des Schiller-Theaters, das nunmehr den Status eines repräsentativen Staatstheaters erhielt.

Neben Heinz Hilperts Deutschem Theater, das Joseph Goebbels unterstand, und Gustav Gründgens' Staatlichem Schauspielhaus, für das Hermann Göring verantwortlich zeichnete, sollte auch das Schiller-Theater als kulturpolitisches Feigenblatt mit internationalem Renommee dienen.

Zur Neueröffnung des Schiller-Theaters am 15. November 1938 vor grosser Parteiprominenz wurde Friedrich Schillers «Kabale und Liebe» gegeben: Paul Wegener als Präsident, Gisela Uhlen als Luise, Ernst Legal als Hofmarschall von Kalb, Heinrich George als Stadtmusikus Miller und Raimund Schelcher als Ferdinand. Raimund Schelcher, der in den Filmen «Robert Koch» und «Das unsterbliche Herz» gespielt hatte, war von Heinrich George als jugendlicher Held engagiert worden.

Raimund Schelcher sprach als Ferdinand den entscheidenden Satz «Ich verwerfe dich – ein deutscher Jüngling!» demonstrativ Hitler zugewandt in die Regierungsloge. Es gab einen Riesenskandal. Schelcher wurde vorübergehend verhaftet und erhielt schliesslich am Schiller-Theater keine Rollen mehr. Später kam er in eine Strafkompagnie an die Front. Er überlebte den Krieg, kehrte aber physisch und psychisch ruiniert zurück.



Raimund Schelcher als Ferdinand

**Maria Milde** beschreibt in ihren Erinnerungen in «Berlin Glienicker Brücke», wie sie sich für ihren Freund Raimund Schelcher bei Gustav Gründgens einsetzte. Gründgens traf Schelcher und intervenierte beim zuständigen Kriegsgerichtsrat, schätzte aber die Erfolgchancen selbst als gering ein.

1941 wurde Günther Weisenborn (S. 109), der in der Schulze-Boysen-Harnack-Gruppe aktiv war, Chefdramaturg am Schiller-Theater. Intendant Heinrich George kündigte die Aufführung von Weisenborns Schauspiel «Die guten Feinde» im Spielplan an.

Der Schauspieler **Will Quadflieg** in seinen Erinnerungen 1976:

«Ich darf die Frage nicht ausklammern, wie Heinrich George es in den Hitler-Jahren mit der Politik gehalten hat. Anders als Wegener und Winterstein, die nicht mehr so im Brennpunkt standen und deren politische Haltung über jeden Zweifel erhaben war, verhielt sich George indifferent. Man hatte ihm das ‚Schiller-Theater‘ anvertraut, und nun wollte er glauben, dass alles gut war. Er versuchte, damit seine Vergangenheit zu kompensieren, denn in den zwanziger Jahren hatte er den Kommunisten nahegestanden – hatte Unruh, Barlach, Rehfish, Welk, Brecht gespielt, und als Piscator sich um der härteren Politik auf dem Theater willen mit der Volksbühne überworfen hatte, hatte George für Piscator Partei ergriffen. Er hatte eine Erklärung der Schauspieler verlesen und dagegen protestiert, dass die «Volksbühne» Piscator massregelte.

Dann aber hatte George das Elend in Deutschland der späten zwanziger und frühen dreissiger Jahre erlebt und wie so viele Hoffnung gefasst, als es nach dem Januar 1933 aufwärts zu gehen schien. In dieser Erwartung hatte er später das «Schiller-Theater» übernommen und darauf vertraut, dass er sich gegen das Ansinnen, Propaganda für die neuen Machthaber zu treiben, durchsetzen würde.

George machte seinen Klassiker-Spielplan und hatte Erfolg. So konnte er viel für die Menschen in seinem Haus tun. In den Räumen des ‚Schiller-Theaters‘ wurde sehr frei geredet, und der Hitler-Gruss war verpönt. Wenn der Staat seine Fänge nach einem Mitglied des Ensembles ausstreckte, legte George Einspruch ein und setzte sich meistens durch. Auch ich profitierte davon. Als ich im Oktober 1939 am Tag der Generalprobe des ‚Don Carlos‘ eingezogen wurde, sorgte George dafür, dass ich vom Militärdienst freigestellt wurde.

Trotzdem blieb uns Georges zwiespältige Haltung nicht verborgen. Es gab Abende in seinem Haus, an denen wir versuchten, ihn aus der Reserve zu locken. Dann baten wir ihn etwa, die Platte aufzulegen, die beim Dreyfuss-Film gemacht worden war. George tat uns den Gefallen und wir hörten die grosse Rede Zolas, in der er zu sagen hatte:

„Ihr jungen Menschen, lasst Euch nicht einlullen vom Wahnsinn des Antisemitismus“. George sass dabei und sagte nichts. Er wollte sich nicht dazu äussern.

Er hat für seinen Irrtum schwer gebüsst. Die Russen haben ihn ins Lager Sachsenhausen geschleppt, und er ist dort nach einer Blinddarmoperation elend gestorben.»

## Hans Meyer-Hanno

Hans Meyer-Hanno war vor seinem Engagement am Schiller-Theater 1933 Mitglied der «Tiruppe 1931» gewesen. Es trennte sich demonstrativ nicht von seiner jüdischen Frau und bewahrte sie und seine beiden Kinder vor der Verfolgung. Hans Meyer-Hanno, Werner Scharf, Dorothea Thiess vom Schiller-Theater versteckten ihren jüdischen Kollegen, Martin Rosen, in der Emser Strasse. Martin Rosen wurde jedoch denunziert und nach Auschwitz deportiert. Er konnte überleben.

Vermutlich ab 1943 unterhielt Meyer-Hanno Kontakte zur kommunistischen Gruppe um Anton Saefkow und Franz Jacob. Nach einem Treffen mit Anton Saefkow in Meyer-Hannos Wohnung hielt er über Wilhelm Moll die Verbindung aufrecht. Nach der Aufdeckung der Gruppe im Juli 1944 wurde auch Meyer-Hanno verhaftet. Das Verfahren gegen ihn wurde vom Prozess gegen Saefkow und andere abgetrennt und Meyer-Hanno nur zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. (Anton Saefkow deckte ihn durch seine Aussage.) Hans Meyer-Hanno wurde am 17. / 18. November nach Bautzen überführt und kurz vor Kriegsende am 22. April 1945 in Dresden ermordet.

## Leonore Ehn und Freiherr Hans von Zedlitz und Neukirch

Bleibtreustrasse 32

Die anfänglich am Schiller-Theater, später am Kleinen Theater Unter den Linden und am Deutschen Theater erfolgreich tätige Schauspielerinnen Leonore Ehn (1888-1978) emigrierte 1935 zusammen mit ihrem Mann, Hans von Zedlitz (1891-1948) und ihrem 14jährigen Sohn Geert nach Wien, nachdem ihr Mann als «Halbjude» kein Engagement als Schauspieler in Deutschland mehr bekam.

In Wien folgten sie dem Angebot aus Moskau an der Produktion von Anti-Hitler-Filmen der kommunistischen Künstlergruppe um Gustav von Wangenheim und Hans Rodenberg mitzuwirken und emigrierten in die Sowjetunion. Angesichts der Annäherung des NS-Regimes an die Sowjetunion, die schliesslich zum Hitler-Stalin-Pakt und nach dem Krieg gegen Polen im September 1939 zum Deutsch-Sowjetischen Freundschaftsvertrag führte, waren die Filmprojekte nicht mehr aktuell. Es zerschlug sich auch das Angebot für Hans von Zedlitz, an dem Filmprojekt von Friedrich Wolf «Professor Mamlock» mitzuwirken. Stattdessen wurde Hans von Zedlitz 1938 in Moskau verhaftet. Leonore Ehn wurde nach fieberhaften Bemühungen um ihren Mann mit ihrem Sohn aus der Sowjetunion nach Berlin ausgewiesen.

Nach 7-monatiger sowjetischer Haft wurde von Zedlitz im Frühjahr 1939 gegen einige, in deutschen Konzentrationslagern inhaftierte Kommunisten ausgetauscht. Bei der Ankunft in Berlin wurde er erneut verhaftet und im Polizeipräsidium am Alexanderplatz verhört. Binnen weniger Tage musste Hans von Zedlitz Deutschland verlassen und erhielt mit Hilfe

amerikanischer Verwandten über die Niederlande und Belgien die Einreise in die Schweiz. Hans von Zedlitz überlebte zwar das Kriegsende, starb jedoch als gebrochener Mann bereits 1948 – erst 57jährig.

Leonore Ehn blieb mit ihrem wehrpflichtigen Sohn Geert in Deutschland. Eine weitere Tätigkeit als Schauspielerin wurde ihr verwehrt. Ihr Sohn fiel noch Anfang 1945 an der Ostfront.

(Nach dem Krieg wurde Leonore Ehn als Schauspielerin im Osten abgelehnt und erhielt auch im Westen keine neuen Rollen. Sie starb in völliger Zurückgezogenheit 1978.)

## Technische Hochschule

Berliner Strasse 171-172 (heute Strasse des 17. Juni 135)

Die Technische Hochschule galt schon vor 1933 «als eine Hochburg des Nationalsozialismus unter den deutschen Hochschulen», wie ihr nationalsozialistischer Direktor Ernst Storm (später) schrieb. Zahlen über das studentische Wahlverhalten belegen dies. Bereits im Wintersemester 1931 / 32 votierten 1735 Studenten bei 2807 abgegebenen Stimmen (bei ca. 3'500 immatrikulierten Studenten) für den NS-Studentenbund, der damit 20 von 30 Sitzen einnahm. Die organisierte NS-Studentenschaft an der TH beteiligte sich nach der Machtergreifung Hitlers in besonderem Masse an der Verfolgung jüdischer oder politisch andersdenkender Mitstudenten und Dozenten.

Verglichen mit der Haltung der Studenten gegenüber dem Nationalsozialismus war diejenige der Professoren und Assistenten an der TH Berlin eher zurückhaltend. 1932 bekannten sich nur 37 Professoren und Assistenten von 410 Hochschullehrern öffentlich zur NSDAP, 1933 waren es bereits 82 von 399 und schliesslich 1941 mindestens 211 von 370 Angehörigen des Lehrkörpers.

Unter den Professoren der Technischen Hochschule gab es eine rühmliche Ausnahme, einen, der gegen den Nationalsozialismus ankämpfte. Das war der international renommierte Archäologe Professor Daniel M. Krenker, der als Direktor von 1930 bis 1932 den Kampf gegen den nationalsozialistischen Studentenbund mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln aufgenommen hatte. Er wies z.B. Studenten von der Hochschule, weil sie Nationalsozialisten und Mitglieder der SS waren. Noch im März 1933 wollte Professor Krenker den späteren Rektor Storm verhaften lassen, weil dieser auf der Technischen Hochschule eine Hakenkreuzfahne hissen liess. Die isolierte Stellung von Professor Krenker (selbst in der eigenen Fakultät) verhinderte eine grössere Wirksamkeit. Dank seines internationalen Ansehens konnte Krenker trotz «ständiger politischer Entgleisungen», wie es in einem Schreiben des Dozentenführers Willing vom April 1940 hiess, seine Lehrtätigkeit bis zur Emeritierung im Oktober 1939 ausüben.

Eines der bedeutendsten Opfer der rassistischen Wissenschaftsverfolgung an der TH Berlin war Professor Georg Schlesinger. Inhaber des Lehrstuhls für Werkzeugmaschinen und Fabrikanlagen. Nachdem ihm 1933 sein Lehrstuhl genommen war, versuchte er, über eine Eingabe im Dezember 1933 die Erlaubnis für Fertigstellung eines wissenschaftlichen Standardwerks zum Werkzeugmaschinenbau anhand seiner selbst erarbeiteten Forschungsergebnisse zu erwirken. Der Antrag wurde vom Ministerium im Einvernehmen mit der Gestapo genehmigt, vermutlich nicht zuletzt, weil die Eingabe vom Verein Deutscher Werkzeugmaschinenfabriken nachdrücklich unterstützt worden war, und man Schaden von der Industrie abwenden wollte. Wenig später wurde Georg Schlesinger verhaftet und ein Verfahren «wegen Hochverrats und Wirtschaftsspionage» eröffnet.

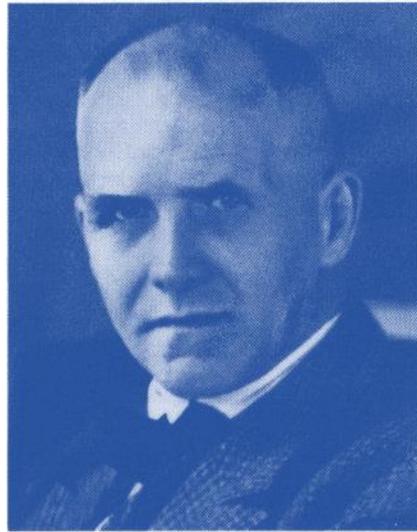
Ein mutiger Kollege von der Technischen Hochschule, der Wirtschaftsingenieur Waldemar Koch (1880-1963), trat für seinen Doktorvater Georg Schlesinger ein. In einem Schreiben

an das zuständige Gericht verwandte sich Koch für Georg Schlesinger und schilderte ihn als einen Ehrenmann. Dieses wurde ihm später als «offenes Eintreten für die Interessen des Judentums» angekreidet. Koch war seit seiner Habilitation Privatdozent für Betriebswirtschaftslehre an der TH und als «entschiedener Antinazist» bekannt.

Koch hatte zudem in dem von ihm präsidierten Verband Deutscher Wirtschaftsingenieure (VDW) den katholisch gebundenen, nichtnationalsozialistischen Professor Goetz Briefs, Inhaber des Lehrstuhls für Volkswirtschaftslehre und Sozialwissenschaften an der TH Berlin, über das Wesen des Nationalsozialismus sprechen lassen. Die Organisation der NSDAP an der TH erklärte schliesslich, dass der VDW solange boykottiert werde, bis Koch den Vorsitz an einen Nationalsozialisten abtrete, was dieser schliesslich auch tat.



Waldemar Koch



Daniel M. Krenker

Koch setzte sich darüber hinaus für den Generaldirektor der Charlottenburger Engelhardt-Brauerei und der Malzbierbrauerei Groterjan & Co., Ignaz Nacher, ein. Als Generalbevollmächtigter trat er in der Generalversammlung vom 28. Februar 1934 auf und wurde wegen seines Eintretens für Nacher nach der Sitzung von SA-Leuten zusammengeschlagen. Der SA-Trupp wollte Koch sogar aus dem Fenster des III. Stocks stürzen, was vom Minister a.D. Koeth durch energisches Eingreifen verhindert wurde.

Bereits am 8. März 1934 forderte die Dozentenschaft vom Rektor die Dienstentlassung ihres Kollegen Waldemar Koch, da er «jüdisch versippt» sei. (Koch war verheiratet mit der Tochter des ehemaligen Finanz- und Justizministers Eugen Schiffer.) Als der Dozentenschaftsführer Willing «schwere Störungen» androhte, beantragte der Rektor die Entziehung der Lehrbefugnis für Koch beim Ministerium. Am 28. August 1934 bis Anfang Oktober 1934 wurde Waldemar Koch von der Gestapo in «Schutzhaft» genommen. Am 28. September 1934 wurde ihm die Lehrbefugnis entzogen. Eine spätere Bitte um Überprüfung dieser Entscheidung, bei der er von einem Gutachten aus der Technischen Hochschule unterstützt wurde, konnte an der Entscheidung nichts ändern.

Waldemar Koch arbeitete weiter als Wirtschaftsprüfer und engagierte sich unmittelbar nach Kriegsende bei der Gründung der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands, deren Vorsitzender er bis November 1945 war.

Wie viele Hochschullehrer aus rassistischen und politischen Gründen von der Technischen Hochschule vertrieben wurden, lässt sich nicht mehr genau ermitteln. Vermutlich liegt die Zahl zwischen 40 und 60, wobei völlige Klarheit nicht zu erreichen sein wird, denn es gab zahlreiche Fälle, in denen nach den Akten ein «freiwilliges» Ausscheiden anzunehmen ist, während es sich in Wahrheit um eine Nötigung handelte.

## Georg Bernhard

Bismarckstrasse 107

Georg Bernhard (Berlin 1875-1944 New York) war bereits um die Jahrhundertwende einer der angesehensten deutschen Wirtschafts- und Handelspublizisten. Er trat 1903 der SPD bei und wurde 1914 Chefredakteur der «Vossischen Zeitung». Nach dem Ersten Weltkrieg setzte er sich ungeachtet aller Anfeindungen von rechts für einen Ausgleich mit Frankreich ein. Er gehörte zu den Beratern des 1922 ermordeten Aussenministers Walther Rathenau. Im Jahre 1924 trat er der Deutschen Demokratischen Partei bei und gehörte von 1928 bis 1930 dem Deutschen Reichstag an.

Seit 1916 war er Dozent, seit 1928 Professor ehrenhalber an der Berliner Handelshochschule. In den letzten Jahren der Weimarer Republik übernahm er wichtige Aufgaben in jüdischen Verbänden. Den Fragebogen, der ihm nach Veröffentlichung des «Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» zugesandt wird, beantwortete Georg Bernhard am 12. Mai 1933 lakonisch mit der Zeile:

«Ich bin Jude! Das ist doch wohl alles was Sie wissen wollen. G. Bernhard»

Bereits im Mai 1933 wurde Bernhard von den Nationalsozialisten aus dem Reichsverband der Deutschen Presse ausgeschlossen. Georg Bernhard flüchtete über Kopenhagen nach Paris. Nach seiner Flucht aus Deutschland wurde er zu einem im Ausland wegen seiner Liberalität geachteten Kritiker des Nationalsozialismus.

Am 30. Juli 1933 hielten Georg Bernhard und Hellmut von Gerlach die Trauerreden für den ehemaligen Senatspräsidenten am Berliner Kammergericht Arnold Freymuth, der in Paris gemeinsam mit seiner Frau den Freitod gewählt hatte. Der Sozialdemokrat und Pazifist Arnold Freymuth, einer der wenigen konsequent republikanisch gesinnten und von den Nationalsozialisten besonders verhassten Juristen der Weimarer Republik, hatte u.a. in Charlottenburg, Schlosstrasse 58, gewohnt und war unmittelbar nach der Machtergreifung ins Exil gegangen.

Im Dezember 1933 gründete Georg Bernhard mit Freunden das «Pariser Tageblatt», eine Zeitung der deutschen Opposition. Im Jahre 1935 beteiligte er sich an Versuchen, eine Volksfront gegen den Nationalsozialismus zu bilden, zog sich aber nach Auseinandersetzungen mit der KPD zurück und konzentrierte sich ganz auf seine publizistische Tätigkeit. 1936 nahm Bernhard als Vertreter der Vereinigung deutscher Emigranten in Frankreich an der Flüchtlingskonferenz des Völkerbundes teil.

Nach dem Einmarsch deutscher Truppen 1940 wurde er in Frankreich interniert. 1941 gelang ihm die Ausreise in die USA, wo er bis zu seinem Tod 1944 einer sozialdemokratischen Emigrantengruppe nahestand.

## Boykottmassnahmen gegen die Olympischen Spiele 1936

Die XI. Olympischen Sommerspiele vom 1. bis 16. August 1936 gelten gemeinhin als Triumph des Nationalsozialismus, der sich vor aller Welt positiv in Szene setzte. Selbst die französische Olympiamannschaft zog bei der Eröffnungsfeier erhobenen Arms an der Ehrentribüne vorbei. Der Propagandaapparat von Joseph Goebbels lief auf vollen Touren und der Tenor der Weltpresse war auf den ersten Blick überwältigend.

Es gab aber auch kritische Stimmen und zahlreiche Bestrebungen die Spiele zu boykottieren bzw. gegen die Vereinnahmung der olympischen Idee durch die Nationalsozialisten Widerstand zu leisten. Selbst Goebbels musste in einer Stellungnahme wenige Tage nach der Olympiade, die er als «Fest des Friedens» feierte, einräumen, dass im Ausland nicht alles nach seinen Vorstellungen verlaufen war: «...die wenigen Hetzer jenseits unserer Grenzen sind der Verachtung anheimgefallen.»

Einzelne Blätter der Weltpresse, die eher zum linken Spektrum gehörten, liessen sich nicht vom Olympia-Rausch mitreissen.

Die «Deutsche Zentralzeitung» (Moskau) kritisierte am 6. August die Spiele als «Olympiade des Chauvinismus», die ein Mittel zu gewaltiger politischer Propaganda sei. In der Sowjetpresse wurden bis auf einige grundsätzliche kritische Artikel, die Olympischen Spiele weitgehend verschwiegen. In der «Iswestija» vom 8. August erschien ein Kommentar «Den Faschisten sportliche Ritterlichkeit unbekannt», der sich mit den kritischen Stimmen der «New York Times» und des «Mirror» über das Verhalten der Deutschen den siegenden Farbigen, wie Jesse Owens, gegenüber auseinandersetzte. Hitler, der am ersten Tag deutsche und finnische Olympiasieger in seiner Ehrenloge gratuliert hatte, verliess demonstrativ kurz vor der Siegerehrung des Hochsprungwettbewerbs, in dem zwei Farbige und ein weisser US-Amerikaner die Medaillenränge belegten, das Stadion. Hinter dieser Ungleichbehandlung vermutete die ausländische Presse rassistische und nationalistische Gründe.

Vor allem in den USA hatte es wegen der Rassenideologie der Nationalsozialisten eine breite Bewegung für den Boykott der Spiele gegeben. Am 21. November 1933 stimmten bei einer Versammlung der amerikanischen «Amateur Athletic Union» (AAU) alle ausser einem Delegierten für den Boykott der Spiele von 1936, falls die Deutschen nicht ihr Verhältnis zu den Juden «sowohl in der Theorie als auch in der Praxis ändern würden». Der Präsident des amerikamischen Olympischen Komitees, Avery Brundage, selbst Teilnehmer der Olympischen Spiele von 1912 in Stockholm, unterstützte diese Resolution zwar zuerst, begann aber dann Schritt für Schritt den Boykott zu hintertreiben. Nach einer Reise durch Deutschland versucht er die Bedenken gegen den Nationalsozialismus zu zerstreuen. In Berlin war Brundage im Hotel «Kaiserhof» in Gegenwart des «Reichssportführers» von Tschammer und Osten mit dem Vorsitzenden der jüdischen Sportsvereine in Berlin zusammengetroffen, zeigte sich jedoch von den Klagen über die Diskriminierungen jüdischer Sportler unbeeindruckt. Nach seiner Rückkehr beschloss das amerikanische Olympische Komitee auf seinen Ratschlag hin, an der Olympiade in Berlin teilzunehmen. Der von deutschen Vorfahren abstammende Commodore Ernest Lee Jahnke, Mitglied des amerikanischen Olympischen Komitees, kritisierte Brundage Pragmatismus und wurde aus dem Amt gedrängt.

Das Misstrauen der Amerikaner gegenüber dem Nationalsozialismus blieb bestehen. Im Jahre 1935 hatte sich Meinungsumfragen zufolge in den USA ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung für einen Olympia-Boykott ausgesprochen. Es kamen nämlich weiterhin zuverlässige Berichte über religiöse und rassistische Verfolgungen aus Deutschland – trotz der gegenteiligen Behauptungen von Brundage. Während des Reichsparteitages der NSDAP verkündete Hitler am 15. September 1935 die «Nürnberger Gesetze». Die rechtliche Aussonderung der deutschen Juden wurde in Amerika mit Erschütterung aufgenommen.

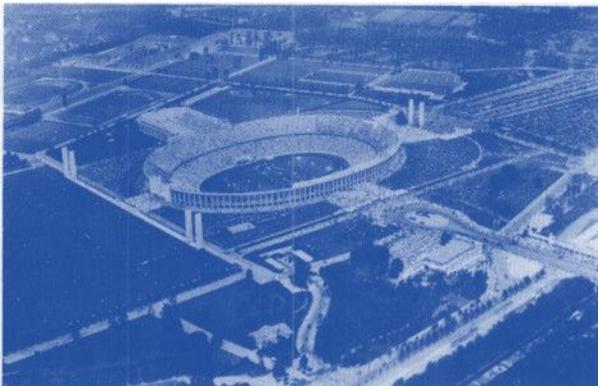
Die amerikanische Boykott-Bewegung vertrat jedoch nicht allein prosemitische Anliegen. Die liberale katholische Zeitschrift «Commonweal» meinte, dass «die Jugendorganisationen der Nazis rein heidnisch sind», und eine Unterstützung der Spiele in Berlin bedeute «den

Beweis einer Zustimmung für eine äusserst antichristliche, nazistische Jugendlehre». Der Nationalrat der Methodistenkirche erliess eine Resolution gegen die Veranstaltung der Spiele in Deutschland. Der «Amerikanische Arbeiterbund» stimmte gegen die Teilnahme, weil die Nazis arbeiterfeindlich seien. Viele Stadträte, Gewerkschaften und bürgerliche Organisationen forderten in Resolutionen den Boykott. Bei der entscheidenden Abstimmung auf der Jahreshauptversammlung der Amateur Athletic Union, am 8. Dezember 1935, setzten sich die Befürworter einer Olympiateilnahme trotz aller Proteste schliesslich mit der äusserst knappen Mehrheit von 58:56 Stimmen durch. Die war aber nur möglich gewesen, weil es Brundage gelungen war, durch Geschäftsordnungstricks die Entscheidung um einen Tag zu verzögern und über Nacht telegraphisch je einen Delegierten der «German-Athletic-Union», des antisemitischen «American Turnerbund» und des Berufssportverbandes «National Cycling Association» herbeizuholen.

Mit der von Brundage manipulierten Entscheidung für eine Teilnahme der USA verschlechterten sich auch die Erfolgsaussichten der übrigen, vor allem in den europäischen Nachbarländern Deutschlands agierenden «Fair-Play»-Organisationen. Ohnehin gelangten diese Gruppen, trotz einer z.T. beachtlichen Breitenwirkung wie in Frankreich und den Niederlanden nie einen derart mächtigen Einfluss wie in den USA. Im Unterschied zu der Boykottbewegung in den USA, wo bedingt durch den Einfluss der jüdischen Bevölkerung die Unterdrückungsmassnahmen gegen die Juden in Deutschland im Vordergrund der Argumentation standen, überwog in den europäischen Gruppen mehr die generelle politische Kritik am Nationalsozialismus. Die europäische «Fair-Play»-Bewegung wurde in wesentlich stärkerem Masse von den Organisationen der Arbeiterbewegung und des Arbeitersports sowie von den mit ihnen sympathisierenden Intellektuellen getragen.

Aller Argumente zum Trotz nahm der internationale Sport die Politisierung des deutschen Sports und seine Einbeziehung in das Macht- und Herrschaftssystem des Nationalsozialismus kaum zur Kenntnis. Die traditionellen Beziehungen zum deutschen Sport wogen schwerer als die von Politikern des eher linken Spektrums, Intellektuellen, Gewerkschaftlern und Arbeitersportlern vorgetragenen Proteste und Einwände.

Die Propaganda für die Olympischen Spiele war die intensivste und kostspieligste Auslandswerbung, die der nationalsozialistische Staat jemals durchgeführte. Beispielsweise wurden allein über 5 Millionen Plakate und Drucksachen für die Sommerspiele verschickt und 24 Pressedienste in 14 Sprachen eingerichtet.



Olympiastadion 1936

## Einzelaktionen während der Olympischen Spiele

Trotz der bisher nie dagewesenen Propagandaschau des Nationalsozialismus gab es vor und während der Spiele Aktionen gegen die Olympischen Spiele in Deutschland. Beispielsweise kam es zu vereinzelt Protestkundgebungen während der erstmals organisierten Stafette des Olympischen Feuers von Griechenland nach Berlin. So in Prag, wo vom 1. bis 9. August 1936 «Volkssportspiele» als Gegenveranstaltung zur «Nazi-Olympiade» durchgeführt wurden. Die Prager Spiele wurden vor allem von der Arbeitersportbewegung getragen und waren ein Ersatz für die durch den Putsch Francos in Spanien abgesagten «Olympiade des Arbeitersports» in Barcelona. Prag war 1936 noch eine der ersten Stationen vieler Emigranten aus Deutschland auf ihrer Odyssee in ein ungewisses Exil. Die Emigrantenpresse und die linksorientierten Blätter in der tschechoslowakischen Hauptstadt setzten sich folgerichtig kritisch mit den Spielen in Berlin auseinander.

In Deutschland waren die Spiele von umfangreichen Sicherheitsmassnahmen gegen etwaige Aufklärungsaktionen, die die perfekte olympische Fassade hätten in Frage stellen können, begleitet. Beispielsweise wurden alle Teilnehmer der Olympischen Spiele durch Sonderformationen der Gestapo überwacht. Jeder Zug, der aus dem Ausland kam, wurde nach Druckmaterialien untersucht. Die Post der Bewohner des Olympischen Dorfes wurde durch ein Sonderkommando beim Postamt Charlottenburg systematisch kontrolliert und die darin enthaltenen Flugblätter, Appelle und Berichte einbehalten. Sicherheitsbeamte in Zivil waren an allen wichtigen Sportstätten postiert, um mögliche Zwischenfälle im Keim zu ersticken. Unmittelbar vor Beginn der Spiele wurden über neunzig im Widerstand aktive Arbeitersportler, mehrheitlich Mitglieder der KPD und des Kommunistischen Jugendverbandes, festgenommen.

Peter Werner Haupt berichtet, dass er als Schüler des Schiller-Realgymnasiums in Charlottenburg Schwierigkeiten mit der Gestapo bekam, als er in seiner Sportbegeisterung zusammen mit anderen Jugendlichen den mehrfachen Olympiasieger Jesse Owens auf dem Kurfürstendamm begeistert begleitet habe. Bereits am nächsten Tag sei die Gestapo mit einem Foto von diesem Vorfall beim Direktor seiner Schule vorstellig geworden. Gegen ihm wurde in einem Schreiben der Gestapo der Vorwurf erhoben: «Ein deutscher Junge läuft keinem Schwarzen hinterher». Der Direktor Sange habe jedoch sich vor seinen Schüler gestellt und die Angelegenheit heruntergespielt.

Ein weiterer Vorfall belegt die fast lückenlose Kontrolle der Spiele durch die Gestapo. Die Bewegungschöre von Rudolf von Laban wurden ohne Angabe von Gründen von der Teilnahme an der Eröffnungsveranstaltung suspendiert und nach Hause geschickt, obwohl sie noch am Vorabend auf der Dietrich-Eckart-Bühne (heute Waldbühne) Generalprobe hatten. Die Idee der Bewegungschöre war eine Verbindung von Tanz, Sprache und Gesang und eignete sich vorzüglich für Massenauftritte. Bei der Absage spielte vermutlich die Tatsache eine Rolle, dass von Laban Halbjude war und weitere jüdische Mitglieder am Chor beteiligt waren. Vielleicht war der Gestapo auch die Nischenfunktion des Chores für das linke gesellschaftliche Spektrum in Mannheim und Umgebung aufgefallen. (1937 emigrierte von Laban nach Grossbritannien und stellte seine Ideen von Bewegungsabläufen der betrieblichen Arbeitsökonomie zur Verfügung.)

Trotz der massiven Überwachung und gezielten Verhaftungen kam es während derzeit der Olympischen Spiele zu vereinzelt Aktionen von Gegenöffentlichkeit, z.B. durch das Anbringen von Parolen an vielbefahrenen Verkehrswegen, durch Ausschütten von Streuzetteln und das Einlegen von Flugblättern in die Tagesprogramme der Wettkämpfe. In einem Flugblatt wird Aufklärungsarbeit unter den Olympiagästen angekündigt: «Wir werden mit den Teilnehmern und Besuchern sprechen, wir werden... dafür sorgen, dass sie nicht den Eindruck bekommen, den die Nazis ihnen vormachen wollen, sondern ein Bild von den Zuständen, die durch den blendenden Gang der Olympia-Wochen verdeckt werden sollen...». Es wird auch von einzelnen Flugblattaktionen beim Bau des Reichs-

sportfeldes berichtet. Unter anderem sollen in den Unterkünften der Bauarbeiter Flugblätter abgelegt worden sein.

Die Gruppe «Neu Beginnen» betrieb während der Spiele 1936 laut Richard Löwenthal Aufklärungsarbeit unter ausländischen Gewerkschaftern:

«Die Kontakte wurden von unserem Auslandsbüro mit ihnen hergestellt, als sie zur Olympiade nach Berlin führen. So wurde dem Propagandarummel entgegengewirkt.» Ähnliche Aktivitäten entwickelte auch das Berliner Komitee der KPO. Vermutlich hat auch Oda Schottmüller (S. 107), die erfolgreich als Solotänzerin während der Olympiade auftrat, die Möglichkeit zur Gegenaufklärung genutzt.

Besonderer Erwähnung bedarf der kommunistische Arbeitersportler und bekannte Weltklasseringer Werner Seelenbinder. Aufgrund seiner Leistungsstärke wurde er in die deutsche Olympiamannschaft aufgenommen. Nachdem 1935 seine sportliche Sperre aufgehoben worden war, wurde er 1936 Deutscher Meister im klassischen Ringen. Er vertrat seine antinazistischen Positionen auch im Olympischen Dorf. Er strebte den Olympiasieg mit dem Ziel an, ein Zeichen des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus zu setzen. Die Chance zu einem Live-Interview wollte er – im Einklang mit seiner Partei – nutzen, um die Welt in diesen wenigen Minuten über das Terrorregime des Nationalsozialismus aufzuklären. Er soll sich nie verziehen haben, dass er nur den vierten Platz belegte.

Unter dem Eindruck der deprimierenden Nachricht von der gross angelegten Verhaftungsaktion der Gestapo wenige Tage vor der Olympiade, der auch die eingeweihte Technikergruppe vom Rundfunk zum Opfer gefallen war, verlor Seelenbinder seinen ersten Kampf.

## Die Bekennende Kirche zu den Olympischen Spielen

Im Vorfeld der Olympischen Spiele gab es einen Artikel in der SS-Zeitung «Das Schwarze Korps» vom 30. Juli 1936, in dem die Bemühungen der evangelischen Kirche, auch bei den Olympischen Spielen präsent zu sein, lächerlich gemacht wurden. Die Kirche protestiert vergeblich. Am 2. August findet sich ein weiterer Hetzartikel gegen das Auftreten der Kirchen bei den Spielen, weiter werden im Olympia-Sonderheft der «Woche» die Aktivitäten der evangelischen Kirche ignoriert. (Die Kirchen waren offiziell am Reichssportfeld vertreten.) Im Gegensatz zu den offiziellen Aktivitäten des Reichskirchenausschusses am Olympiagelände sowie den Gottesdiensten im Dom und in der Dreifaltigkeitskirche organisierte die oppositionelle Bekennende Kirche eine Reihe von Veranstaltungen und Gottesdienste in eigener Regie. Unter anderem fanden Vorträge in der Apostel-Paulus-Kirche in Schöneberg über das Generalthema: «Der Weg der deutschen evangelischen Kirche in der Gegenwart» statt.

In einem Brief der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche an Frau Oldach vom evangelischen Frauenwerk vom 18. Juli 1936 wurde für diese Veranstaltungen geworben und die schwierige Lage der Bekennenden Kirche angesprochen:

«Wir haben wohl erwogen, ob es nicht unter Umständen richtig sein könnte, dass wir in der Zeit der Olympiade völlig schweigen und uns auch von allem zurückziehen, was kirchlicherseits beabsichtigt sein könnte.... Es könnte doch leicht der Eindruck erweckt werden, als ob wir frei und ungehindert unsere Veranstaltungen durchführen könnten, während wir doch in Wahrheit unter schwerem, inneren und äusserem Druck stehen. Wenn wir uns doch entschlossen haben, die Vortragsreihe zu veranstalten, so hat das folgenden Grund: Wir meinen, unsere Kreise doch zusammenrufen zu sollen, aber sie nun auch nicht nur zum Hören der Vorträge, sondern vor allem in der Fürbitte für die bedrängten Glaubensgenossen zu vereinigen.»

## Kampf um das Charlottenburger Arbeiterviertel

Das Charlottenburger Arbeiterviertel («der kleine Wedding») zwischen S-Bahn (Ringbahn), Spandauer Strasse, Berliner Strasse (heute Otto-Suhr-Allee) und Bismarckstrasse / Kaiserdamm war bereits in den 20er Jahren heftig umkämpft. Dabei hatte es bei Demonstrationen und Auseinandersetzungen zwischen Anhängern der Nationalsozialisten, des Stahlhelms und des Rotfrontkämpferbundes der KPD sowie des republikanischen Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold Tote und Verletzte auf beiden Seiten gegeben.

Die Nationalsozialisten versuchten wie in anderen Arbeitervierteln mit Hilfe der SA den «roten Kiez» zu erobern. Im September 1930 wurde das Lokal «Zur Altstadt» in der Hebbelstrasse 20 zum Sturmlokal des SA-Sturms 33. Die Auseinandersetzungen im Viertel eskalierten in dem Masse, wie die SA Zulauf bekam. Von 1928 bis Anfang 1931 wuchs die Charlottenburger SA von 20 auf rund 300 Mann und wurde in drei Stürme aufgeteilt. Der unter im SA-Sturm 33 verbleibende Teil wurde seit Februar 1931 von Hans Maikowsky geführt und hatte den Ruf, besonders brutal zu sein. Auf das Konto des «Mord-Sturms 33», wie er genannt wurde, gingen zahlreiche Schlägereien und zahlreiche Morde zumeist an Charlottenburger Kommunisten.

Schon vor dem 30. Januar 1933 wurden vom SA-Sturm 33 die Kommunisten Hans Klaffert (19 Jahre), Erich Ziemke (22 Jahre), Otto Grüneberg (20 Jahre), Max Schirmer (32 Jahre) und Erich Lange (24 Jahre) ermordet. «Die Welt am Abend» sprach bereits im Februar 1931 nach den Morden an Max Schirmer vor dem SA-Lokal «Zur Altstadt» und an Otto Grüneberg an der Ecke Hebbel- / Schlossstrasse vom «Mörder-Eldorado in Charlottenburg». Die von den Kommunisten organisierten Häuserschutzstaffeln, als Teil der «Antifaschistischen Aktion» der KPD, wurden zu einem wirksamen Selbstschutz gegen den wachsenden Terror der SA. Die Staffeln wurden von Richard Hüttig angeführt. Ursprünglich dienten die Häuserschutzstaffeln zur Abwehr von Übergriffen von Vermietern und Behörden, sabotierten Exmittierungen von Mietern und organisierten eine gegenseitige soziale Unterstützung. Auch Frauen waren anfänglich in den Staffeln aktiv, später, als die Kämpfe mit der SA immer gefährlicher wurden, wirkten sie mehr im Hintergrund.

An den bekannten Treffpunkten der Kommunisten versuchte die SA immer wieder, Auseinandersetzungen zu provozieren. Zielscheiben von Provokationen durch die SA waren auch der Tanzpalast «Eden» in der Kaiser-Friedrich-Strasse 24 und die «Ahlerts-Festsäle» in der Berliner Strasse 88 (heute Otto-Suhr-Allee). Die sogenannten Verkehrslokale in den Wohnstrassen waren besonders gefährdet. In der Wallstrasse (heute Zillestrasse) waren es die Lokale «Werner», Inhaber Adolf Werner, «Zum Hirsch» Nr. 90 und «Stani», nach dem polnischen Gastwirt Stanislaus (heute «Zillestube»), ferner «Conrad Tietz» in der Nehringstrasse 4 oder 5 das Stammlokal des Rotfrontkämpferbundes, ein grösseres Restaurant am Gustav-Adolf-Platz, in der Danckelmannstrasse das Lokal «Tante Martha» und in der Magazinstrasse 12 (heute Neufertstrasse) das Lokal «Schultheiss», später «Zum Ostpreussen», des Gastwirtshepaares Frieda und Fritz Urbschat. Die Kneipen waren wichtige Treffpunkte, Informationsbörse für die Bewohner der Umgebung und Stützpunkte für die Häuserschutzstaffeln und Versammlungsort für Parteiveranstaltungen.

### 30. Januar 1933

Nach dem stundenlangen Fackelzug der SA durchs Regierungsviertel am Abend des 30. Januar 1933 anlässlich der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler marschierte der Charlottenburger SA-Sturm 33, vermutlich verstärkt von anderen SA-Leuten, in die von ihnen so verhasste Wallstrasse, um auch hier die neuen Machtverhältnisse zu demonstrieren. Dort kam es zu einer Strassenschlacht und einer Schiesserei, in der der den Sturm begleitende Schutzpolizist Josef Zauritz und der Sturmführer Hans Maikowsky erschossen wurden.

Oskar Hippe erlebte im Lokal «Werner» die Auseinandersetzungen:

«Das Lokal war übervoll, auf der Strasse standen Hunderte von Genossen und Sympathisierende. In diese Menge platzte die Meldung: SA- und SS-Kolonnen, die vor der Reichskanzlei Hitler gehuldigt hatten, seien auf dem Rückmarsch in ihre Bezirke. Nach kurzer Zeit schon hörte man die marschierenden Kolonnen, mit dem ‚Horst-Wessel-Lied‘ und Rufen ‚Tod der Kommune‘ kamen sie näher. Vom ‚Knie‘ (heute Ernst-Reuter-Platz) aus kam ein Zug die Berliner Strasse herauf, unter ihnen der Sturm 33. Er bog in die Wallstrasse ein, und, wie er das schon verschiedentlich versucht hatte, wollte er auch diesmal einen Angriff auf das ‚Lokal Werner‘ durchführen. Aber auch an diesem Abend des 30. Januar wurden die Nazis mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt. Es waren noch keine 20 Minuten vergangen, als ein Genosse ins Lokal kam und berichtete, dass es einen erneuten Zusammenstoss mit SA-Leuten an der Richard-Wagner-Strasse gegeben habe, wobei seitens der SA geschossen worden sei. Bei dieser Schiesserei sei ihr Sturmführer Maikowski von seinen eigenen Leuten getötet worden.»



Razzia in der Danckelmannstrasse, April 1933

Die Nationalsozialisten behaupteten sofort, dass der Tod Maikowskys und des Polizisten auf das Konto der Kommunisten ginge. Von diesen wurde energisch bestritten, auch nur einen Schuss abgegeben zu haben, und behaupteten ihrerseits, Zauritz und Maikowsky seien von der SA erschossen worden. In der Tat bestätigten Zeugenaussagen später diesen Tathergang gegenüber der Gestapo. In einer Aktennotiz über diesen Vorgang wurde von der Gestapo die Vernichtung dieser Akten empfohlen. Ob Josef Zauritz vorsätzlich von der SA erschossen oder von einer verirrten Kugel getroffen wurde, lässt sich nicht mehr klären.

Hans Maikowsky wurde, ähnlich wie Horst Wessel, von den Nationalsozialisten rasch zum «Märtyrer der Bewegung» und Nationalhelden erklärt. Zur Trauerfeier im Berliner Dom, wo die Leichen von Zauritz und Maikowsky aufgebahrt worden waren, erschien Hitler persönlich, Goebbels hielt die Grabrede. Im August 1933 wurde in der Wallstrasse 52 eine Gedenktafel für Maikowsky eingeweiht und die Strasse nach ihm benannt. (Den angeblich «undeutschen» Buchstaben «y» ersetzte man hierbei durch ein «deutsches i».) Die Fortsetzung der Weimarer Strasse zwischen Bismarckstrasse und Wallstrasse wurde gleichzeitig in Zauritzweg umbenannt.

Trotz des Terrors der SA versuchten vor allem Kommunisten neben der Selbsthilfe in den Häuserschutzstaffeln, Gegenauflklärung zu organisieren. Die bisher herausgegebene Zellenzeitungen, wie die «Charlottenburger Stempelhölle» für die Erwerbslosen, «Rund um den Bahnhof» für die Gegend um den Stuttgarter Platz, «Rund um den Sybelturm», die Betriebszeitung «Rote Tietz Nachrichten» und natürlich die zentral herausgegebenen «Roten Fahne», wurden eine Zeitlang weiter hergestellt und verteilt.

Der ehemalige Unterbezirkskassierer der KPD, Robert Schulz, der selbst mehrfach verhaftet wurde, berichtet von weiteren Aktivitäten:

«Wir haben Tag und Nacht Flugblätter und Zellenzeitungen hergestellt... Die Flugblätter enthielten z.B. auch Thälmanns Warnung: ‚Hitler bedeutet Krieg!‘ Wir haben auch kleine Klebezettel gemacht. Es war jedes Mal was anderes. Wir berichteten über die Verhaftungen und Misshandlungen in Charlottenburg. Unsere Erlebnisse haben wir beschrieben und auch fotografiert. Die Fotos gingen nach London. Als die Nazis das spitzkriegten, haben sie mich verhaftet. Unter den damaligen Verhältnissen Flugblätter zu verteilen war sehr gefährlich. Wir sind in die Häuser gegangen, zuerst vier Treppen hoch, haben von oben angefangen zu verteilen, dann: Raus aus dem Haus!

Oder wir haben die Blätter auf die Treppenflure gelegt und sind dann verschwunden. Dann mussten wir erst einmal aufhören, wir konnten nicht einfach im Nebenhaus weitermachen!

Wir haben auch Wippen gebaut, die wir auf Dächern befestigt haben. In den Kasten wurden Flugblätter reingelegt. Ans obere Ende wurde eine kleine Büchse mit Vogelsand gehängt; in der Büchse war ein kleines Loch. Wenn der Vogelsand herausgelaufen war, kippte die Wippe um, und die Flugblätter flogen auf die Strasse. Und wir waren inzwischen längst weg.

Für das Wernerwerk haben wir Flugblätter gemacht, für die Arbeiter. Das ging eine ganze Weile so, bis die Nazis wieder dahinterkamen. Ich war zu der Zeit arbeitslos... Ich war auch noch Kassierer für die Rote Hilfe, und die ganze Bude war voll von Materialien: Parteimarken, Marken von der Roten Hilfe, Sammelbüchsen der Roten Hilfe, Rote-Hilfe-Binden. Nun hatten wir nur einen Ofen und einen Herd, und wir versuchten, das alles zu verbrennen, als die Nazis uns wieder auf der Spur waren. Diese organisierte Widerständigkeit dauerte bis 1934 – bis wir nach meiner letzten Verhaftung die Verbindung zur Partei verloren hatten.»

In dem halben Jahr seit dem 30. Januar hatte die SA, die später laut Anordnung des kommissarischen preussischen Innenministers Göring zur «Hilfspolizei» erklärt wurde, den offenen Widerstand im «roten Kiez» mit nackter Gewalt gebrochen. Bereits unmittelbar nach dem Tode Maikowskys, verstärkt nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wurden in der Wallstrasse und den Nachbarstrassen Razzien durchgeführt und zahlreiche Bürger, vor allem Kommunisten und Sozialdemokraten verhaftet. Die nach dem Reichstagsbrand am 28. Februar 1933 erlassene «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat» gab den Nationalsozialisten die juristisch verbrämte Handhabe dazu. Viele von ihnen wurden zeitweise in dem von der SA besetzten «Volkshaus» in der Rosinenstrasse 4 gefangen gehalten und z.T. bestialisch gefoltert. Mehrere Kommunisten sind von der SA im Keller (S. 52ff) ermordet worden.

Die linken Arbeiterlokale wurden von der SA besetzt oder geschlossen, wie das Lokal «Werner», «Conrad Tietz» und «Stani». Auch das Lokal von Fritz und Frieda Urbschat wurde für einige Wochen geschlossen.

### Der Maikowsky-Prozess

Den Prozess gegen die angeblichen Mörder Maikowskys, der am 17. Oktober 1933 eröffnet wurde, versuchten die Nationalsozialisten als Schauprozess gegen die KPD zu inszenieren. Der gleichzeitig stattfindende Reichstagsbrandprozess stand in dieser Zeit jedoch im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Der sogenannte Maikowsky-Prozess gegen 56 Angeklagte, fast alle Mitglieder der KPD, wurde ebenfalls zu einem Misserfolg der Nationalsozialisten. Obwohl der Prozess einseitig verlief, z.B. Entlastungszeugen nicht ausreichend gehört und nicht vereidigt wurden, konnte der Staatsanwalt wegen der Dürftigkeit des Belastungsmaterials keinen der Angeklagten des Mordes beschuldigen. Insgesamt wurden die 56 Angeklagten zu 39 Jahren Zuchthaus und 95 Jahren Gefängnis verurteilt, die Höchststrafe betrug 10 Jahre Zuchthaus.

Im Einzelnen wurden z.T. wegen «versuchten Mordes», zumeist wegen «Landfriedensbruchs» verurteilt:

Mühler – 8 Jahre Zuchthaus, Kurt Rossel – 10 Jahre Zuchthaus, Fleschenbuerg – 7 Jahre Zuchthaus, Leese – 6 Jahre Zuchthaus, Choratzky 8 Jahre Zuchthaus, Willi Borchardt – 6 Jahre Zuchthaus, Braun – 7 Jahre Gefängnis, Bösing-7 Jahre Gefängnis, Schmidt – 7 Jahre Gefängnis, Leder – 6 Jahre Gefängnis, Thonüs – 6 Jahre Gefängnis, Wolf – 5 Jahre Gefängnis, Schucker – 5 Jahre Gefängnis, Bieber – 4 Jahre Gefängnis, Müller – 3 Jahre Gefängnis, Steinmann – 3 Jahre Gefängnis, Arend – 2 Jahre Gefängnis, Fleischer – 2 Jahre Gefängnis, Plessow – 6 Jahre Gefängnis, Theodor Pohl – 4 Jahre Gefängnis, Woithe – 6 Jahre Gefängnis, Mohr-6 Jahre Gefängnis.

Die übrigen Angeklagten erhielten Gefängnisstrafen von sechs Monaten bis zu vier Jahren. Der Angeklagte Kolasa wurde freigesprochen.

Die nationalsozialistische Presse kritisierte heftig das Ergebnis und forderte Todesurteile. Im «Angriff» wurde ähnlich wie nach dem Reichstagsbrandprozess «die Aufrichtung eines wahrhaft deutschen, dem natürlichen Volksempfinden entsprechenden Rechts an Stelle eines kalten, lebensfeindlichen Paragraphensystems» gefordert. Der SA-Sturm 33 rief zur Lynchjustiz auf, wie er sie bereits in seinen Folterkellern praktizierte. Vom SA-Sturm 33 wurden laut Jan Petersen nach dem 30. Januar 1933 folgende Charlottenburger Kommunisten ermordet: Paul Schulz, 20 Jahre alt, Hans Schall, 21 Jahre alt, Walter Harnecker, 25 Jahre alt, Fritz Kolosche, 24 Jahre alt, Martin Michallak, 25 Jahre alt, Paul Voss, 29 Jahre alt, Karl Malz, 28 Jahre alt, Hans Mueller, 46 Jahre alt, Walter Drescher, 30 Jahre alt, Georg Stolt, 43 Jahre alt.

Martin Michallak war Mitglied im Arbeiter-Sportverein Libertas96 in Charlottenburg. Nach der Ermordung von Otto Grüneberg durch die SA am 1. Februar 1931 trat er dem kommunistischen Kampfbund gegen den Faschismus bei. Anfang 1933 musste er Charlottenburg verlassen, da er dort zu bekannt war. Als Martin Michallak im Sommer zurückkehrte, wurde er von der SA verhaftet und verschleppt. Drei Wochen später erhielt seine Mutter die Nachricht, dass er bei der SA-Feldpolizei in der General-Pape-Strasse, dort befand sich ein berüchtigter Folterkeller der SA, «verstorben» sei.

Der Bauingenieur Fritz Dzyk, Jahrgang 1902 und wohnhaft in der Knobelsdorffstrasse 20, war einer der führenden Funktionäre der KPD im Unterbezirk Charlottenburg. Er konnte den Verhaftungen zu Beginn des Jahres 1933 zunächst entgehen und wurde am 20.11.1933 durch den SA-Sturm 33 am Kaiserdamm wegen illegaler Weiterführung der KPD verhaftet. Dzyk wurde wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilt, die er im Zuchthaus Luckau verbüßte. (Fritz Dzyk wurde 1945 von der Roten Armee als Bürgermeister von Biesdorf eingesetzt. Er starb 1960.)

## Richard Hüttig

Potsdamer Strasse 21 (heute Seelingstrasse)

Einer der führenden Kommunisten in Charlottenburg war der Führer der Häuserschutzstaffeln Richard Hüttig (1908-1934). Richard Hüttig kam 1926 aus Bottendorf bei Eisleben, wo er in einfachsten Landarbeiter-Verhältnissen aufgewachsen war, nach Berlin. Bereits mit 18 Jahren wurde er Jugendfunktionär beim Rotfrontkämpferbund im Bereich Charlottenburg der Gauführung Berlin-Brandenburg. Nach dem Verbot des RFB in Folge der Auseinandersetzungen um den 1. Mai 1929 engagierte sich Richard Hüttig im neugegründeten «Kampfbund gegen den Faschismus» und übernahm 1930 die Häuserschutzstaffel in seinem Wohngebiet, dem «kleinen Wedding». Die Angriffe der SA begannen sich zu häufen. 1932 erhielt seine Staffel den Namen «Erich Lange», nach einem von der SA am 9. Dezember 1931 ermordeten Kommunisten. Als nach dem Tod Maikowskys am 30. Januar 1933 und dem Tod des SS-Scharführers Kurt von der Ahé am 17. Februar 1933 die Situation für ihn immer gefährlicher wurde, tauchte er auf Anraten seiner Freunde zeitweilig in seinem Heimatort unter. Er kehrte jedoch bald nach Berlin zurück und versuchte etwa ab Juni 1933, die bereits durch zahlreiche Verhaftungen dezimierten Häuserschutzstaffeln wieder zu reorganisieren. Im September 1933 wurden mehrere Razzien im Charlottenburger Arbeiterviertel durchgeführt. Am 14. September 1933 wurde Richard Hüttig verhaftet. Er konnte im Maikowsky-Prozess nicht verurteilt werden und wurde erneut im Ahé-Prozess angeklagt.

Am 1. Februar 1934 begann der sogenannte «Ahé-Prozess» gegen Richard Hüttig und 16 Mitglieder der Häuserschutzstaffeln, darunter Paul Zweig, wegen Mord und Landfriedensbruch. In dieser Angelegenheit waren 24 Männer verhaftet worden. Sechs von ihnen blieben vermisst, und man kann davon ausgehen, dass sie die Folterungen durch die SA nicht überlebten. Von zweien von ihnen, Paul Voss und Walter Drescher, ist bekannt, dass sie im Columbia-Haus in Tempelhof zu Tode geprügelt worden sind.

## Justizmord

Der Ahé-Prozess vor dem Sondergericht beim Landgericht Berlin hatte für die Nationalsozialisten offensichtlich den Zweck, durch ein Todesurteil gegen den Hauptangeklagten eine abschreckende Wirkung auf Widerstandsaktivitäten zu erzielen. Am 24. Januar 1934 hiess es dazu in der «Nachtausgabe»: «Das Ziel dieses Prozesses ist nicht nur, Sühne zu finden für ein grosses Verbrechen an der Freiheitsbewegung, sondern mit allen Machtmitteln des Gesetzes den bolschewistischen Spuk in Charlottenburg restlos auszuräumen...»

In den Voruntersuchungen wurde auch Paul Zweig, der selbst von Ahé angeschossen

worden war, verdächtigt, den SS-Mann erschossen zu haben. In der Beweisaufnahme des Gerichts wurde schnell deutlich, dass Angeklagte, wie Herbert Carius, Paul Voss und Walter Drescher und andere, unter Folterungen zu Aussagen gepresst wurden, die Richard Hüttig belasten sollten. Hüttig spricht vor Gericht die Folterungen offen an, auch ihn selbst hatte man im Columbia-Haus halbtot geschlagen. Die Anklage wegen Mordes brach in sich zusammen.

In der Urteilsbegründung am 16. Februar 1934 führte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Rehm, aus:

«Die Feststellungen des Gerichtes wurden dadurch erschwert, dass das Gericht den belastenden Aussagen der Mitangeklagten gegen Hüttig nicht unbedingt folgen konnte. Bei den Zeugenaussagen aber warzu berücksichtigen, dass seit Begehung der Tat fast ein Jahr verlossen ist und alle Zeugen sich damals in grosser Erregung befanden. Schliesslich haben sich die Vorfälle in der Nacht bei schlechter Beleuchtung abgespielt. Daher gingen die Zeugenaussagen in vielen Punkten erheblich auseinander. Das Gericht ist jedoch nicht zu der Überzeugung gelangt, dass Hüttig den tödlichen Schuss auf Ahé abgegeben hat. Wer den Todesschuss abgefeuert hat, hat sich nicht einwandfrei feststellen lassen. Festgestellt sei aber, dass Hüttig schweren Landfriedensbruch begangen und gegen die Verordnung zum Schutz von Volk und Staat gehandelt hat, und zwar als Rädelsführer. Daneben hat er sich des versuchten Mordes schuldig gemacht.»

Richard Hüttig wurde zum Tode verurteilt. 14 weitere Angeklagte erhielten insgesamt 94 Jahre Zuchthaus und 18 Jahre Gefängnis. Paul Zweig erhielt 3 Jahre Gefängnis.

Am 17. Februar 1934 schrieb der «Völkische Beobachter» über den Ahö-Prozess: «Es konnte nicht einwandfrei festgestellt werden, dass Hüttig, beziehungsweise wer überhaupt den Schuss abgegeben hat. Hüttig hat jedoch die Kugel gegossen, die das Leben Ahés vernichtete, unbeschadet des Umstandes, aus welchem Lauf sie kam.»



Richard Hüttig

**Richard Hüttig** wurde am 14. Juni 1934 als erster politischer Häftling im Strafgefängnis Plötzensee hingerichtet. «Es handelte sich um einen reinen Justizmord», schrieb der evangelische Anstaltsgeistliche, Harald Poelchau (S. 241), in seinen Erinnerungen.

Eine letzte offene Manifestation gegen den Terror des Nationalsozialismus gab es im Charlottenburger Arbeiterviertel, als der Totenwagen mit dem Leichnam von Richard Hüttig, dessen letzten Wunsch entsprechend, durch die Potsdamer Strasse (heute Seelingstrasse) geführt wurde. Dieser Weg ist von den Behörden vermutlich nur akzeptiert worden, um die neue Macht zu demonstrieren. Dieses Ereignis bildet die Schlusszene von Jan Petersens Roman «Unsere Strasse». Der Zug des Leichenwagens ging weiter über die Sophie-Charlotte-Strasse und Knobelsdorffbrücke zur Epiphanienkirche, und von dort wurde der Sarg mit der S-Bahn zum Südwestfriedhof Stahnsdorf überführt.

Jan Petersen hat die Szene von der Fahrt des Totenwagens durch die Wallstrasse in seinem Roman «Unsere Strasse» beschrieben:

«Die Strasse ist in Bewegung. Aber mir ist, als ob die Zeit hier stillsteht. Als ob alle den Atem anhalten.

Meine Nerven zerren. Die Minuten schleichen, als wären es Stunden. Jetzt! Am Strassenrand linkstauchen Uniformen auf. Blaue Polizeiuniformen, dazwischen braune. Der Totenwagen. Zwei SA-Leute führen die Pferde am Zügel. Auf den Bürgersteigen erstarrt jede Bewegung. Alle Köpfe drehen sich zum Fahrdamm. In dichten Reihen stehen die Menschen an den Rinnsteinen. Aus den Haustüren kommen sie, stellen sich dazu. Plötzlich fliegen die Fenster an den Häuserfronten auf, als hätte ein Klingelsignal alle Mieter alarmiert.

Vorn links nehmen sie die Hüte, die Mützen von den Köpfen. Die Bewegung läuft durch die Menge. Atemlose Stille. Hell klappen die Pferdehufe. Der Totenwagen – die Uniformen kommen langsam näher. Hinter mir schluchzt eine Frau laut auf. Jetzt ist der Totenwagen heran. Meine Augen werden weit, meine Kinnladen mahlen.

Da fliegt ein roter Blumenstrauss durch die Luft, prallt gegen den Totenwagen, fällt auf den Asphalt.

Ich reisse den Kopf herum. Aus den Fenstern über uns – da – noch einer!

’Du bist für uns gestorben, Genosse Hüttig! Wir werden dich rächen!’ ruft eine Frau mit gellender Stimme aus einem Fenster. Auf einmal sind wir alle nicht mehr einzeln hier. Auf einmal sind wir alle ein Körper, ein Mund. Hundertstimmig schreit es in der engen Strasse: ’Rache! Rache! Rot Front!’

Die SA-Leute reissen am Zaumzeug der Pferde. Der Totenwagen hält mit einem Ruck, steht plötzlich allein auf dem Fahrdamm. Die Uniformierten laufen auf die Bürgersteige zu. Sie schlagen zwischen die Menschen, reissen Menschen zu Boden.»

## Jan Petersen

Knesebeckstrasse 6 / 7

Jan Petersen (KPD), mit dem ursprünglichen Namen Hans Schwalm, er nannte sich erst später Jan Petersen, gehörte an führender Stelle dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller an, der sich nach 1933 die Aufgabe stellte, den Nationalsozialismus auch mit schriftstellerischen Mitteln zu bekämpfen.

Zum Bund gehörten neben anderen: Herta Block (Bibliothekarin), Emanuel Bruck (1942 in Dachau ums Leben gekommen), Elfriede Brüning, Louis Kaufmann (schrieb unter dem Pseudonym Hans Koeser), Erich Lodemann (1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet), Hans Eckel (1947 an den Folgen seiner Haft gestorben), Werner Ilberg (Zuchthaus Brandenburg, danach emigriert), Rosi Ilberg, Fred Rath-Lechner, Kurt Steffen (übernahm die Leitung des Bundes von Petersen), Walter Stolle (Buchhändler), Trude Stolle, Berta Waterstradt, Margarete Weider.

Fast alle Mitglieder wurden im Oktober 1935 von einem Spitzel verraten und daraufhin verhaftet.

Vom Bund wurde die kleine illegale Zeitung «Stich und Hieb» herausgegeben. In seinem autobiographischen Buch «Die Bewährung» beschreibt Jan Petersen die Redaktion, Herstellung und den Vertrieb der Zeitung. Beispielsweise fand eine konspirative Redaktionssitzung in einer Pension in der Nachbarschaft des damals sehr bekannten Schnellimbiss «Quick» in der Joachimstaler Strasse nahe dem Bahnhof Zoo statt. Solche Besprechungen fanden auch auf Wanderungen im Grünwald und in der Umgebung von Berlin statt. Graphiken lieferte ein Künstler «Gü» aus der Leibnizstrasse. Man arbeitet

zeitweilig vermutlich in einem Atelier in der Suarezstrasse am Amtsgericht Charlottenburg mit Photoabzügen. Die Zeitung wurde auf diese Weise auch kleinformatig hergestellt und teilweise sogar gebunden, bis dieses Verfahren zu kostspielig und zu gefährlich wegen des Problems der Materialbeschaffung wurde.

Exemplare von «Stich und Hieb» schickte Petersen auch nach Prag, wo die beiden ersten Nummern in der «Arbeiter-Illustrierten-Zeitung» (AIZ) im Faksimile abgedruckt wurden. Kleine Prosatexte und Gedichte brachte man über die Grenze nach Prag, wo sie im Exilblatt «Neue Deutsche Blätter» unter der Rubrik «Die Stimme aus Deutschland» erschienen. Die Verbindung zum Exil in Prag ging über Jan Petersen, der Ende 1934 Prag besuchte. Dort war sein wichtigster Kontaktmann Ernst Ottwalt. (Ottwalt emigrierte später nach Moskau, wo er 1937 im Zuge der stalinistischen Verfolgungen zum Tode verurteilt wurde.)

Der Bund teilte sich in der Illegalität in Fünfer-Gruppen auf, und zwar Gruppe Nord im Wedding, Gruppe West mit Mitgliedern in Charlottenburg, Wilmersdorf und Steglitz; später wurde eine weitere Gruppe für Moabit und Reinickendorf gebildet.

Gemäss eines Auftrages ihrer Exilleitung liessen sich Mitglieder des Bundes, darunter auch Jan Petersen, als antifaschistische Schriftsteller in die nationalsozialistische Reichsschrifttumkammer einschleusen. Bei dieser Aktion «Trojanisches Pferd» wollte man Interna über die NS-Organisationen erfahren, um bessere Argumente für die Gegenpropaganda entwickeln zu können. Ausserdem hoffte man, auf diese Weise die illegale Arbeit besser tarnen zu können.

Ein schlichtes Gedicht von Walter Stolle, wie sie damals in «Stich und Hieb» abgedruckt wurden:

### Die illegale Zeitung

Unsere Zeitung/ ist hauchdünn und schmal./ Durch das ganze Land, /in Werkstätten, /beim Kumpel in Wuppertal, /wandert sie von Hand zu Hand. /Sie ist so dünn /wie dein Belag /auf der Stulle, /Kumpel! /Sie passt sogar/in die Thermospulle./...

Aus der Arbeit im illegalen Schriftstellerbund entstand bei Jan Petersen die Idee, die Geschichte der Wallstrasse (heute Zillestrasse) im Arbeiterkiez von Charlottenburg in der Zeit des Nationalsozialismus zu beschreiben. Petersen verfasste zunächst in seinem Faltboot auf der Havel eine Erzählung «Die Strasse», die in der Zeitung «Stich und Hieb» abgedruckt wurde und in Prag im Oktober 1933 als «Die Stimme aus Deutschland» in den «Neuen Deutschen Blättern» erschien.

Den Roman schrieb Petersen während des Jahres 1934 in einer Hütte am Kleinen Werbellinsee und in einer kleinen Kammer einer Ladentischlerwerkstatt von Freunden in der Knesebeckstrasse 6 / 7.

«Ungefähr zehn Meter entfernt, die Ecke der Hardenberg- / Knesebeck-Strasse bildend, steht das Renaissance-Theater...

Schräg gegenüber, in dem Haus 6 / 7, ist die Ladentischlerwerkstatt von Herbert und Emmi. Jedesmal, bevor ich das Haus betrete, bleibe ich einige Augenblicke am Entenbrunnen stehen und beobachte die Strasse hinter und vor mir, um sicher zu sein, dass mir niemand gefolgt ist.

Es ist alles in Ordnung! Schnell überquere ich die Knesebeckstrasse und bin vor der grossen, schweren, mit schmiedeeisernen Verzierungen versehenen Haustür 6 / 7. Gehe durch den Flur, über den Hof und betrete die Ladenwohnung durch ihren dritten, rückwärtig gelegenen Eingang, der an der Küche vorbeiführt. So vermeide ich, dass mich Kunden vorn im Laden sehen. Sie könnten sich mein

Gesicht einprägen. Je weniger Menschen mich kennen, desto besser.

«Ich sitze in einer kleinen baufälligen Holzhütte, einsam gelegen am Ufer des Kleinen Werbellinsees, nahe Oranienburg, und arbeite an meiner Chronik aus dem faschistischen Berlin: «Unsere Strasse'. Die Worte jagen sich, füllen Seite um Seite meines Schreibblocks. Was ich hier niederschreibe, kann mich das Leben kosten, wenn man mich dabei überrascht.»

Im Herbst 1934 beendet Jan Petersen seine Arbeit an dem Roman. Er tippte das Manuskript mit zwei Durchschlägen. Bevor die drei Manuskripte auf verschiedenen Wegen ausser Landes gebracht wurden, vergrub Petersen zwei Exemplare in dickwandigen Gläsern im Grünwald.

Walter Stolle und Jan Petersen brachten, als Ski-Urlauber getarnt, um Weihnachten 1934 das in einem Kuchen eingebackene Originalmanuskript über die Grenze bei Krummhübel im Erzgebirge in die Tschechoslowakei.

Petersen kehrte noch einmal nach Berlin zurück. Er bekam den Auftrag, als illegaler Delegierter aus dem nationalsozialistischen Deutschland am Weltchriftstellerkongress für die Verteidigung der Kultur Ende Juni 1935 in Paris teilzunehmen. Über Zürich fuhr Jan Petersen nach Paris. Am 23. Juni 1935 sprach er «als Mann mit der schwarzen Maske» (dunkel geschminkt und mit schwarzer Brille) vor zweihundertfünfzig Delegierten aus 37 Ländern und über tausend Zuschauern. Der Kongress tagte öffentlich im Theatersaal der «Mutalität». Von André Gide und Heinrich Mann wurde Jan Petersen zum Podium geführt. Er sprach «im Namen der illegalen Schriftsteller Deutschlands», beschrieb den immer schwieriger werdenden Kampf gegen das NS-Regime angesichts ständiger Verfolgung und führte zur neuen Qualität des Widerstandes von Schriftstellern aus:

«Trotz alledem! Es gibt eine illegale Literatur in Deutschland. Denn diese Wochen, in denen der deutsche Faschismus die Kämpfer und Ankläger der Feder vernichtet zu haben glaubte, wurden die Geburtstunde des unbekanntenen antifaschistischen Schriftstellers! Der junge, im Land zurückgebliebene Nachwuchs sah sich plötzlich vor eine ungeheure Aufgabe gestellt, er wurde sich der grossen Verantwortung, die auf ihm lastete, bewusst, der Verantwortung, der Welt mit schriftstellerischen Mitteln das wahre Gesicht des «Dritten Reiches' zu zeigen. Und er begann diese Aufgabe zu erfüllen, er wuchs über sich selbst hinaus, erschuf: Die Stimme aus Deutschland!»

In Paris erreichte Jan Petersen die Warnung, nicht mehr nach Berlin zurückzukehren. Als er im erzwungenen Exil Monate später in Zürich lebte, erhielt er die Nachricht von der Verhaftung von elf Mitgliedern der Berliner Gruppen des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller im Oktober 1935.

Der dokumentarische Roman «Unsere Strasse» erschien bereits im April 1935 auszugsweise in Paris, danach als Zeitungsfortsetzungsroman in Bern, als Buch 1936 in Moskau, 1938 in London. (Nach dem Krieg lebte Jan Petersen als Schriftsteller in der DDR und starb, 63jährig, im November 1969.)

## Ernst Thälmann

Lützower Strasse 9 (heute Alt-Lietzow 11, Gedenktafel)

Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei Deutschlands und Reichstagsabgeordnete, Ernst Thälmann (1886-1944), wurde am 3. März 1933 zusammen mit seinem Mitarbeiter Werner Hirsch gegen 15.30 Uhr in der Wohnung von Martha und Hans Kluczynski in der Lützower Strasse 9 verhaftet.

Am 27. Februar 1933 hatte in den Abendstunden eine Sitzung des Politbüros der KPD in einem Lokal in der Gudrunstrasse in Berlin-Lichtenberg stattgefunden. Letzte Vorbereitungen auf die Reichstagswahlen am 5. März 1933 und Massnahmen gegen den ständig wachsenden nationalsozialistischen Terror vor allem gegen die KPD standen auf der Tagesordnung.

Als Ernst Thälmann von der Sitzung der Parteiführung in sein neues Quartier zurückkehrte, erfuhr er von Martha Kluczynski vom Brand des Reichstages. Seine Wohnung in der Bismarckstrasse 24 bei Kowalski, die der Polizei bekannt war, hatte er bereits im Januar verlassen und hielt sich seitdem bei den Eheleuten Kluczynski versteckt. Thälmann verliess nach dem Reichstagsbrand die Wohnung nicht mehr und hielt über Mittelsmänner Kontakt zu anderen Mitgliedern der Parteiführung, von derer mit Nachdruck zum Verlassen des Landes gedrängt wurde. Schliesslich wurde seine Abreise für den 5. März, den Tag der letzten «freien» Reichstagswahl, festgelegt.

Das Versteck in der Lützower Strasse 9 war von einem Nachbarn Kluczynskis aus der Gartenkolonie Havelblick verraten worden, in der die Polizei Thälmann zuerst vermutete. Thälmann wurde zunächst zum Polizeirevier 121 in Charlottenburg gebracht und von dort zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Vom Untersuchungsgefängnis Moabit wurde Thälmann im August 1937 ins Gerichtsgefängnis Hannover verlegt und im August 1943 ins Gefängnis Bautzen überführt. Von dort wurde Ernst Thälmann am 18. August 1944 ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt, wo er auf direkten Befehl Hitlers ermordet wurde.

### **Paul Wepler, neuer Rotfrontkämpferbund**

Paul Wepler (KPD) gehörte von 1925 bis 1927 der Roten Jungfront (Jugendorganisation des Rotfrontkämpferbundes) an und war von 1928 bis 1930 Mitglied des Sportvereins Fichte. Im Oktober 1933 begann Wepler im Auftrag seiner Partei zusammen mit seinem Genossen Walter Tiede, den er von der Roten Jungfront her kannte, den verbotenen Rotfrontkämpferbund in Charlottenburg neu aufzubauen. Offensichtlich kam es zur Bildung mehrerer kleiner Gruppen. Eine Gruppe wurde von Walter Tiede geführt, die Gesamtleitung hatte Paul Wepler inne.

In der ersten Zeit nach Neugründung des RFB wurden Strassentreffs abgehalten, später traf man sich zweimal wöchentlich zumeist in der Wohnung von Paul Wepler. Über den Strassenhändler Herbert Proppe erhielten die Genossen Wepler und Tiede die illegale Druckschrift «Die rote Front» von der Bundesleitung des RFB, die ihren Sitz vermutlich in Moabit hatte. «Die rote Front» wurde mit 10 Pfennig pro Stück vertrieben. Der Erlös aus dem Zeitungsverkauf und die einkassierten Beiträge wurden an Paul Wepler abgeführt. Weplers Verbindungsman war Gerhard Kellotat aus Moabit.

Im Juni 1934 begann die Gruppe Tiede in Zusammenarbeit mit Willi Kreuzberg, dem KPD-Unterbezirksleiter von Heiligensee, Borsigwalde, Tegel und Schulzendorf, Flugblätter zu drucken. Aus Heiligensee wurde ein Vervielfältigungsapparat beschafft, auf dem jeweils etwa 600 bis 650 Flugblätter in der Wohnung von Hellmuth Staeger gedruckt wurden. Die meisten Flugblätter nahm Willi Kreuzberg an sich, damit sie in anderen Bezirken verteilt würden. Ein kleinerer Teil wurde in Charlottenburg selbst, unter anderem in der Bismarckstrasse und im Arbeiterkiez, verteilt.

Die Gruppe flog auf, als nach Flugblattaktionen ehemalige KPD-Mitglieder denunziert wurden und bei Hausdurchsuchungen beim Maurer Walter Mosemann eine alte Mitgliederliste der Zelle 200 des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands (KJVD) gefunden wurde. Aufgrund dieser Mitgliederliste führte die Gestapo am 16. Juli 1934 eine Razzia durch. Dabei fand sie bei Hellmuth Staeger den Vervielfältigungsapparat, Druckerschwärze, Matrizen und Flugblätter. Nach der Verhaftung Staegers und dessen Vernehmung erfuhr die Gestapo von der Existenz eines neuen RFB in Charlottenburg. Paul Wepler und seine Genossen wurden daraufhin verhaftet.

**Mißglückter Versuch**

Zuchthaus für Charlottenburger  
Kommunisten

Der 3. Strafsenat des Kammergerichts verhandelte gegen eine Reihe von Kommunisten, die in Charlottenburg namentlich in den ehemals kommunistisch verlesenen Gegenden den Versuch unternommen hatten, ihre Parteiorganisation und den Roten Frontkämpferbund wieder aufzubauen. Offenbar glaubten sie, gerade in der Gegend, in der an jenem denkwürdigen 30. Januar aus dem Hinterhalt Hans-Oberhard Raftowski an der Spitze seines vom Fackelzug zu Ehren des Reichskanzlers heimkehrenden Sturmtrupps niedergeschossen wurde, die Arbeiterschaft wieder aufheben zu können. Sie hatten zwar übersehen, daß sich inzwischen die Verhältnisse grundlegend geändert haben und daß gerade der deutsche Arbeiter treu zum Reich steht und konnten daher kaum irgendwelche Erfolge erzielen.

Ihr gefährlicher Versuch wurde dank der Aufmerksamkeit der Strafverfolgungsbehörden schon im Keime erstickt. Das Kammergericht sah sich aber dennoch veranlaßt, gegen diese Heher aus dem Gesichtspunkt der Abschreckung heraus, energisch einzuschreiten, um so mehr, als die neuen straffördernden Bestimmungen vom Mai d. J. auf die Angeklagten Anwendung finden mußten.

der Anführer der Hehertruppe, der 24jährige Paul Wepler aus Charlottenburg, zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt. Sein gleichaltriger Komplize Willi Kreuzberg bekam 5 Jahre, der 27 Jahre alte Walter Tiede 4 1/2 Jahre Zuchthaus. Ferner wurden diese Haupttäter unter Polizeiaufsicht gestellt.



Paul Wepler

Artikel in «Neue Zeit» vom 21. November 1934. Das Charlottenburger illustrierte Morgenblatt

### Zur Gruppe gehörten:

Paul Wepler, geb. 1910, Bäcker (Motzstrasse 9), Walter Tiede, geb. 1907, Arbeiter (Stuttgarter Platz 7), Erich Fischer, geb. 1915, Arbeiter (Schlossstrasse 33), Willi Kreuzberg, geb. 1909, Melker (Spandauer Strasse 38), Kurt Lewinsky, geb. 1908, Reklamemaler (Bayreutherstrasse 12), Reinhold Kaleske, geb. 1910, Arbeiter (Heiligensee, Strasse 303), Herbert Proppe, geb. 1909, Maurer (Fritschestrasse 23), Heinrich Mattenkloß, geb. 1908, Mechaniker (Herderstrasse 1), Kurt Rook, geb. 1913, Arbeiter (Potsdamer Strasse 22), Bertha Tiede, geb. Glienecke 1870 (Sesenheimerstrasse 36).

Im November 1934 wurde ihnen vor dem 3. Strafsenat des Kammergerichtes der Prozess gemacht. Während die Hauptangeklagten zu langen Zuchthausstrafen verurteilt wurden, kamen die anderen Angeklagten relativ glimpflich davon.

1943 werden Walter Tiede, Herbert Proppe und andere Vorbestrafte zum Strafbataillon 999 eingezogen und zum Einsatz nach Griechenland gebracht.

In der Anklageschrift gegen Wepler und Genossen wird ausführlich auf einen Aufruf der Bundesführung des Roten Frontkämpferbundeseingegangen. Mit diesem Aufrufersuchte nach dem 30. Juni 1934 die Bundesführung des RFB über die Gruppenführer ihre Mitglieder zu mobilisieren. Alarmiert vom sogenannten Röhmputsch, der Ermordung der SA-Führung durch die SS auf Geheiß Hitlers, glaubte die Führung der im Untergrund operierenden KPD in völliger Fehleinschätzung der Machtverhältnisse an einen unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des NS-Regimes und rief zu offenen Aktionen auf:

«... 1) Sofortige Alarmierung der Organisation, der mit uns Sympathisierenden, der Reichsbanner-Arbeiter, der breiten Massen der Arbeiterschaft.

2) In engster Verbindung mit der Partei breiteste ideologische Aufklärungsarbeit unter Nazis und SA! für Partei und R.F.B.

3) Sofortige gesteigerte Massen-Agitation zur Diskreditierung Hitlers und seiner Trabanten, des faschistischen Systems.

4) Agitationskolonnen sofort auf die Strasse, vor allem in die Betriebe, Stempelstellen usw.

5) Losungen malen und weitere Agitationsmöglichkeiten ausnützen.

6) Steigerung der Agitation zur Aktion. Gesteigerte Entfaltung in den Betrieben zur Aufnahme des Kampfes für die Teil- und Endforderungen der K.P.D. und R.G.O.

An diesen realitätsfernen Forderungen der Bundesführung des RFB, die die einfachsten Regeln der Konspiration ausser Acht liessen, wird die Zurückhaltung fast aller anderen linken Gruppierungen verständlich, mit der KPD zu kooperieren. Diese Scheinradikalität war angesichts des Verfolgungssystems im Nationalsozialismus lebensgefährlich. Zudem galt die KPD bei anderen linken Gruppierungen wegen ihrer grossen Mitgliederfluktuation als vorwiegende Arbeitslosen-Partei besonders anfällig für Gestapo-Spitzel.

## Versteck in der Leibnizstrasse 107

In der Souterrain-Wohnung des Kommunisten Franz Lang, Leibnizstrasse 107, war ein Versteck, in dem nach 1933 viele politisch Verfolgte, daruntervermutlich auch eine Reihe hoher Funktionäre, vorübergehend Zuflucht fanden.

**Herbert Hahn** erinnert sich:

«Das war eine ganz tolle Sache. Es war eine Souterrain-Wohnung und ging ein paar Stufen herunter, da waren links die Zimmer, rechts war ein Kellerraum. Und da war eine ‚Sandwand‘.

Daneben war eine grosse Toreinfahrt, damit man auf den Hof mit Fahrzeugen fahren konnte, wie es früher so üblich war. Vor der Einfahrt war ein kleines Gitter und da konnte man sehen, dass da ein Hohlraum war. Das war nicht gefüllt darunter, sondern da war ein Hohlraum, aus welchen Gründen auch immer, das weiss ich nicht. Jedenfalls haben die dann diese Sandwand durchstossen und diesen Hohlraum ausgeweitet und dann wurden die Funktionäre oder die er da verstecken wollte in den Keller gebracht durch die Sandwand durch und die wurde wieder geschlossen. Das fiel überhaupt nicht auf. Die Gestapo ist vielleicht zehnmal dagewesen und hat nie was entdeckt.»

Mit falschen Papieren ausgestattet wurde den hier Versteckten zumeist die Flucht über Ostpreussen in die Sowjetunion organisiert. Das Haus Leibnizstrasse 107 wurde während des Krieges durch Bombenangriffe zerstört.

## Viktor Höth

Spandauer Strasse 37

Walter Tiege zog mit seiner Frau Gertrud 1940 in die Spandauer Strasse 37. Dort wohnte auch Viktor Höth (KPD). Viktor Höth verteilte zusammen mit seiner Frau Else Material

der KPD und versteckte drei Juden bei sich. 1944 wurde er verhaftet und wegen Wehrkraftzersetzung und Hochverrat zum Tode verurteilt und im Zuchthaus Luckau hingerichtet.

Gertrud Tiege berichtet, wie sie nach dem Tode ihres ersten Mannes 1937 als Zeugin in einem Prozess vor dem Kriminalgericht Moabit gegen Arbeiterfrauen aus dem KPD-Umkreis wegen des §218 aussagen musste. Auf diese Weise hätten die Nationalsozialisten versucht, Handhabe gegen Frauen des KPD-Umfelds zu finden, obwohl die angeblichen Vorwürfe über sieben Jahre zurücklagen. Gertrud Tiege stellte sich als Zeuge naiv, und es gelang ihr, niemanden zu belasten.

Im Haus Spandauer Strasse 37 wohnte auch Walter Laube (KPD). Er wurde 1933 verhaftet und litt mindestens drei Jahre in den berüchtigten Moorlagern im Emsland. Er war bei Kriegsende Luftwaffenart im Haus.

## Einzelaktionen

Horst-H. Meyer berichtet, dass er 1935 in Genf studierte und sich bei der Heimfahrt zu Weihnachten als Kurier einspannen liess. In Zürich wurde ihm eine Nachricht und das «Braunbuch», eine Gendarstellung zur NS-Propaganda über den Reichstagsbrand-Prozess, für Gewährsleute der KPD in Berlin überreicht. Diese suchte Meyer auftragsgemäss am Olivaer Platz auf. Das von Meyer überbrachte «Braunbuch» war als NS-Broschüre mit dem Titel «Das Schanddiktat von Versailles und seine Folgen für Deutschland» getarnt worden.

Helmut Rabsch, der mit der SPD sympathisierte und zeitweise in der Sophie-Charlotte-Strasse wohnte, klebte bis etwa 1938 mit seinen kommunistischen Freunden Heinz Schiemann und Sepp Heisig Flugblätter in den Laubenkolonien entlang der Spandauer Chaussee bis zur Ausflugsgaststätte Spandauer Bock.

Richard Hofmann, geboren 1907, war Eisenbahner und wohnte in der Sophie-Charlotte-Strasse 105. Anfänglich sympathisierte Hofmann mit dem Nationalsozialismus und war sogar Parteimitglied. Der Antisemitismus stiess ihn jedoch ab, besonders entsetzt war er von der Reichspogromnacht 1938. Während des Krieges verbreitet er Anti-Nazi-Parolen in der S-Bahn mit selbstgefertigten Stempeln. Als Eisenbahner war er auf dem S-Bahn-Gelände und in den Zügen völlig unverdächtig.

Während der Bombennächte hängte Richard Hofmann zusammen mit dem angeblichen Kommunisten Robert Lembke und dem Sozialdemokraten May Parolen gegen die Nationalsozialisten und den Krieg hoch in die Ruinen der Sophie-Charlotte-Strasse gegenüber dem Bunker der Staatlichen Gipsformerei.

Nikolaus Loeb-Ullmann berichtet, dass an einer Ruinenwand in der Reichsstrasse / Ecke Leistikowstrasse tagelang die Parole «Das verdanken wir dem Führer!» zu sehen war. Frau Zaengel berichtet, dass die Parole «Wer Hitler wählt, wählt den Krieg» noch bis weit in die dreissiger Jahre an einer Brandmauer entlang der S-Bahn-Trasse zwischen den Bahnhöfen Witzleben und Charlottenburg zu sehen war.

In den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS (SD) ist von ähnlichen Aktionen in Charlottenburg die Rede. Beispielsweise wurden im Oktober 1939 Flugblätter mit der Post zugestellt, in denen es zum Schluss hiess:

«Die Arbeiterklasse wird politisch so vorgehen, dass am Ende des zweiten Weltkrieges ein grosser Teil der europäischen Völker die Fesseln der bürgerlichen Klassenherrschaft zerbrechen und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigen kann. Danach wird reinere Luft sein in Europa.»

Weiter wurden in Charlottenburg im November 1939 70 Pappzettel gefunden, die einen mit einem Gummistempel gefertigten Aufdruck trugen, der zum Sturz der Regierung aufforderte.

Im März 1940 berichteten die «Meldungen aus dem Reich» des SD, dass in Berlin «in den letzten Tagen in Briefkästen, auf Sitzplätzen von U-Bahn-Zügen und in Telefonzellen vereinzelt Streuzettel mit hetzerischen Texten aufgefunden» wurden. In Berlin-Charlottenburg wurden ausserdem über 500 in Hauseingänge geworfene Streuzettel mit dem Stempelaufdruck «Stürzt Adolf Hitler und seine Gangster» festgestellt. Diese Aktionen wurden offensichtlich noch fortgesetzt, denn im Juni 1940 berichtete der SD erneut von 137 Wurfzetteln mit ähnlichen Parolen in den Telefonzellen des Berliner Westens. Darüber hinaus wurden «eine ganze Reihe von Hetzzetteln, Hetzschriften, Postkarten und Briefe» zumeist allerdings in nur wenigen Exemplaren aufgefunden.

### Vom «Volkshaus» zur Folterstätte «Maikowski-Haus»

Rosinenstrasse 4 (heute Loschmidtstrasse)

In der Rosinenstrasse 4, der heutigen Loschmidtstrasse, lag etwa auf dem Gebiet der gegenwärtigen Jugendverkehrsschule das sogenannte Volkshaus. Von der Rosinenstrasse, die im Volksmund «Korinthengasse» genannt wurde, ging eine kleine Stichstrasse Am Volkshaus ab. Ende der 30er Jahre änderten die Nationalsozialisten den Namen Rosinenstrasse nach einem erschossenen SA-Mann in Gatschkestrasse.

Das «Volkshaus» war als «sozialdemokratisches Gewerkschaftshaus» bekannt. Im Vorderhaus waren die oberen Etagen bewohnt. Im ersten Stock befanden sich Aufenthaltsräume für Versammlungen und kleinere Veranstaltungen, eine Bibliothek, Garderobe, Küche und Toiletten. Im «Volkshaus» befand sich auch das Domizil der SPD und das Jugendheim der Sozialistischen Arbeiterjugend. Elise Tilse berichtet von Arbeiterbildungskursen der SPD, die dort durchgeführt wurden. Das Gebäude war ein beliebter Treffpunkt der Charlottenburger Arbeiterbewegung. Hier tagten die SPD, das Reichsbanner, Gewerkschaftsgruppen, aber auch die Sozialwissenschaftliche Vereinigung der Roten Kämpfer und der linken SPD. Im Erdgeschoss entlang der Sackgasse Am Volkshaus waren zwei Läden der Konsum-Genossenschaft untergebracht, eine Lebensmittelfiliale und eine Fleischerei. An der Ecke befand sich ein Tabakwarengeschäft mit Lottoannahme und an der Rosinenstrasse die Gaststätte «Volkshaus Charlottenburg» mit Biergarten und Saalbau auf dem Hof, das eigentliche Volkshaus, für Kultur- und Tanzveranstaltungen. Dort befand sich auch ein Konsum-Warenhaus.

Nach den letzten freien Wahlen in Berlin am 12. März 1933 wurde das «Volkshaus» von der SA besetzt, der Konsum aufgelöst und das Gebäude beschlagnahmt. Dabei soll die SA Mobiliar und Bücher auf der Strasse verbrannt haben. Sie richtete im «Volkshaus» eines ihrer Sturmlokale und ein sogenanntes «wildes Konzentrationslager» ein. Hier wütete der Sturm 6 der Standarte I der SA, der in Berlin als «Mordsturm 33» oder «Maikowkisturm» besonders gefürchtet war. Das «Volkshaus» benannte die SA um in «Maikowski-Haus» nach dem sogenannten «Märtyrer der Bewegung» Hans Maikowsky.

### Folterstätte «Maikowski-Haus»

Ins ehemalige «Volkshaus» lieferte die SA, die durch den Erlass des kommissarischen preussischen Innenministers Hermann Göring zu Hilfspolizisten ernannt worden waren, überwiegend politische Gegner ein, die in Charlottenburg verhaftet worden waren. Vor allem sind hier Charlottenburger Kommunisten zu nennen, die von der SA geradezu

wahllos verhaftet wurden. Im November 1933 waren im Volkshaus die Mitglieder der aufgeflogenen SAP-Gruppen inhaftiert. Nach brutalen Verhören mit entsetzlichen Folterungen wurden die Verhafteten zumeist zu weiteren Untersuchungen zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz überführt. Von dort kam die Mehrzahl der Gefangenen in Untersuchungshaft nach Moabit, einige direkt in ein Konzentrationslager in «Schutzhaft». Im «Maikowski-Haus» hatte die SA ein «Revolutionsmuseum» eingerichtet, von dem Stefan Szende (S. 67), der nach seiner Einlieferung dort vom Sturmführer Kuhn vernommen wurde, berichtet:

«An der Längswand hing die in Leder gefasste rote Fahne des Karl-Lieb- knecht-Hauses, das Glanzstück der Sammlung. Rundherum Bilder der Arbeiterführer, auf rotsamtenen Kissens Abzeichen der revolutionären Organisationen, sauber geordnet. An den Schmalwänden, als Museumsstücke, ‚Rot-Front‘- Hemden, Koppel, Knüppel, Schlagringe, Dolche, Pistolen aus Grossvaters Zeiten, Wandsprüche, Zeichnungen, Plakate, Gruppenfotos. Alle Wände voll, nir- gends auch nur eine Handbreit Platz.»

Die Vernehmungen und Folterungen der politischen Gefangenen fanden hauptsächlich im Keller der ehemaligen Konsumgenossenschaft statt. Bis zu vierzig Gefangene wurden in einen grossen Kellerraum eingesperrt, in dem doppelstöckige Betten standen.

**Elise Tilse** (S. 64) über ihre Vernehmung:

«Sie brachten mich zur Rosinenstrasse, die ich ja von aussen kannte, auch die Zimmer oben, und führten mich in den Keller runter, da bekam ich Angst. Da ging ich runter und sie brachten mich in eine Art Verschlag, dort war ein riesengrosser Tisch in der Mitte, blanker Holztisch, wohl auch ein paar Stühle, eine ganz strahlende Hängelampe, die alles in ein Oberlicht, nachdem das andere alles in einem Halbdunkel war, November, beleuchtete und mitten auf diesem blanken, sauberen, schweren, grossen Tisch steht eine grosse Flasche mit weissem Inhalt, also mit Schnaps, noch voll, so gut wie voll und da bekam ich eine furchtbare körperliche Angst...»

Elise Tilse kam ohne Misshandlungen davon; sie galt der SA nur als Randfigur der SAP.

### **Prinz AuWi im «Maikowski-Haus»**

Am 26. November 1933, während der Zeit der Inhaftierung der Charlottenburger SAP, machte der SA-Gruppenführer Prinz August Wilhelm («AuWi»), der vierte Sohn des letzten Deutschen Kaisers, zusammen mit dem SA-Obergruppenführer Karl Ernst, einem früheren Liftboy, an der Spitze des SA-Stabes von Berlin eine Visite im «Maikowski-Haus». SA-Standartenführer Hell liess seine Gefangenen wie Trophäen im grossen Saal des Volkshaus vorführen. Besessen von der aberwitzigen Idee einer direkten Querverbindung der SAP-Führung zu Leo Trotzki, wurde Stefan Szende bestialischen Folterungen unterzogen, von denen ersieh Zeit seines Lebens nie mehr ganz erholen sollte.

**Szende** schreibt:

«Drei SA-Männer bringen Stefan in ein anderes Zimmer. Er muss sich nackt ausziehen und sich übereinen Stuhl beugen. Zwei Paar harte Fäuste halten ihn fest. Der dritte Mann stösst ihm einen Stock mehrmals in den After. Stefan krümmt sich vor Schmerzen. Der Stock dringt immer wieder in den After, bis Stefan im Krampf zusammenbricht...

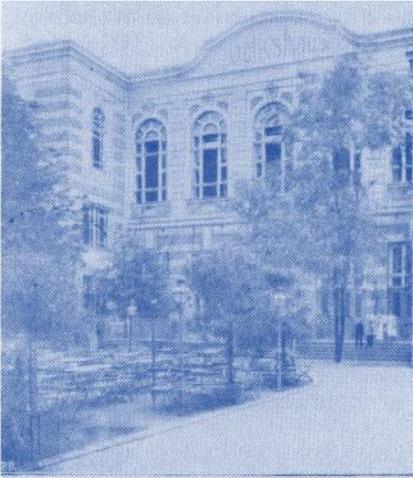
Stefan verschnürte man zu einem Bündel, mit den Händen und Armen auf dem Rücken. Hochgezogen wie eine tote Last hing er am dicken Seil einer Laufrolle von der Decke herab. Die nackten Sohlen in bequemer Schlaghöhe für die Büttel. Sie holten nun Gummiknüppel. Es sausten endlos lange Schläge auf die Fusssohlen. Jeder Schlag schmerzte, als hätte er das blossgelegte Gehirn getroffen. Nun mussten Frauen kommen, um das Blut und den Schmutz aufzuwischen. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte die Qual die ganze Nacht.»

**Stefan Szende** überlebte die Tortur. Es gelang ihm sogar, die SA auf eine falsche Fährte zu locken, indem er ein fiktives Treffen mit der Auslandsleitung im Café Fürstenhof konstruierte, zu dem ihn die SA begleitete.

Auch weibliche Gefangene von der SAP, z.B. Käthe Schuftan, Agathe Rinnowitzki und Ilse Joel, wurden grauenvoll misshandelt. Der technische Leiter der Berliner SAP, Günter Keil, wollte die Folter nicht mehr ertragen und versuchte, sich durch das Aufschneiden der Pulsadern das Leben zu nehmen.

Obergruppenführer Karl Ernst und Standartenführer Hell wurden bei dem von Hitler befohlenen Massenmord an der SA-Führung vom 30. Juni 1934, dem sogenannten Röhmputsch, von der SS ermordet. August Wilhelm überlebte Mordnacht und Krieg und starb, angeklagt wegen Kriegsverbrechen, in einem Gefangenenlager einige Jahre nach dem Krieg.





Das Charlottenburger «Volkshaus»:  
Strassenfront (S. 54) und Saalbau auf dem Hof (S. 55)

### Zeitzeugen erinnern sich

Viele Anhänger der Charlottenburger KPD wurden von der SA verhaftet und im ehemaligen «Volkshaus» misshandelt. Einige Kommunisten sind dabei zu Tode geprügelt worden. Im November 1933 starb dort der Kommunist Harnecker an den Folgen der Folterungen.

**Herbert Hahn** über die Misshandlung an Willy Geigowsky (KPD):

«Am Tage des Reichstagsbrandes wurde der Willy Geigowsky aus der Sömmeringstrasse mitgenommen und wurde ins Volkshaus Rosinenstrasse gebracht, dem Domizil des SA-Sturms 33. Was er dort erlebt hat, das waren ganz schlimme Sachen. Er wurde geschlagen, wurde aufgehängt und wieder abgeschnitten natürlich. Und dann als grössten ‚Spass‘ haben sich die SA-Leute Folgendes ausgedacht gehabt: Er musste sich mit dem Leib auf den Geigowsky-Schemel legen und zu seinem Vater ‚nach Amerika schwimmen‘. Der Vater von Willy Geigowsky, der bei seiner Mutter wohnte, hiess Schemel und war dorthin ausgewandert. Sobald er dann müde wurde, das dauerte nicht allzu lange, dann haben sie ihn mit der Peitsche geschlagen.

Ein paar Tage später kam seine Mutter zu uns. Sie wusste ja nicht, dass er im Volkshaus sitzt. Die verschwanden ja, ohne dass man wusste wohin. Dann haben meine Eltern gesagt, geh hin zum Volkshaus und erkundige Dich da. Dann ist sie auch hingegangen. Und dort haben die SA-Leute gesagt, ‚ach Du Sau bist die Mutter von dieser Kreatur‘ und haben ihr auch einige Schläge mit der Peitsche auf den Rücken gegeben. Sie kam von dort aus zu uns in die Wohnung, ich war zwölf Jahre, ich durfte da nicht mit bei sein, sie sind ins Schlafzimmer gegangen und dort hat sie meinen Eltern die Verletzungen von den Misshandlungen im Volkshaus gezeigt.»

### **Robert Schulz** (KPD):

«Es hat nicht mehr lange gedauert, bis sie auch mich holten – aus der Wohnung. Ich kam in das Gebäude des Volkshauses in der Rosinenstrasse. Als ich dort eingeliefert wurde, waren im Keller schon dreissig bis vierzig Genossen von mir drin. Sie haben uns alle an die Zentralheizung gebunden, dort mussten wir stundenlang stehen. Später kam der Sturmführer herein und verlangte, dass wir die Namen der Genossen sagten. Das haben wir nicht getan.

Wir durften dann wählen: Entweder Schulterriemen, Koppel oder Peitsche. Damit haben sie uns bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen. Nach zwei Tagen bin ich nach Hause gekommen. Ich musste mich dann alle zwei Tage bei der Polizei melden.»

Auch Bewohnerin der Nachbarschaft des »Maikowski-Hauses« mussten Übergriffe der SA befürchten. Rosemarie Meyer berichtet von der Familie Habermann, deren Grossmutter und 20jährige Enkelin in den Keller verschleppt wurden, weil sie »Feindsender« gehört hatten. Von dem Schicksal der beiden Frauen ist nichts weiter bekannt.

### **Herr Hahn** erinnert sich:

«Wenn die Leute also sagen, sie haben von den ganzen Dingen nichts gewusst, dieses Geschrei aus dem Keller... Wenn man an der Strasse vorbeiging, dann konnte man die Leute schreien hören, die da misshandelt wurden. Wir haben nachher in der Rosinenstrasse 115 gewohnt... und selbst von dort konnte man das hören.»

Das »Volkshaus« wurde bei den verheerenden Bombenangriffen im November 1943 schwer getroffen.

## **Gewerkschaftlicher Widerstand bei Heliowatt**

Wilmsdorfer Strasse 39

Die Aron Elektrizitätszähler-Fabrik wurde im Zuge der »Arisierung« nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten bereits 1933 in »Heliowatt Werke Elektrizitätsgesellschaft« umbenannt. Die Mehrheit der Aktien der Firma befand sich im Besitz der jüdischen Gründerfamilie Aron. Manfred Aron wurde 1935 durch mehrfache Inhaftierung durch die Gestapo erpresst, seine Aktien zu veräussern. Er hatte sich aber trotz massivsten Drucks während der Inhaftierung geweigert, seine Firma zu 30 Prozent des Nennwerts unter Wert zu verkaufen. Die Deutsche Bank kaufte schliesslich die Aktien zu 83 bis 85 Prozent des Nennwerts und verkaufte das Heliowatt-Aktienpaket bereits im Oktober 1935 an Siemens weiter. Manfred Aron und andere Familienmitglieder konnten in die USA emigrieren. Viele jüdische Beschäftigte der Firma waren schon 1933 entlassen worden. Im Verlauf des Jahres 1933 bildete sich unter den Arbeitern und Angestellten des Charlottenburger Hauptwerkes eine illegale gewerkschaftliche Widerstandsgruppe. Vor allem nach der Zerschlagung der Gewerkschaften am 2. Mai 1933 rückten die sich vorher heftig bekämpfenden Mitglieder unterschiedlicher Parteien zusammen. In der Widerstandsgruppen waren Mitglieder der SPD, SAP, KPD, KPO und Linksliberale vertreten: Ida Burgemeister, Herbert Haiber, Clemens Henke, Albrecht Neuhaus, Werner Kranz, Erwin Lenz, Fritz Teichmann, Karl Wittwer und andere. Sie setzten sich für die Verbesserung der Arbeits-, Lohn- und Gehaltsbedingungen ein und versuchten, die Arbeit der Nationalsozialistischen Betriebsorganisation (NSBO) und der Deutschen Arbeitsfront (DAF) zu sabotieren.

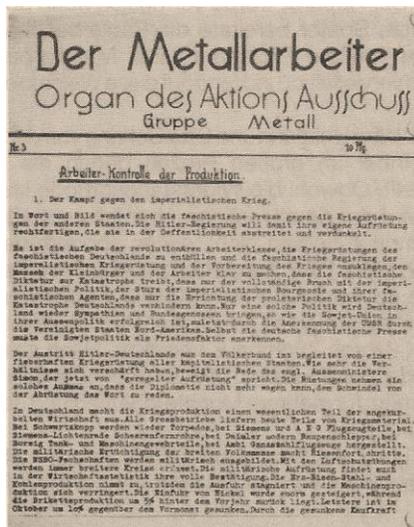
Die Widerstandsgruppe umfasste 1934 etwa 35 Mitglieder und organisierte sich in Fünfergruppen. Nach 1934 teilte man sich aus Sicherheitsgründen in noch kleinere Gruppen auf, die aus jeweils drei Personen bestanden. Die Arbeit der Gruppen wurde durch eine Leitung, der unter anderen Lenz und Teichmann angehörten, koordiniert. Diese hatten auch die Aussenkontakte zu anderen Widerstandskreisen. Erwin Lenz, geboren 1914, gehörte ab 1935 der Berliner Bezirksleitung der KPO an.

Die illegalen Schriften lieferte Otto Oehring (Kaiser-Friedrichstrasse 9) von der Reichsleitung der KPO, der selbst nicht bei Heliowatt beschäftigt war, an Erwin Lenz, der sie an die Gruppen weiterverteilte. Unter den Schriften waren die Gewerkschaftszeitung «Der Metallarbeiter», die Gefangenenzeitschrift «Der Pranger», die politische Zeitschrift «Arbeiterstimme», die Funktionärszeitschrift «Gegen den Strom» sowie der «Internationale Klassenkampf». Die Finanzierung erfolgte durch Mitgliedsbeiträge und die Bezahlung der Zeitschriften.

Die Gruppen trafen sich in Privatwohnungen, Parkanlagen und bei schlechtem Wetter auch in Lokalen. Bei diesen Zusammenkünften besprach man die Situation im Betrieb, das Verhalten zum 1. Mai oder die Aufforderung an alle Beschäftigten, der DAF beizutreten, und diskutierte über die illegalen Schriften. Anfänglich stellte die Gruppe auch eigene Flugzettel her und verteilte sie im Betrieb, z.B. in den Toilettenanlagen. Als solche Aktionen zu gefährlich wurden, da die NSBO jedesmal umfangreiche Nachforschungen unter Einbeziehung der Gestapo durchführte, wurden sie von der Gruppe eingestellt.

Als 1935 die gesamte Belegschaft in die DAF eintreten sollte, verweigert die Gruppe um Lenz diesen Schritt. Daraufhin wurden Kranz, Neuhaus und Lenz ins «Braune Zimmer», das ehemalige Betriebsratszimmer, zitiert und bedroht.

Eine spektakuläre Aktion der Gruppe um Lenz und Wittwer war die Beschaffung eines neuen Abzugs-Apparates für die illegale Zeitschrift «Der Metallarbeiter». Als Ende 1935 «Der Metallarbeiter» aus Sicherheitsgründen in einer bestimmten Wohnung nicht mehr gedruckt werden konnte, wandte sich der Herausgeber der Zeitung, Walter Uhlmann, auch an Erwin Lenz. Dieser kam auf die Idee, den neuen Abzugsapparat des nationalsozialistischen Vertrauensrates bei Heliowatt für die eigene illegale Arbeit aus der Firmazustand zu entwenden. Nach sorgfältiger Planung lief die Aktion, in die nur Lenz und Wittwer direkt eingeweiht und die übrigen Gruppenmitglieder aus Sicherheitsgründen nur indirekt informiert worden waren, folgendermassen ab.



**Walter Uhlmann** (1904-1991):

«Eines der jüngsten Mitglieder, Karl Wittwer aus der Giesebrechtstrasse in Charlottenburg, der bei der Firmen-Direktion mit der Erledigung der hauptsächlich nach Beendigung der normalen Arbeitszeit anfallenden Postausgangsarbeiten beauftragt war, traf in dem wenige Meter entfernten Lagerraum alle Vorbereitungen für den geheimen Abtransport des modernen Vervielfältigungs-Apparates. Tag und Stunde waren genauestens geplant. Darum öffnete er schliesslich auch die sonst verschlossene Tür des Geräte-Raumes zu einem Treppenaufgang, der auch von privaten Mietern im gleichen Firmen-Block benutzt wurde.

Inzwischen war verabredungsgemäss wenige Häuser nebenan ein Taxi mit dem Fahrer Max Rothe aus der Kantstrasse in Charlottenburg vorgefahren. Dem Taxi entstieg unser Genosse Kurt Wiegard aus der Körnerstrasse in Berlin-Spandau mit einem Wäschekorb. Obendrauf lag ein grosses Leinentuch, wie es damals in den handbetriebenen Wäsche-Mangeln benutzt wurde.

Wiegard überreichte dem Taxifahrer seriös einen 20-Reichsmark-Geldschein als Gewähr dafür, dass er bald zurückkomme. Dann stieg er die ihm bereits bekannte Treppe bis zur 3. Etage hinauf. Dort drückte er lediglich die angelehnte Stahltür auf und stellte den schon bereitstehenden Vervielfältigungs-Apparat in den mitgebrachten Wäschekorb, deckte alles mit dem Leinentuch zu und kehrte nach wenigen Minuten zurück zum Taxi. Oben, bei der Firma, frankierte unser junger Karl Wittwer inzwischen im Kreise seiner anderen Kollegen die Ausgangspost wie üblich weiter. Übrigens, Wittwer und der heimliche ‚Dieb‘ Kurt Wiegard kannten sich überhaupt nicht; denn alles war haargenau von der illegalen Widerstandsgruppe bei der Firma in Zusammenarbeit mit anderen Gruppen vorbereitet worden. Selbst der Taxi-Fahrer gehörte zu den Illegalen, aber worum es hier ging, wusste er auch nicht.»

Der Abzugsapparat wurde mit dem Taxi in eine Durchgangsstelle in der Nähe des Annimplatzes am Prenzlauer Berg gebracht und später an seinen Bestimmungsort. Schon wenige Tage nach der Aktion konnte «Der Metallarbeiter» und andere illegale Schriften damit gedruckt werden. Der Apparat wurde vermutlich noch über 1937 hinaus für die Widerstandsarbeit genutzt. Später bereitete die Papierbeschaffung für die illegalen Druckerzeugnisse immer grössere Probleme. «Der Metallarbeiter» wurde auch auf fotomechanischem Wege vervielfältigt und fand auf diese Weise in einer Zigarettenschachtel Platz.

Im Februar 1937 wurden Walter Uhlmann und Otto Oehring von der Reichsleitung der KPO verhaftet und im November im grossen Prozess gegen die KPO zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Obwohl die Widerstandsgruppe im Heliowatt Werk nicht betroffen war, musste Erwin Lenz damit rechnen, ebenfalls verhaftet zu werden. Er leitete deshalb die illegalen Schriften vorerst nicht weiter, sondern deponierte sie in einem Geschäftsvorgang. Am 2. März 1937 wurde Lenz ebenfalls verhaftet. Aus der Untersuchungshaft gelang es ihm, seinem Bruder einen Kassiber zukommen zu lassen, um das im Betrieb versteckte Material zu vernichten. Im zweiten Prozess gegen die KPO im November 1937 wurde Lenz zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung zwang man Erwin Lenz noch in das Strafbataillon 999. Er überlebte den Krieg, wurde, da nicht «linientreu», in der DDR erneut für mehrere Monate inhaftiert und übersiedelte nach seiner Entlassung in die Bundesrepublik.

Otto Oehring wurde im Zuchthaus Sonnenburg Ende Januar 1945 zusammen mit allen anderen politischen Gefangenen von der SS ermordet. Walter Uhlmann überlebte das

Zuchthaus Brandenburg und ging zunächst nach 1945 in die Sowjetische Besatzungszone. 1953 floh er aus der DDR in die Bundesrepublik. Er trat der SPD bei und war Redakteur bei der IG-Metall in Frankfurt am Main.

Die illegale Gruppe im Heliowatt Werk hat wahrscheinlich auch nach 1937 in kleinem Rahmen weitergearbeitet. Der letzte Verantwortliche der Widerstandgruppe war Fritz Teichmann. Nach 1945 soll Teichmann Betriebsrat bei Heliowatt gewesen sein.

Lucie Schulz:

«Während des Krieges hatte ich zwar keinen organisierten Kontakt mehr zur KPD, aber völlig untätig war ich nicht.

Unser Sohn hörte abends immer ‚Bum-bum-bum-bum‘ – den englischen Sender. Dabei zog er sich eine Decke über den Kopf und über das Gerät. Dadurch erfuhr auch ich die neuesten Nachrichten.

Wenn ich morgens zur Arbeit bei Heliowatt ging, sprach ich dort ungefähr fünf bis sieben Frauen an: ‚Kommt mal mit auf die Toilette!‘

Dort erzählte ich ihnen, was wir gerade vorher im Radio gehört hatte. So machte ich ‚Flüsterpropaganda‘.

## Trotzkisten

Schillerstrasse 89 (Wohnung von Gertrud und Oskar Hippe, Treffpunkt)

Oskar Hippe wurde im Zuge der Ausschlusswelle der stalinistischen Mehrheitsfraktion in der KPD im Januar 1929 aus der Partei ausgeschlossen. Die aus der KPD ausgeschlossene «Linke» versuchte sich im Leninbund, gegründet im April 1928, zu sammeln, der jedoch eine Sekte blieb. Er verstand sich zunächst weiterhin als Fraktion der KPD und setzte sich, aber vergeblich, für die Reform der Partei ein. Als etwa 1930 der Leninbund die KPdSU unter Stalin zur Agentur der Konterrevolution erklärte, trat etwa die Hälfte der Mitglieder, darunter Oskar Hippe, aus dem Leninbund aus und bildete die Vereinigte Linke Opposition, Bolschewiki-Leninisten.

Obwohl die Bemühungen auf die KPD einzuwirken aussichtslos waren, führten die oppositionellen Kommunisten ihren Kampf um die KPD fort, ab Sommer 1931 auch mit der Zeitschrift «Permanente Revolution». Ihr Ziel war in kritischer Abgrenzung zur Politik von SPD, SAP und KPD die Bildung einer «Aktions-Gemeinschaft gegen den Faschismus» von unten. Die Gruppe tagte aus Sicherheitsgründen bereits 1931 / 32 in der Wohnung der Eheleute Hippe in der Schillerstrasse 89 und mit anderen Gruppierungen in einem Versammlungsraum in der Nürnberger Strasse. Alarmiert von dem Staatsstreich des Reichskanzlers von Papen gegen die preussische Regierung Otto Brauns am 20. Juli 1932, bereitete sich die Gruppe bereits im August 1932 auf die Illegalität vor. Man wählte Genossen aus, die in die Illegalität gehen sollten, und bildete Fünfergruppen. Für den Fall der Illegalität wollte man überdies die Zeitung nicht unter dem Namen «Permanente Revolution», sondern sie als «Unser Wort» herausgeben.

Trotz der angespannten Lage in Charlottenburg nach dem 30. Januar 1933 führten die Trotzkisten noch im Februar 1933 eine öffentliche Veranstaltung durch.

**Oskar Hippe** erinnert sich:

«Im Februar 1933 veranstalteten wir nochmals in der Wielandstrasse in Charlottenburg einen Diskussionsabend. Mehr als hundert Teilnehmer kamen in das Lokal, das Referat hatte ich übernommen. Das Thema: Hitler hat gesiegt-Was nun? Ich hatte ungefähr dreissig Minuten gesprochen, als die Scheiben splitterten, die Eingangstür aufgerissen wurde und Polizei und SA-Hilfspolizei hereinstürmte und alle für verhaftet erklärte. Mit erhobenen Händen wurden wir nach draussen gebracht, wo schon Lastwagen der Polizei bereitstanden, die uns zum Berliner Polizeipräsidium am Alex' brachten. Da das Polizeigefängnis überfüllt war, wurden wir in den oberen Stockwerken des Präsidiiums auf den Gängen untergebracht. Nach den ersten Vernehmungen wurde der grösste Teil wieder entlassen. Zu dieser Zeit waren erst die Schlüsselstellungen im Beamtenapparat von Nazis besetzt.»

Auch Oskar Hippe wurde nach längerer Vernehmung wieder entlassen und führte mit seiner Gruppe in der Nähe von Grossbetrieben noch Klebeaktionen durch. Mündliche Agitation war bereits zu gefährlich geworden. Nachdem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 stellte die Gruppe ihre Arbeit vorläufig ein. Oskar Hippe war von seiner Reichsleitung nach seiner ersten Verhaftung empfohlen worden, zusammen mit Fritz Belleville in die Schweiz zu gehen, was er jedoch ablehnte. Im März gab die Gruppe noch eigenständig zwei Nummern der Zeitung «Unser Weg» und Mitteilungsblätter für Genossen und Sympathisanten heraus. Ab April 1933 erhielt die Gruppe dann regelmässig etwa 300 Exemplare der Zeitung «Unser Wort» aus Basel.

Da die Exemplare nicht ausreichten, photographierten sie die Zeitung ab und stellten Abzüge im Format 13x18 cm her, die sie zusammen mit einem Vergrösserungsglas an Freunde und Genossen verteilten. «Unser Wort» erschien vierzehntäglich. Darüber hinaus stellte die Gruppe auch Flugblätter her.

**Oskar Hippe** erinnert sich:

«Es gab noch ein anderes wichtiges Problem zu lösen: In der Druckerei ‚Energidruck‘, Berlin SW 61, Gitschiner Strasse 91, wo die Permanente Revolution' und unsere Broschüren gedruckt worden waren, lagerten noch etwa zweitausend Broschüren, darunter Trotzki's ‚Was nun? – Schicksalsfragen des deutschen Proletariats‘. In der Reichsleitung war beschlossen worden, dieses Material unter allen Umständen zu retten. Mit einem Charlottenburger Genossen, der in der Leibnizstrasse 44 eine Portierstelle hatte – Gustav Schröder-, und einem Genossen aus der Berliner Bezirksleitung, Franz Wegner, der später Mitglied der Reichsleitung wurde, verabredeten wir, dass ich zusammen mit Wegner die Broschüren transportieren würde, während Schröder das Material besorgen sollte, um die Broschüren im Heizungskeller der Leibnizstrasse 44 einzumauern.»

Die Broschüren blieben bis zum Kriegsende in ihrem Versteck. Oskar Hippe versuchte auch seine umfangreiche Bibliothek und die Bücher von Freunden zu retten. Zusammen mit seiner Frau versteckte er Bücher und illegales Material auf einem Dachboden, in den Wohnungen von Freunden und Verwandten, z.B. bei seiner Schwester in der Krummen Strasse 26, oder vergrub sie in Kisten auf einem Laubengrundstück. Dabei wurden Gertrud und Oskar Hippe vorübergehend verhaftet.

Beruflich war Hippe beim Bezirksamt Charlottenburg als Vermessungsgehilfe tätig. Er wurde nach dem «Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April 1933 entlassen, als er sich weigerte, eine NS-loyale Grundsatzerklärung zu unterschreiben.

## Verhaftung und Prozess

Als im Dezember 1933 die von Walter Haas und Oskar Grossmann geführte Jugendgruppe verhaftet wurde, war auch die Gruppe von Oskar Hippe aufs Höchste gefährdet.

**Oskar Hippe** erinnert sich:

«Mit meiner Frau hatte ich wie schon im Frühjahr 1933 verabredet, dass sie das vereinbarte Zeichen ins Fenster stellen solle, wenn Gefahr im Verzug sei. (Seit der Verhaftung der jugendlichen Genossen hielt ich mich nicht mehr zu Hause auf.) Am 5. Januar 1934 hatte ich meine Erwerbslosen-Unterstützung vom Arbeitsamt geholt, um sie meiner Frau zu bringen. Zuvor ging ich in das gegenüberliegende Haus in der Krümmen Strasse, um zu sehen, ob ich nach Hause gehen könne. Es war alles in Ordnung, ich wollte mich nicht lange aufhalten. Kaum hatte ich die Wohnung betreten, klingelte es. Die Kriminalpolizei stand vor der Tür und erklärte mich für verhaftet. Sie liessen mir kaum Zeit, mich von meiner Frau zu verabschieden. Unten stand schon ein Wagen, mit dem sie mich zum ‚Alex‘ brachten. Dieses Mal sollte ich nicht so bald nach Hause kommen.»

Auch die anderen Mitglieder seiner Gruppe Erich Albrecht, Kurt Müller und Herta Müller wurden verhaftet. Oskar Hippe wurde tagelang im ehemaligen Charlottenburger «Volkshaus» von der SA gefoltert (die Bezeichnung «SA-Keller Brauhofstrasse» in seinen Erinnerungen ist offensichtlich eine irrtümliche Ortsangabe, d. Verf.). Wochenlang besetzte die Gestapo die Wohnung der Eheleute Hippe, um weitere Freunde bei einer Kontaktaufnahme zu verhaften. Gertrud Hippe gelingt es zwar über einen Kassiber an ihre Schwägerin, seine Genossen zu warnen. Dennoch gerieten Alexander Müller und noch ein junger Genosse in die Falle der Gestapo. Auch Gertrud Hippe wurde für einige Zeit verhaftet und von SA-Leuten misshandelt. Von diesen Folterungen trug sie lebenslange Schäden davon.



Bild Mitte:  
Oskar Hippe

Im November 1934 wurde vor der 4. Strafkammer des Kammergerichts Berlin der Prozess gegen elf Angeklagte eröffnet. Zusammen mit Oskar Hippe wurden Kurt Müller, Erich Albrecht, Oskar Grossmann, Walter Haas, Alexander Müller, Walter Cholleck und weitere Mitglieder der KPD angeklagt. Wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» wurden Oskar Hippe und Walter Cholleck zu je eineinhalb Jahren Zuchthaus, die anderen Angeklagten zu Gefängnisstrafen verurteilt.

Oskar Hippe verbrachte seine Haftzeit zusammen mit Walter Cholleck im Zuchthaus Luckau und wurde im Frühjahr 1936 entlassen. Cholleck war KPD-Mitglied und Sympathisant der trotzkistischen Gruppe gewesen. Er wurde als «Halbjuden» nach seiner Haft vermutlich in ein Konzentrationslager verschleppt.

Einige Monate nach seiner Haftentlassung nahm Hippe wieder Kontakt zur Reichsleitung der Trotzkisten auf. Die konspirative Arbeit in Fünfergruppen war fortgesetzt worden, ohne dass es weitere Verhaftungen gegeben hatte. Zu mindestens bis 1936 kam auch die Zeitung «Unser Wort» aus der Schweiz und wurde in fotografierten Blättern weiterverteilt. Ausserdem, so berichtet Hippe, seien von der Bezirksleitung Berlin Flugblätter hergestellt worden. Gertrud und Oskar Hippe wohnten bis November 1936 in einer Laube in Spandau. Dort sollen Sitzungen der trotzkistischen Reichsleitung und Leitungssitzungen der noch bestehenden Charlottenburger Gruppen stattgefunden haben. Später zog das Ehepaar Hippe in die Spielhagenstrasse 12.

#### Gedenkfeier für Leo Trotzki

In die Diskussion innerhalb der Trotzkisten, ob in der UdSSR die «Konterrevolution» gesiegt habe, oder ob es sich um einen «entarteten Arbeiterstaat» handle, in dem eine «parasitäre Bürokratie» herrsche, platzte im August 1940 die Nachricht von der Ermordung Leo Trotzkis in seinem Exil in Mexiko (auf Befehl Stalins). Da man der Meldung zuerst keinen Glauben schenken wollte und sie für eine «Zweckmeldung des Klassenfeindes» hielt, um die IV. Internationale zu erschüttern, traf man sich erst im Januar 1941 zu einer Gedenkfeier zu Ehren Trotzkis.

#### Oskar Hippe erinnert sich:

«Als wir über «Unser Wort» die endgültige Bestätigung vom Tode Trotzkis in Händen hielten, traten wir zum ersten Mal aus unserer strengen Illegalität heraus beziehungsweise lockerten sie. Im Hause des Genossen Trigojess in Charlottenburg, Knobelsdorffstrasse 1, versammelten sich alle Berliner Genossen, zusammen mit den Leitern der Fünfergruppen, darunter auch einige aus der näheren Umgebung Berlins, um der grossen Persönlichkeit Trotzkis zu gedenken und nicht nachzulassen, im Kampf gegen den Faschismus die Grundlagen des Marxismus-Leninismus zu verteidigen.»

(Nach 1945 setzte Oskar Hippe seine politische Tätigkeit fort. 1948 wurde er in der Sowjetischen Besatzungszone vom sowjetischen Geheimdienst NKWD verhaftet und verbrachte acht Jahre im Zuchthaus und Arbeitslager in der DDR. Seinen Freund Walter Haas ereilte das gleiche politische Schicksal. Später engagierte sich Oskar Hippe auf dem linken Flügel der Charlottenburger SPD. Doch schliesslich brach er auch mit dieser Partei.)

## Sozialistische Arbeiterpartei

Die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) war 1931 als selbständige Organisation aus Mitgliedern des linken Flügels der SPD und ehemaligen Kommunisten entstanden. Die SAP hatte mehrfach, allerdings vergeblich, zur Einheitsfront aller Organisationen der Arbeiterbewegung aufgerufen und es den grossen Parteien angekreidet, dass sie wegen der fehlenden Geschlossenheit den Sieg der Nazis nicht verhindert hatten. Diese Position blieb auch nach dem Januar 1933 die Leitlinie. Daher setzte sich die SAP auch im Widerstand für eine Zusammenarbeit und eine Erneuerung der Arbeiterbewegung ein.

Im Auftrag der Partei wanderten einige Funktionäre aus. Unter ihnen auch der Vorsitzende der Sektion Lübeck, Willy Brandt, der nach Oslo ging. In Paris wurde eine Auslandsleitung gegründet. Im Sommer 1933 gab die SAP eine Broschüre mit dem Titel «Der Sieg des Faschismus in Deutschland und die Aufgaben der Arbeiterklasse» heraus, die eine differenzierte Analyse des Nationalsozialismus enthielt. Entgegen der allgemeinen Meinung auch in weiten Teilen der SPD- und KPD-Führung, dass die Nationalsozialisten nurals vorübergehende Erscheinung zu betrachten seien, machte man sich in der SAP keine Illusionen über die Gefahr des Nationalsozialismus.

Bereits 1932 bereitete man sich in Schulungen, u.a. zum Thema «Wie kann man in einem Polizeistaat illegale Arbeit leisten», auf die Illegalität vor. Heinz Albrecht und Elise Tilse berichten, dass in Charlottenburg schon Ende 1932 Fünfergruppen, getarnt als Skatabende, Gesangsverein, Geburtstagsfeier und Sportverein, z.B. Wassersportverein Helios Charlottenburg, aufgebaut wurden. Die einzelnen Gruppen und deren Leiter wurden mit Decknamen versehen. Als kleine Organisation konnte die SAP auf die besondere Treue ihrer Mitglieder zählen und liess sich leichter in kleine Gruppen (Zellen) aufteilen.

Da jedoch selbst die Spitzenfunktionäre der SAP in der ersten Zeit wenig geübt in konspirativer Tätigkeit waren, gelang es der Gestapo durch die Einschmuggelung eines Spitzels, die gesamte SAP-Reichsleitung, darunter Max Köhler und Klaus Zweiling, am Abend des 22. August im Bierlokal des Europahauses am Anhalter Bahnhof zu verhaften. Am gleichen Abend wurde auf ähnliche Weise auch die Reichsleitung des Jugendverbandes (SJV) mit Edith Baumann und Günter Keil ausgehoben. Vorjahresende schliesslich wurden die SAP-Bezirksleitung und ein Teil der neuen Reichsleitung verhaftet, u.a. Joseph Lang, Paul Frölich, Stefan Szende und Hans Ils. In diesem Zusammenhang wurde auch die Ortsgruppe Charlottenburg des Unterbezirkes Berlin-West der SAP und deren Gruppenarbeit mit Jugendlichen zerschlagen.

### SAP-Ortsgruppe Charlottenburg um Erich Drucker und Ernst Zander

Im Zentrum der illegalen Arbeit der SAP in Charlottenburg standen Erich Drucker (Leibnizstrasse 63) als Leiter der Ortsgruppe und Ernst Zander (Reichsstrasse 8) als Stellvertreter, die versuchten, die Partei auf die neue Lage einzustellen.

**Erich Drucker** berichtet in seinen Erinnerungen:

«Der Aufbau der Organisation war mühselig. Es gab keine anderen Möglichkeiten. Mehr als 5 Menschen in einer Wohnung waren schon verdächtig. Man kam nie regelmässig und zu oft in derselben Wohnung zusammen. Niemals durfte in dieser Wohnung gedrucktes oder schriftliches Material sein. Auf einem Tisch standen immer begonnene Schachpartien oder andere Spiele. Ein benutztes Buch musste sofort im Bücherschrank verschwinden. Man verabredete, was man bei einem plötzlichen Zugreifen der Polizei aussagen sollte. Widersprüche in den Aussagen mussten vermieden werden.

Mit einigen Genossen war ich aus der legalen Zeit bekannt. Ernst Zander, 24 Jahre alt, hatte sich damals als zuverlässig erwiesen. Er war von schwächlichem, schwachen Körperbau, hatte jedoch einen guten Verstand. Er referierte ebenfalls in einigen Jugendgruppen und wurde mein Vertreter in der Leitung der Ortsgruppe. Er arbeitete Anweisungen aus für das Verhalten vor der Polizei und vor dem Gericht in allen Einzelheiten und Möglichkeiten.»

Der Mitgliederbestand der Ortsgruppe Charlottenburg war von ca. 150 Mitgliedern im Jahre 1931 auf ca. 14 im Jahre 1933 gesunken, wovon die Hälfte eher passiv war. Bis zur Illegalität traf man sich in einem Lokal an der Kreuzung Wilmersdorfer / Wallstrasse, danach regelmässig in der Wohnung von Ernst Zander, Reichsstrasse 8. Im späten Frühjahr und Sommer 1933 unternahm die Gruppe auch Ausflüge, um unverdächtig und ungestört als Spaziergänger im Grünewald politisch diskutieren zu können. Grundlage dafür boten u.a. hektografierte Schulungsmaterialien «Über Wirtschaft und Politik für eine marxistische Beurteilung unserer gegenwärtigen politischen Situation», die Willy Huhn noch im März 1933 zusammengestellt hatte, sowie vor allem Beiträge von Erich Drucker.

#### **Elise Tilse erinnert sich 1989:**

«Da passierte eben nur, Spaziergänge im Grünewald, Vorträge hören, Aussprache bei Zander, Verteilung der Blätter. Wir haben doch nicht im Traume daran gedacht, dass man den Hitler vielleicht auch in die Luft sprengen könnte. Es war fernab unserer Vorstellungen.

„Wir müssen die Gegenwart analysieren, wir müssen auch die Vergangenheit analysieren, wir müssen uns klar werden, was ist und wir müssen Kontakt halten, wir müssen uns um die Hinterbliebenen der Inhaftierten kümmern, das einer hingeht und sieht, ob sie genug zu essen haben und was sie aus dem Konzentrationslager und aus dem Gefängnis schreiben.“

Aber es war ja alles noch am Anfang.»

1933 gehörten zur Ortsgruppe Charlottenburg neben Erich Drucker und Ernst Zander, Heinz Albrecht (der bereits im Mai 1933 zusammen mit seinen Brüdern Harald und Eberhard, die in der KPD waren, verhaftet wurde), die Kontoristin Elise Tilse, die Witwe Agathe Rinnowitzki, die Stenotypistin Ilse Joel, Rudolf Holz, der Zahnarzt Georg Weinberg, der Gemüsehändler Kurt Rengel, der Arbeiter bei der Gasanstalt Simon Löwy, der Arbeiter und Unterkassierer der Ortsgruppe Charlottenburg Kurt Grunwald, der Strassenbahner Erich Frey. Zur SAP Charlottenburg war auch die Gruppe um Jacob Walcher vom SAP-Parteivorstand, deraus der KP-Opposition kam, gestossen. (Er emigrierte 1933 nach Frankreich und arbeitete in der SAP-Auslandsleitung.) Ernst Zander berichtet, dass zuerst die Ortsgruppe Charlottenburg, später der Unterbezirk Berlin-West ein Mitteilungsblatt «Das Banner» herausgab, das an Mitglieder und Sympathisanten verteilt wurde.



Erich Drucker



Ernst Zander

### **Elise Tilse erinnert sich 1989:**

«Ich bekam als Kurier in regelmässigen Abständen, ob das jede Woche oder alle vierzehn Tage war, für die mir bekannten Mitglieder der SAP 12 oder 14 Zeitungen, die hektografiert waren. An Titel kann ich mich nicht erinnern. Ein Grossteil bestand aus Informationen, wer verhaftet ist, was vorgeworfen worden ist, also Informationen und einen kleinen politischen Kommentar. Wer den geschrieben hat, weiss ich nicht.

Ich habe mich am Olivaer Platz mit Käthe Schuftan aus Wilmersdorf getroffen, einer Malerin, mit der ich nachher auch zusammen in Untersuchungshaft war. Die Charlottenburger holten von den Wilmersdorfern das illegale Material ab. Wo die das gedruckt haben, wie die das gedruckt haben, das weiss ich alles nicht. Für mich ist die Zahl 12 oder 14 Namen, die ich immer noch versuche zusammenzubekommen, insofern so wichtig, als ich dann so darum gekämpft habe in dem Gestapokeller, die Namen nicht preisgeben zu müssen.»

Im Zuge der Verhaftung der Berliner Bezirksleitung wurde Ernst Zander als erster der Charlottenburger Gruppe verhaftet und in das Maikowski-Haus der SA (S. 52) eingeliefert. Schritt für Schritt gelang es der SA nun, die Gruppe aufzurollen.

Alle aktiven Mitglieder der Ortsgruppe Charlottenburg wurden nach ihrer Verhaftung mehrere Tage im Maikowski-Haus der SA festgehalten. Zahlreiche Freunde mussten grausame Folterungen und Demütigungen durch den berüchtigten SA-Sturm 33 übersehen ergehen lassen. Anfang Dezember 1933 wurden die Verhafteten der Gestapo übergeben. Die Frauen kamen ins Frauengefängnis in der Barnimstrasse, die Männer in das gefürchtete «Columbia-Haus» in Berlin-Tempelhof (Columbia-Damm), das von der SS verwaltet wurde.

Am 5. Januar 1934 wurden fast alle Männer ins Konzentrationslager Oranienburg gebracht und am 20. März ins Untersuchungsgefängnis Moabit überführt. Im Herbst 1934 fanden die Prozesse gegen die SAP statt. Während einzelne Mitglieder der Charlottenburger

Ortsgruppe zusammen mit anderen Berliner SAP-Genossen ein Verfahren vor dem Kammergericht erhielten, wurden Zander und Drucker zusammen mit der Inlandsleitung und Berliner Bezirksleitung der SAP vor dem Volksgerichtshof angeklagt.



Elise Tilse



Agathe Rinnowitzki

### **Die Urteile am Kammergericht fielen relativ milde aus:**

Kurt Grunwald erhielt 1 Jahr Gefängnis, Erich Frey 1,3 Jahre Gefängnis, Ilse Joel 1 Jahr Gefängnis und Elise Tilse 9 Monate Gefängnis. Agathe Rinnowitzki wurde freigesprochen, hatte aber schlimme Misshandlungen erlitten.

Der Prozess vor dem Volksgerichtshof gegen führende Funktionäre der SAP, «Köhler und Genossen», war einer der ersten Massenprozesse vor dem Volksgerichtshof gegen eine Partei der Arbeiterbewegung. Der Prozessverlauf war überraschend. Nach dem missglückten Verfahren im Reichstagsbrandprozess gegen Georgi Dimitroff und Genossen vordem Reichsgericht in Leipzig hielt es die Regierung vor der Weltöffentlichkeit offensichtlich für geboten, dem 1934 erst eingerichteten Volksgerichtshof Ansehen und Legitimation zu verschaffen. Der Prozessverlauf vor dem 2. Senat des VGH war von dem Bemühen des Senatspräsidenten, Landgerichtsdirektor Hartmann, um Korrektheit und um eine vordergründig rechtsstaatliche Praxis geprägt. Die zahlreichen öffentlichen Proteste im Ausland angesichts des SAP-Prozesses und die von Willy Brandt initiierte Eingabe norwegischer Juristen an den Volksgerichtshof blieben offensichtlich nicht ohne Wirkung. So wurde sensationell der Kommissar der Gestapo, Freiherr von Plotho, während der Verhandlung wegen Amtsmissbrauchs und Aussageverweigerung verhaftet und damit die Anklage entscheidend geschwächt. Ein unglaublicher und unerwarteter Sieg der Angeklagten und ihrer Verteidigung und ein Misserfolg für die Gestapo und die NS-justiz. Nach diesem Prozess gegen die SAP gab es kein Verfahren vor dem Volksgerichtshof mehr, bei dem die Öffentlichkeit zugelassen und die ausländische Presse anwesend war und das zu gleich milden Urteilen geführt hätte.

Das Urteil: Die Mitglieder der ersten illegalen Inlandsleitung, u.a. Max Köhler, wurden zu je drei Jahren Gefängnis, Stefan Szende als Leiter der zweiten Berliner Leitung zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Aus Charlottenburg bekamen Ernst Zander 2 Jahre Zuchthaus, Georg Weinberg 1 Jahr, 3 Monate und Erich Drucker 2 Jahre und 3 Monate Gefängnis. (Alle drei retteten sich nach der Haft ins Exil.)

## Sozialistischer Jugendverband der SAP

Entgegen üblicher Vorsichtsmassnahmen hatten Drucker und Zander bis zu ihrer Verhaftung mehrere illegale Jugendgruppen betreut. Edith Waltz, geb. Fleischer, berichtet von einer Jugendgruppe, der sie angehörte. Diese Jugendgruppe mit 52 Mitgliedern war 1932 komplett von der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) der SPD zum Sozialistischen Jugendverband (SJV) der SAP übergetreten. Ihr Versammlungsort lag in der Kaiserin-Augusta-Allee. Von dieser Gruppe setzten nach März 1933 fünf Mitglieder zusammen mit ihrer Vorsitzenden Edith Fleischer die politische Arbeit in der Illegalität fort.

Man traf sich regelmässig in der Wohnung von Ernst Zander, Reichsstrasse 8.

Edith Waltz, geb. Fleischer, erinnert sich:

«Die Leute von der SAP wussten nicht, wer wir waren, und wir wussten nicht, wer sie waren. Es gab nur einen Verbindungsmann zwischen SAP und SJV, der Jugendbeisitzer war. Er hatte uns Jugendliche zur Mitarbeit in dieser kleinen Widerstandsgruppe aufgefordert. In der kleinen Gruppe haben wir weiterhin Flugblätter gemacht, Wände bemalt, Flüsterpropaganda betrieben, also das gemacht, was man mit einem Mindestmass an Einsatzmöglichkeiten tun kann. Wir mussten sehr vorsichtig sein, denn jeder konnte der Feind sein. Weil doch so viele Menschen umgekippt waren – heute rot, morgen braun –, konnte man zunächst nicht wissen, ob dieser oder jener Genosse auch übergelaufen war, ob er nicht versuchte, sich einen Orden zu verdienen, in dem er seine Freunde anzeigte. Deshalb hat jede kleine Gruppe für sich gearbeitet. Für uns repräsentierten Ernst Zander und Erich Drucker die Partei, aber wir wussten nicht, über wen sie die Verbindung zur SAP organisiert hatten.»

Edith Fleischer wohnte bei ihrer Familie in der Danckelmannstrasse 15, zu fünft in einer 1½-Zimmer-Wohnung. Dort schrieb sie auch die Flugblätter, die in ihrer Widerstandsgruppe ausgearbeitet worden waren, auf einer «Adler»-Maschine ab.

Eine Sicherungsmassnahme für die Gruppe war ein regelmässiger Kontakt eines der Mitglieder mit Erich Drucker jeden Freitag am Stuttgarter Platz. Falls er nicht erschien, sollte das höchste Gefahr für die Gruppe bedeuten. Am 5. Dezember 1933 traf Edith Fleischer niemanden am Stuttgarter Platz mehr an. Erich Drucker und Ernst Zander waren bereits verhaftet worden. Es gelang Edith Fleischer noch, ihre politische Literatur auszusortieren und ihre Schreibmaschine sowie das Widerstandsmaterial zu verstecken. Am nächsten Morgen wurde sie in der Kantstrasse 83 aus dem Rechtsanwaltsbüro, in dem sie arbeitete, verhaftet. Eine Hausdurchsuchung der Gestapo hatte dank der Geistesgegenwart ihrer Mutter nichts Verdächtiges erbracht. Edith Fleischer hatte Glück. Die Verhöre bei der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse ergaben nur den Kontakt zu Drucker und Zander. Angesichts der gerade stattfindenden Zerschlagung des Apparates der SAP erschien der Gestapo der Fall unbedeutend. Edith Fleischer wurde Mitte Dezember unter

der Auflage, sich regelmässig bei der Polizei zu melden, entlassen. Eine Einlieferung in das «Maikowski-Haus», in dem der SA-Sturm 33 wütete, blieb ihr daher erspart.

### **SAP-Aktivitäten nach 1934**

Nach den Prozessen gegen die SAP war es schwierig, die illegale Arbeit fortzusetzen. Eine wichtige Aufgabe waren die Betreuung der Familien der Inhaftierten und Kontakte zu Genossen und Genossinnen, die aus der Haft entlassen waren. Beispielsweise nahm Hilde Ephraim von der Bezirksleitung der Berliner SAP diese Aufgabe bei der Familie Tilse wahr, die in der Mommsenstrasse 34 wohnte. Frau Ephraim kam zwanglos zum Kaffeetrinken, oder man traf sich in unverdächtiger Umgebung z.B. im KaDeWe. Elise Tilse arbeitete später mit dem Sozialdemokraten Hermann L. Brill zusammen. Erich Drucker spricht in seinen Erinnerungen von der vordringlichen Aufgabe, Kontakte aufrechtzuhalten. An eine Fortsetzung bisheriger illegaler Arbeit in gleichem Umfang war kaum zu denken. Eine Ausnahme bildete die Gruppe um den Buchdrucker Georg Kunz (1909-1965) sowie Herbert Grimm und Heinz Albrecht.

### **Die Gruppe um Georg Kunz, Herbert Grimm und Heinz Albrecht**

Heinz Albrecht (1910) war bereits am 3. Mai 1933 zusammen mit seinem Zwillingenbruder Eberhard und seinem Bruder Harald, beide Mitglieder der KPD, verhaftet worden. Er wohnte zu dieser Zeit in der Goethestrasse 13. Eberhard Albrecht brachte an diesem Abend einen Stoss der «Roten Fahne», dem Zentralorgan der KPD, mit in die Wohnung, um sie am nächsten Tag zu verteilen. In den Berliner Altbauten wurden früher bereits um 8 Uhr abends die Türen geschlossen. Dieses belastende Material wurde den Brüdern zum Verhängnis, als sie gegen sechs Uhr morgens von der Gestapo verhaftet wurden. Heinz Albrecht wurde, obwohl gegen ihn direkt nichts vorlag, ebenfalls verhaftet, vermutlich wegen der Ähnlichkeit mit seinem Zwillingenbruder.

Die Brüder wurden zuerst ins Karl-Liebknecht-Haus, der alten Zentrale der KPD, gebracht, das von der SA in «Horst-Wessel-Haus» umbenannt worden war. Sie wurden von der SA schwer misshandelt. Am nächsten Tag brachte man sie ins Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Es war der Tag nach der Stürmung der Gewerkschaftshäuser und der Verhaftung vieler Gewerkschaftsfunktionäre, sodass die Zellen überfüllt waren. Die Brüder wurden getrennt und kamen nach Moabit in Untersuchungshaft. In einem Hoch- und Landesverratsprozess wurden Harald Albrecht zu 2 Jahren und Eberhard Albrecht zu 1 Jahr und 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Heinz Albrecht wurde wegen Mangels an Beweisen freigesprochen und im Juli 1933 aus der Untersuchungshaft entlassen.

Nach seiner Entlassung nahm Heinz Albrecht bereits im August 1933 Kontakt zu einer noch existierenden Fünfer-Gruppe auf, zu der Herbert Grimm und Georg («Schorsch») Kunz gehörten. Die Kontaktaufnahme zeigte, wie vorsichtig man inzwischen in der konspirativen Arbeit vorging, um nicht die leichtsinnigen Fehler aus der Anfangsphase der Illegalität zu wiederholen.

### **Heinz Albrecht berichtet 1984:**

«Zu unserer SAP-Fünfergruppe gehörte Georg Kunz, der in der Niebuhrstrasse 14 wohnte. Auf folgende Weise trat ich mit ihm in Kontakt:

Wir trafen uns an der Litfasssäule und guckten uns Kinoplakate an. Er sagte: ‚Gut, dass du wieder da bist! Wir müssen erst mal beobachten, ob du nicht beschattet wirst! Und wenn es klappt, treffen wir uns übernächste Woche wieder hier an der Säule! Ich kam dann auch, da sagte er: ‚Wir haben noch keine Gewissheit.

Warten wir mal ab.' Und dann haben sie Gewißheit gehabt, da sagte er: ‚Nein, du wirst nicht beschattet. Du kannst mich morgen besuchen.‘

Die Gruppe traf sich in der kleinen Wohnung von Georg Kunz. Georg Kunz war Buchdrucker und arbeitete in einer kleinen Druckerei in der Leibnizstraße, die Visitenkarten, Geburtstagskarten, Hochzeitsanzeigen usw. herstellte. Die Druckerei hatte nur einen Setzkasten. Da der Inhaber der Druckerei, der in der Schillerstraße wohnte, oft betrunken war, überließ er die Arbeit weitgehend Georg Kunz. Auf diese Weise konnte die Gruppe nach Feierabend ungestört Flugblätter drucken.

Heinz Albrecht 1984:

„Wir mußten uns davor schützen, daß unsere Druckerei durch die Drucktypen der Flugblätter identifiziert werden konnte. Deshalb haben wir erst den Text gesetzt, dann flüssiges Harz daraufgegossen, dann mehrmals gedruckt, das Ganze mehrfach wiederholt, so daß die Buchstaben unidentifizierbar wurden. Damals untersuchten die Polizei und SA viele Druckereien und sahen sich die Typen an.“

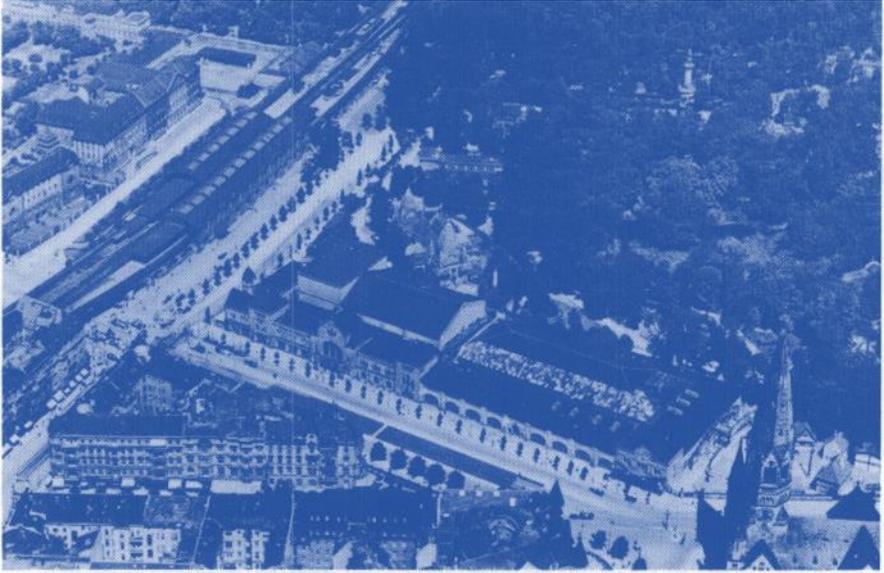
Die Gruppe war hinsichtlich der Informationsbeschaffung für die Flugblätter durch die vorläufige Ausschaltung der Zentrale auf sich selbst angewiesen. Man hörte den englischen Sender BBC ab und verschaffte sich Nachrichten aus der Schweiz. Zu diesem Zweck fuhr Heinz Albrecht mit dem Fahrrad nach Basel und schmuggelte Texte für Flugblätter im Reifenmantel versteckt über die Grenze. Von 1934 bis 1936 beteiligte sich Heinz Albrecht an der Organisation und der Schulungsarbeit der illegalen Marxistischen Arbeiterschule.

### **Aktion Expander**

Eine spektakuläre Aktion der Widerstandsgruppe war die Verbreitung von Flugblättern mit Hilfe eines Expanders. Die Idee zu diesem Trick stammte von Herbert Grimm, der sich besonders für Ballistik interessierte.



Heinz Albrecht



Luftaufnahme der Kantstrasse und Hardenbergstrasse zwischen der Gedächtniskirche und dem Bahnhof Zoologischer Garten, rechts die Wilhelmshallen und der Ufa-Palast

### Heinz Albrecht berichtet 1984:

«Unser Standort war der Dachboden eines Hauses in der Kantstrasse, dicht am heutigen Breitscheidplatz. Der Portier des Hauses war ein alter Reichsbannermann. Er gab uns den Schlüssel zum Dachboden. Oben auf dem Dach spannten zwei Mann unserer Gruppe einen Expander. Der dritte Mann steckte die Flugblätter vor den Expander und zog ihn ganz aus – dann liess er los. Wir haben unsere Flugblätter genau dann abgeschossen, wenn die Kinobesucher aus dem Ufa-Palast kamen. Die Flugblätter fielen herunter, als wenn ein Flugzeug sie abgeworfen hätte! Diese Methode funktionierte eine Weile ganz gut. Dann aber hörten wir, dass die SA die Häuser in der Hardenbergstrasse kontrollierte, weil sie annahm, dass die Flugblätter von einem Dachstuhl, von einem Balkon oder aus einem Fenster in der Hardenbergstrasse gekommen waren.

Eines Nachts gingen wir wieder auf den Boden, öffneten erst einmal die Klappen und beobachteten die Dächer in der Hardenbergstrasse. Hinter dem Schornstein lagen Leute auf der Lauer! Deshalb haben wir erst einmal vier Tage Pause gemacht-bis kein Beobachter mehr zu sehen war. Danach wiederholten wir die Aktion noch zweimal. Aber dann bekam der Portier Angst. Er sagte: ‚Sie fangen jetzt auch an, die Kantstrasse zu prüfen. Ich weiss nicht, ob ich es aushalte, wenn sie mich furchtbar rannehmen, ob ich dann nicht doch aussage!‘ Daraufhin hörten wir mit dieser Aktion auf. Wir hatten das immerhin über zwei Monate lang gemacht – und das fast jeden Abend! Wir hatten ganz schön zu tun, um so viele Flugblätter zu drucken.»

## Flugblattverteilung im Stadtteil

Neben der spektakulären Expander-Aktion verteilte die Gruppe um Georg Kunz, Herbert Grimm und Heinz Albrecht ihre Flugblätter im Bereich Goethestrasse, Schillerstrasse, Mommsenstrasse, Leibnizstrasse und Bleibtreustrasse. Dabei ging man sehr genau vor, um nicht den Überblick zu verlieren, welche Häuser bereits mit Flugblättern belegt worden waren.

Heinz Albrecht berichtet 1984:

«Wir haben die Häuser vorher observiert und festgestellt, wie viele Briefschlitze es in jedem Aufgang gab. Wir gaben jedem Flugblattverteiler nur so viele Flugblätter mit, wie es Briefschlitze gab. Der Verteiler fing oben an, und wenn er unten angekommen war, hatte er keine Flugblätter mehr in der Hand. Danach haben wir sofort Haus und Strasse gewechselt, sind in einen anderen Block gegangen und haben dort dasselbe gemacht.»

Nach drei Tagen wurden dann die übernächsten Häuser mit Flugblättern versorgt, damit kein Verteilsystem erkennbar war. Die Verteilung erfolgte zumeist nachmittags, da alle Mitglieder der Gruppe berufstätig waren und abends die Häuser geschlossen wurden. An den Wochenenden war es zu gefährlich, da sich zu viele Leute in ihren Wohnungen aufhielten, die die Verteilung hätten stören können. Um bei der Flugblattverteilung nicht aufzufallen, wurden die Flugblätter teilweise in Reklameschriften eingelegt, die man sich vorher aus den Kaufhäusern besorgt hatte. Auf diese Weise konnten die Mieter nicht auf Anheb erkennen, um was es sich handelte, und die Verteiler konnten unbemerkt die Häuser verlassen. Da auch Reklame von Schuhfirmen verwandt wurde, entstand der Spruch: «Sei noch Leiser, sei noch Stillter».

Die Gruppe war von Sommer 1934 bis Frühjahr 1938 tätig und wurde nicht aufgedeckt. Anfang 1938 machte die Druckerei in der Leibnizstrasse Pleite. Georg Kunz bekam Arbeit in einer anderen Druckerei. Herbert Grimm wurde einberufen und kam ironischerweise nach Peenemünde zum Raketenprojekt. Heinz Albrecht wurde dienstverpflichtet und ging als Lohnbuchhalter zur Baustelle des sogenannten Westwalls. Die anderen Mitglieder blieben in Charlottenburg. So kam die Gruppe auseinander.

## Willy Brandt in Charlottenburg

Im Juli 1936 wurde Willy Brandt, der in Oslo im Exil weilte, von der SAP-Auslandsleitung in Paris beauftragt, nach «Metro» zu reisen-so der SAP-Code für Berlin. Was Verfolgung und Gerichtsverfahren an SAP-Gruppen in der Reichshauptstadt noch übriggelassen hatten, sollte neu organisiert werden. Seit dem Köhler-Szende-Prozess gab es keine Reichsleitung der SAP mehr. Die Partei, die 1934 rund 700 Mitglieder in Berlin zählte, war 1936 durch die Verfolgungen auf etwa 300 Mitglieder geschrumpft. Sie verfügte jedoch noch über Vertrauensleute in Grossbetrieben.

Vor Antritt der Reise brauchte Brandt neue Papiere, da sein deutscher Reisepass abgelaufen war. Der norwegische Student Gunnar Gaasland, der Schein-Ehemann von Brandts Freundin Gertrud Meyer, stellte seinen norwegischen Pass zur Verfügung. Ein Graphiker tauschte das Foto Gaaslands gegen eines von Brandt aus. Brandt übte die fremde Unterschrift und prägte sich die Lebensdaten Gaaslands so gut ein, dass er sie noch Jahrzehnte später auswendig konnte. Im Rasierzeug verstaute er sein Agentenbesteck: eine Tinktur, die er als unsichtbare Tinte für Mitteilungen an die SAP-Zentrale benutzte, sowie eine blutstillende Watte, mit der er an ihn gerichtete Nachrichten sichtbar machen konnte. Mit Hilfe so getarnter Korrespondenz hielt Brandt Verbindung nach draussen. Die Reise nach Paris führte Brandt von Warnemünde an der Küste Mecklenburgs bis Aachen

quer durch das Deutsche Reich. Kein Zollbeamter schöpfte Verdacht, nicht einmal ein Mann am Warnemünder Hafen, den er von Lübeck her kannte. Wie gut seine Papiere gefälscht waren, merkte Brandt später in Berlin, wo er eines Tages seinen Pass beim Polizeirevieren der Gedächtniskirche abliefern musste. Auch hier bekam er seine Papiere anstandslos zurück.

Brandt sollte während seines Berliner Aufenthaltes als norwegischer Student aus nicht begüterter Familie auftreten, der in der Staatsbibliothek Unter den Linden arbeiten wollte. Jeden Monat erhielt er einen Wechsel für seinen Unterhalt. Zum bescheidenen Auftreten gehörte, dass er zur Untermiete wohnte. Erfand ein möbliertes Zimmer bei der «netten Frau Hamel» am Kurfürstendamm 20, Ecke Joachimstaler Strasse neben dem Café Kranzler. Seine liebenswürdige Wirtin Paula Hamel war nicht gut auf die Nazis zu sprechen, während Willy Brandt sich als norwegischer Student naiv stellte und an Politik wenig interessiert zeigte. Er musste sich als Ausländer offiziell bei der Polizei melden.

Am Tage nach der Ankunft gegen Ende August 1936 ging Brandt, so war es abgesprochen, in das Kaufhaus Wertheim, um den Mann zu treffen, der die Kontakte zu Berliner SAP-Genossen herstellen sollte. Die Kontaktaufnahme gelang. Nachmittags absolvierte er seine Treffen mit den einzelnen Vertrauensleuten im Freien beim Spaziergehen.

Bei diesen Begegnungen mit SAP-Freunden benutzte Brandt den Decknamen «Martin». Wer er wirklich war, wussten sie nicht, ebenso wenig wie er etwas über die wahre Identität seiner Gesprächspartner erfuhr.



**Willy Brandt** erinnert sich:

«Wir arbeiteten mit Fünfergruppen. Nur ein Mitglied durfte die Verbindung zur nächsten Ebene unterhalten. Dadurch hoffte man, das Risiko bei Verhaftungen verringern zu können. Bei einigen wenigen Gelegenheiten habe ich mich mit Vertrauensleuten aus mehreren Stadtteilen zu einer sonntäglichen Wanderung durch die schönen Wälder im Norden Berlins getroffen. Es war geboten, die Zahl klein zu halten: ausser mir nicht mehr als drei oder vier. Die Gefahr von Kontrollen nahm zu, wenn eine Gruppenbildung vermutet wurde. Für den Fall einer Kontrolle schärfte ich den anderen ein: ‚Ich bin Student, Ihr habt mich eben erst getroffen und kennt mich weiter nicht.‘ Im Ernstfall hätte das wohl wenig genützt. Trotzdem: Wir hatten halbwegs begriffen, den einzelnen von Vorgängen abzuschotten, die er nicht wissen musste und von deren Kenntnis er auch in seinem eigenen Interesse ferngehalten werden sollte.»

Der organisatorische Leiter der Berliner SAP-Gruppe war Werner Buchheister, ein Lehrer aus Braunschweig. Seine Frau war Buchhändlerin. Beiden gelang 1938 die Flucht nach Norwegen, von wo sie 1940 beim deutschen Überfall auf Norwegen nach England entkommen. (Werner Buchheister leitete nach dem Krieg eine bundesdeutsche Gewerkschaftsschule.)

Wie gefährlich die Arbeit in Berlin war, zeigt eine kurze Szene, in der Willy Brandt von einem früheren Bekannten wiedererkannt wurde:

«In den ersten Wochen des Berlin-Aufenthaltes besuchte ich das ‚Mokka Efti‘ an der Friedrichstrasse. Dort sass ein bekannter Lübecker Sozialdemokrat, ein Lehrer, von dem ich vermutete, er sei noch im Lager. Er, noch erstaunter als ich, gab durch Blick zu erkennen, dass ich nicht an seinen Tisch kommen möge. Vielleicht fühlte er sich beschattet? Später konnte ich ihn nicht mehr fragen. Er ist 1937 umgekommen.»

Vormittags besuchte Brandt die Staatsbibliothek Unter den Linden und arbeitete sich unter anderem systematisch durch Hitlers «Mein Kampf» und den Rassismus-Katechismus der NSDAP «Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts» von Alfred Rosenberg, um die pseudo-wissenschaftliche Rassenideologie der Nazis aus sich selbst heraus widerlegen zu können.

Brandt schreibt in seinen Erinnerungen, wie verzweifelt er über das trügerisch positive Erscheinungsbild war, das die Reichshauptstadt kurz nach den Olympischen Spielen bot. Die verzweifelten Schreie der Opfer in den Konzentrationslagern erreichten nicht das Olympiastadion und nicht den Kurfürstendamm. Nur bei seinen Genossen in den Arbeitervierteln habe er schwaches Echo gehört: Dort sei «das andere Berlin» gewesen.

---

## Sozialdemokraten im Widerstand

### Reichsbanner

Am 20. Juli 1932 wurde die preussische Regierung unter den Sozialdemokraten Otto Braun und Carl Severing durch die rechtskonservative Reichsregierung unter Franz von Papen gestürzt. Die Enttäuschung darüber, dass sich die preussische Regierung kampflös des Amtes entheben liess, lähmte die Sozialdemokratie und das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in den folgenden Monaten bis zum Machtantritt Hitlers. Auch in Charlottenburg standen Mitglieder des Reichsbanner unter Führung von Ernst Carlbergh in der Polizeikaserne West in der Königin-Elisabeth-Strasse in Bereitschaft. Carlbergh wurde im Zusammenhang mit dem Preussenschlag im Juli 1932 unter der Regierung Papen wegen Hochverrats für kurze Zeit verhaftet.

In Berlin-Brandenburg war der sozialdemokratische Mitgliederanteil am Reichsbanner besonders hoch. Man kann von etwa 80 Prozent Sozialdemokraten ausgehen, während sich der Anteil der Deutschen Demokratischen Partei zwischen 5-8 Prozent bewegt und der Rest vom Zentrum gestellt wurde. Genaue Unterlagen fehlen. Nach der Auskunft des Charlottenburger Reichsbannerführers Ernst Carlbergh habe es in den Vorständen auch Angehörige der befreundeten Parteien gegeben, beispielsweise Prinz zu Löwenstein und Ernst Lemmer, Reichstagsabgeordneter der Demokraten. Die eigentliche Führungsarbeit, so Carlbergh, sei jedoch von den Sozialdemokraten geleistet worden.

### Ernst Carlbergh

Wielandstrasse 7

Ernst Carlbergh, geboren 1894, gelernter Buchhändler, ging 1912 als Schauspieler, Dramaturg und Regisseur zur Bühne. Im Ersten Weltkrieg wurde er schwer verwundet, er verlor einen Arm. Nach 1919 gab er seine Bühnenpläne auf und war als Kaufmann tätig.

Von den Nationalsozialisten wurde Carlbergh als Reichsbannerführer von Charlottenburg 1933 zusammen mit dem Polizeikommandeur Heimannsberg und Polizeimajor Enck ein Jahr lang unter Polizeiaufsicht gestellt. Trotz seiner eigenen Bedrohung hielt er Kontakt zu jüdischen Genossen, z.B. zum ehemaligen Leiter des Charlottenburger Jungbanners, Günther Grodka (Niebuhrstrasse 67, s. S. 75).

(Nach dem Kriege war Carlbergh von Mai bis August 1945 Mitglied des Komitees des Kampfverbandes Freies Deutschland. Später war Ernst Carlbergh Bezirksstadtrat für Wirtschaft in Charlottenburg.)





Charlottenburger Jungbanner (Günther Grodka, obere Reihe 4.v.r.)

**Günther Grodka** (1912-1987) erinnert sich:

«Bis auf wenige Ausnahmen (wie Kurt Ackermann, der illegal arbeitete) kamen die ehemaligen Reichsbannermitglieder nur mehr privat zusammen. Der Leiter des Charlottenburger Reichsbanners, Karl Holze, stellte sich nach 1933 politisch völlig neutral. Er passte sich aber auch nicht an. Aus unseren Reihen gab es sogar einzelne Überläufer, darunter W., den Leiter unseres Spielmannzuges. Mich als ‚Rasseverfolgten‘ grüssten auch nicht alle früheren Freunde korrekt auf der Strasse. Manch einer zwinkerte nur vorsichtig. Aber einer grüsste demonstrativ. Es war Ernst Carlbergh, der frühere 2. Vorsitzende des Charlottenburger Reichsbanners. In seiner Wohnung in der Wieland Strasse (7) kamen wir, meine Frau und ich, auch in späteren Jahren zusammen, um zum Beispiel den verbotenen englischen Rundfunk zu hören.

**Kurt Ackermann** (1891-1936)

Trendelenburgstrasse 14

Kurt Ackermann, Reichsbanner- und Gewerkschaftsfunktionär und ein führender Mann des Reichsbannerwiderstandes im Westen Berlins, nahm sich nach seiner Verhaftung aus Verzweiflung im Untersuchungsgefängnis Moabit am 8. August 1936 das Leben. (Siehe die Spandau-Darstellung dieser Schriftenreihe.)

## Arthur Müller (1891-1933)

Der Sozialdemokrat und Reichsbanner-Funktionär wurde am 13. Mai 1933 von der SA im «Maikowski-Haus», dem ehemaligen Volkshaus, ermordet.

## Illegale Arbeit in kleinen Gruppen

Nach dem Machtantritt Hitlers führten in Charlottenburg nur wenige Sozialdemokraten den Kampf gegen den Nationalsozialismus illegal weiter. Rudi Pietscher berichtet, dass sich beispielsweise 4 von 235 Partei-Mitgliedern der 57. Abteilung der SPD und von der SPD-Abteilung Nord mit etwa 300 Mitgliedern sechs oder sieben Genossen an der illegalen Arbeit beteiligten. Nach der kampflosen Aufgabe der Weimarer Republik und dem Verbot der SPD vom 22. Juni 1933 dokumentieren diese Zahlen das deprimierende Ende der traditionsreichen Massenpartei. Nur wenige sahen einen Sinn in der illegalen Arbeit.

Der Reichsbannermann Kleemann, der auch Vorsitzender einer Charlottenburger SPD-Abteilung war, leitete eine Widerstandsgruppe nördlich der Kantstrasse. Die Gruppe löste sich 1935 auf, nachdem Kleemann aufgrund einer Aussage eines Hausbewohners, der ihn beim Flugblattverteilen beobachtet hatte, verhaftet worden war.

Nach dem Verbot der SPD und des Vereinswesens der Arbeiterbewegung versuchten viele Genossen die alten Kontakte aufrechtzuhalten.

### Heinz Groth berichtet von seiner Gruppe:

«Wir waren Arbeitersportler, und der Arbeitersport wurde auch verboten. Wir schlossen uns dem Kanu-Club Charlottenburg an...

Wir haben versucht in unserer Gegend die Zeitschriften und Bücher von vor 33, vor allen Dingen Bücher, zu retten. Zum Teil haben wir sie vergraben und zu späterer Zeit wieder herausgeholt.

Wir haben nun nicht mehr versucht, neue Leute zu gewinnen. Aber wir versuchten doch, unsere alten Kreise nicht zu verlieren.

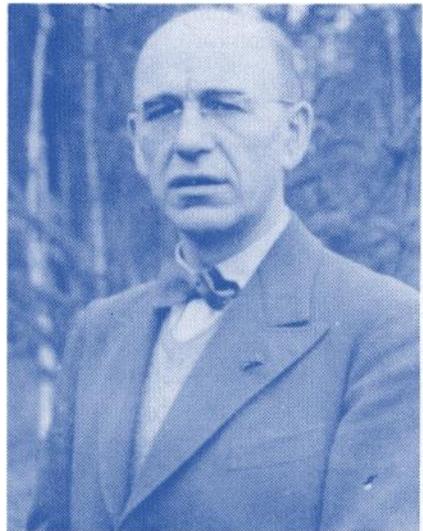
Von der Exil-SPD bekamen wir noch Zeitungen, die wir dann vollkommen geheim und ganz vorsichtig gelesen haben.»

## Fritz Milkowski

Brahestrasse25

Der Volkswirt Fritz Milkowski war im Jahre 1934 Angeklagter in einem der Massenprozesse gegen die Berliner SPD und erhielt eine Strafe von 2½ Jahren Gefängnis.

Milkowski, seit 1925 Parteimitglied, war Zeitungs-Obmann, Bezirkskassierer und zeitweilig Beisitzer im Kreisvorstand gewesen und wurde Ende 1933 verhaftet.



Nach dem Verbot der SPD hatte Milkowski den Kontakt zu anderen Genossen, insbesondere zum Schriftsteller Oswald Zienau in Wilmersdorf und zu Paul Hessberg in Kaulsdorf, aufrechterhalten. Ausserdem beteiligte er sich durch Verfassen von Artikeln an der Herstellung des «Proletarischen Pressedienstes», der von einem Kreis um Heinz Langerhans und Herbert Doeschner herausgegeben worden war. (Siehe die Neukölln-Darstellung dieser Schriftenreihe.)

Der «Proletarische Pressedienst», der bis zur Verhaftung der Gruppe im November in mehreren Folgen erschienen war, rief im Oktober 1933 zum Boykott der Scheinwahl am 12. November 1933 auf. Dem Blatt war ein zur Abtrennung und Verteilung bestimmter Aufruf «An die Werktätigen Berlins» beigefügt, in dem es hiess:

«... Hitler muss gestürzt werden! Dass wir ihn nicht mit parlamentarischen Mitteln stürzen können, wissen wir. Wir sind auch überzeugt, dass die Wahl am 12. November nur ein Theater ist. Dennoch müsst Ihr den weissen Zettel ungültig machen, indem Ihr einen grossen Strich durchmacht oder ihn zerreisst. Auf dem grünen Zettel aber gehört Euer Kreuz in den Nein-Kreis. Gebt diesen Zettel weiter! Macht unermüdlich mündliche Propaganda! Kämpft mit uns! Hitler muss gestürzt, der Kapitalismus vernichtet werden, und je intensiver unser Kampf ist, umso eher ist uns der Sieg...»

## Eugen Prager

Schlüterstrasse 31

Eugen Prager (1876-1942) war sozialdemokratischer Journalist jüdischer Herkunft und unter anderem von 1914-1919 für die «Leipziger Volkszeitung» und von 1919-1922 für die «Freiheit», eine Zeitung der USPD, tätig. Sein Buch über die Geschichte der USPD war weit verbreitet. 1925 wurde er Redakteur bei der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

Seit 1933 unterhielt er in der Schlüterstrasse 31 ein kleines Zeitungsausschnittsbüro auf den Namen seiner Frau Gertrude. «Blaue Presse» nannte Eugen Prager seine Nachrichten, die er ins In- und Ausland weitergab. Über öffentliche Fernsprecher informiert er nachts sozialdemokratische Zeitungen in Prag und Karlsbad, z.B. die «Volksstimme» und den «Sozialdemokrat». Seine Aufsätze schrieb Eugen Prager in dieser Zeit unter dem Pseudonym «Trim» (nach den Vornamen seiner Familienangehörigen: Trude, Ruth, Irene, Michael).

Angesichts der zunehmenden Diskriminierung der Juden in Deutschland und in der Vorahnung des Krieges schickte er seine Kinder 1934 / 35 nach Palästina. Das Ehepaar Prager besucht sie 1937 in Palästina. Beim Abschied sagt Eugen Prager zu seinen Kindern: «Meinen Weg gehe ich mit allen Konsequenzen in Deutschland weiter.» 1942 wurden Gertrud und Eugen Prager nach Riga deportiert und ermordet.

## Widerstehen in der Genossenschaftssiedlung

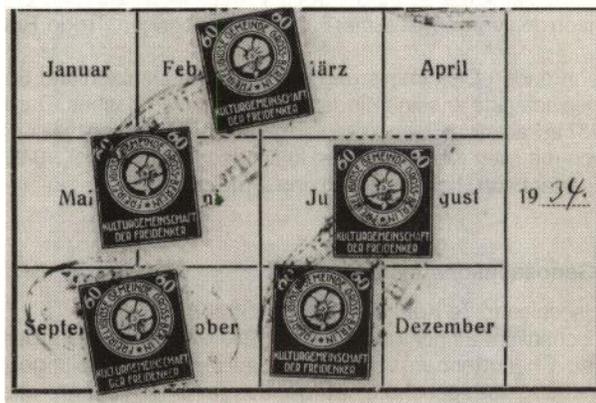
Knobelsdorffstrasse / Haeselerstrasse / Königin-Elisabeth-Strasse

Wie andere genossenschaftliche Einrichtungen wurde 1933 auch die Siedlung des Berliner Spar- und Bauvereins in Charlottenburg von den Nationalsozialisten «gleichgeschaltet». Dass dieses nicht reibungslos geschah, wurde aus einer Erklärung des neuen nationalsozialistischen Vorstandes im Mitteilungsblatt vom 22. Mai 1933 deutlich: «In Zukunft haben einzelne Eingriffe oder Sonderaktionen in den Siedlungen unter allen Umständen zu unterbleiben.» Die Nationalsozialisten fürchteten den Unmut von Genossenschaftsmitgliedern und verboten «Bewohnerversammlungen, welchen Zwe-

cken auch immer sie dienen sollten». Im Mitteilungsblatt der Wohnungsgenossenschaft vom 29. September 1934 wurde nach der «Beseitigung regierungsfeindlicher Elemente» der Anspruch bekräftigt, «das Führerprinzip in den gemeinnützigen Wohnungsunternehmen zur Geltung zu bringen».

Zu den betroffenen Gegnern der Nationalsozialisten gehörte in der Siedlung Charlottenburg des Berliner Spar- und Bauvereins der Buchdrucker Paul Trester (1885-1961). Der Sozialdemokrat und Obmann der «Samariter-Kolonie» (Arbeiter-Samariter-Bund), einer Selbsthilfe bei etwaigen Unglücksfällen in der Siedlung, wohnte in der Haeselerstrasse 16e (heute Nr.1) und war ehrenamtlicher Verwalter des Blockes 16. Wegen ihrer antinazistischen Haltung wurde die Familie Trester in der Siedlung isoliert und denunziert. Die Familie musste zwei Hausdurchsuchungen übersieh ergehen lassen. Sohn Erich, Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, war bereits im Sommer 1932 zusammen mit seinem Freund Heinz Kaufmann von der SA am Teufelssee überfallen worden. Paul Trester tauchte mit seinem Sohn zeitweilig bei Verwandten und Freunden unter. Er und seine Frau Else hielten weiterhin Kontakte zu sozialdemokratischen Parteifreunden und weigerten sich standhaft, mit «Heil Hitler» zu grüssen und die Hakenkreuzfahne herauszuhängen. Ihre Tochter Käthe besuchte die Karl-Marx-Schule in Neukölln bis zu deren Auflösung durch die Nationalsozialisten. Ehemalige Schüler der Karl-Marx-Schule hielten weiterhin Kontakt untereinander und organisierten kurz vor Ausbruch des Krieges ein Klassentreffen unter dem Deckmantel eines Sportclubs in einem Vereinslokal in der Kaiser-Friedrich-Strasse.

Paul Trester schickte Ende 1933 seine Tochter nach dem Verbot des Freidenker-Verbandes demonstrativ zum Jugendweihe-Unterricht der noch bestehenden Freireligiösen Gemeinde Gross-Berlin e.V. in der Pappelallee, Prenzlauer Berg. Käthe Trester nahm im Dezember 1934 im Stadthaus (Mitte) an der letzten in Berlin durchgeführten Jugendweihe teil. Danach wurde auch die Freireligiöse Gemeinde von den Nationalsozialisten aufgelöst.



Marken von 1934 im Mitgliedsbuch der «Kulturgemeinschaft der Freidenker»

Aufgrund des nonkonformen Verhaltens wurden Paul Trester und seine Familie mehrfach denunziert. Am 1.3.1934 erhielt er eine anonyme Postkarte mit folgendem Text:

«Sag mal innigst geliebter Paul, Du hängst ja den roten Lappen mit den drei Gebrüdern Sklarek Pfeilen nicht mehr raus? Oder hast Du diesen roten Lappen bei Renner schon abgeliefert? Wenn nicht, dann tue es bald, sonst werden unsere SA Leute diesen roten Lappen abholen! Nicht wahr, wärest Du als Verwalter nicht abgesägt worden, dann würdest Du diesen Posten als Doppelverdiener immer noch weiter machen, trotzdem Du Dich um nichts gekümmert hast! Zu einer Winterhilfe-Türplakette langt es wohl jetzt nicht mehr? Es wird Zeit, dass Du endlich türmst! Wann geht Deine Tochter zur kirchlichen Konfirmation? Dieses liebe gute bescheidene arme Mädchen. Es grüssen Deine Freundinnen.»

Erläuterung zum Text: Die Fahne der SPD, der «rote Lappen», hatte drei symbolische Pfeile, die hier in Verbindung gebracht werden mit dem Berliner Skandal um die Gebrüder Sklarek, in den auch der frühere Oberbürgermeister Böss hereingezogen wurde (S. 8). «Renner» war ein Vereinslokal der Nationalsozialisten (heute Charlottenburger Festsäle in der Königin-Elisabeth-Strasse).

Käthe Stegmaier, geborene Trester, erinnert sich:

«Dort durften die reumütigen Sozis ihre Fahnen abliefern, was natürlich kaum einer getan hat, jedenfalls wir nicht. Mein Vater war ein ganz emsiger Verwalter. Es hat ihn tief getroffen, dass er sich um nichts gekümmert haben soll. Wenn man schön fleissig spendete für ihren Nazi-Winterhilfetopf kriegte man eine Plakette an die Tür geklebt.»

### «Tante Martha»

Trotz grosser Anfeindungen seitens der nationalsozialistischen Führung der Genossenschaft führte die allseits beliebte Kindergartenleiterin Martha Langosch («Tante Martha») die Arbeit mit den ihr anvertrauten Kindern in der bisherigen Form mit Sommerfesten, Umzügen, Theater und Feiern bis Ende 1934 weiter. Ihr war jedoch eine vom NS-Vorstand eingesetzte Helferin aus dem BDM zugeordnet worden. Unter bis heute ungeklärten Umständen, vermutlich wurde sie wegen ihrer Verlobung mit einem jüdischen Arzt denunziert, verschwand sie Anfang 1935. Martha Langosch war vermutlich zeitweilig im Frauengefängnis inhaftiert und wurde später in ein Konzentrationslager verschleppt. Nach 1945 kehrte Frau Langosch zurück und war wieder (bis zu ihrer Pensionierung) im Kindergarten der Genossenschaft tätig.

Ihre Kollegin Grete Maywald unterstützte lange Zeit ihren jüdischen Freund, bis sie mit ihm aus Deutschland flüchtete. In der Ausweglosigkeit zu Beginn des Krieges im Westen nahmen sich beide in Holland oder Frankreich das Leben.

### SPD-Gruppe im Café Wien

Im Café Wien am Kurfürstendamm 22 gründeten 1939 einige Charlottenburger Sozialdemokraten und Gleichgesinnte aus verschiedenen Kreisen eine Widerstandsgruppe, die bis zu siebzehn Personen umfasste und in kleine Untergruppen aufgeteilt war.

An der Gründung war Martin Friedländer aus Charlottenburg beteiligt sowie ein ehemaliger Kommunist, von dem aus Gründen der Konspiration nur der Deckname «Emil» bekannt war. Martin Friedländer, geboren 1920, war «Halbjude» und arbeitete bei Siemens als Dreher.

Der Kommunist «Emil» war 1934 in der Sowjetunion für Widerstandsarbeit ausgebildet worden. Angesichts des Hitler-Stalin-Paktes 1939 distanzierte er sich von der KPD und sucht die Zusammenarbeit mit Sozialdemokraten.

**Martin Friedländer** erinnert sich:

«Emil war ein hervorragender Widerstandskämpfer. Alle Vorsichtsmassregeln hat er immer wieder mit uns durchgesprochen. Er fiel uns manchmal sogar auf die Nerven, denn er hat uns regelrecht abgefragt und examiniert. Er benahm sich wie ein Lehrer, so wie man ihm das selbst in der Sowjetunion beigebracht hatte. Letztlich hat sich diese Vorsicht auch bewährt; aber wie sehr er recht hatte, das ist uns erst später aufgegangen.»

Der Treffpunkt der Gruppe war der Billardsaal im Café Wien, wo eine kleine Gruppe von Menschen wenig auffiel. Der Leiter des Billardsaals sympathisierte mit der Gruppe.

**Martin Friedländer:**

«Im Café Wien waren auch viele andere Leute. Wir haben uns geschickt von ihnen abgesondert. ‚Emil‘ hatte uns schon beigebracht, wie wir uns unauffällig zu verhalten hatten. Wir taten so, als ob wir Billard spielten. Dabei unterhielten wir uns halbblaut über die Widerstandsarbeit. Ab und zu liessen wir laute Bemerkungen fallen, die zum Billardspiel gehörten. Ausserdem stand noch der Leiter des Billardsaals auf unserer Seite, das ergab einen zusätzlichen Schutz. Wenn wir im Café Wien der Gestapo oder dem Sicherheitsdienst aufgefallen wären, dann wären wir alle hochgegangen.»

Die praktische Arbeit der Gruppe bestand im Verteilen von Flugblättern, die vom Ex-Kommunisten «Emil» besorgt wurden. Die Gruppe wusste nicht, wo sie gedruckt wurden. Die Flugblätter enthielten unter anderem die Aufforderung, die Rüstungsproduktion zu sabotieren, um dadurch den Krieg zu verkürzen. Bei einer Flugblattaktion im Stahlwerk Hennigsdorf wurde Martin Friedländer beinahe vom Werkschutz gefasst, konnte aber flüchten. Wenig später, am 2. November 1943, wurde er jedoch am S-Bahnhof Börse (heute Marx-Engels-Platz) verhaftet. Bei der Gegenüberstellung wurde er vom Werkschutzmann an seiner nagelneuen Aktentasche wiedererkannt, die Friedländer entgegen der Vorsichtsregel von «Emil» bei den Aktionen bei sich hatte.

Martin Friedländerverriet niemanden trotz der Folterungen, durch die er das Sehvermögen des rechten Auges einbüsste. Er durchlitt mehrere Konzentrationslager, darunter Auschwitz, Mauthausen und Neuengamme, konnte aber überleben.

Über das weitere Schicksal der Gruppe ist nichts bekannt. «Emil» soll laut Auskunft von Martin Friedländer nach 1945 von den Sowjets verschleppt worden sein.

## **Familie Germer**

Kantstrasse 125

Karl Germer sen. (1886-1956) war in den 20er Jahren Redakteur verschiedener sozialdemokratischer Zeitungen und wurde schliesslich Werbeleiter der sozialdemokratischen Presse. Bei der Besetzung des Vorwärts-Gebäudes in der Lindenstrasse 4 durch die SA waren die gerade dort anwesenden Mitglieder des SPD-Parteivorstandes von der Verhaftung bedroht. Karl Germer stellte den gefährdeten führenden Sozialdemokraten geistesgegenwärtig Ausweise als Werbeagenten aus, mit denen sie die kontrollierenden SA-Wachen unbehelligt passieren konnten.

Die Familie Germer zog nach mehrfachem Umzug in Berlin (so Knesebeckstrasse 17 und Osnabrücker Strasse 17) Ende 1943 in die Kantstrasse 125. Bei dem Sozialdemokraten Karl Germer traf sich in den letzten Kriegsjahren ein kleiner Kreis von Gewerkschaftern und Sozialdemokraten, um Kontakt zu halten und Informationen auszutauschen. Über Mittelsmänner gab es Verbindungen zu den Gewerkschaftsführern Wilhelm Leuschner und Hermann Schlimme sowie zum ehemaligen Reichstagspräsidenten Paul Lobe. Der Kreis war bis 1936 noch relativ gross, wurde aber durch Verfolgung und Krieg immer kleiner.

Die Familie Germer stellte unter grossen Mühen Flugblätter her, die sie vor allem in den öffentlichen Verkehrsmitteln auslegte. Insgesamt wurden ab 1943 bis kurz vor Ende des Krieges von den Germers einige Dutzend unterschiedliche Flugblätter verbreitet.



Familie Germer (v.l. Frau Maria Germer, Karl Germer sen., sitzend vorne Karl J. Germer jun., Geschwister und Freund der Familie)

#### **Karl Germer sen.:**

«Die Widerstandsarbeit war nicht leicht, denn als einzigstes Mittel stand nur das Flugblatt zur Verfügung. Wohl wurde für die Vervielfältigung eine Druckerei gefunden, aber sie fiel schon vor der Arbeitsaufnahme einem Luftangriff zum Opfer. Das gleiche geschah mit einem Abziehapparat, der mit vieler Mühe beschafft worden war. So blieb letzten Endes nur noch die Schreibmaschine und die Hoffnung, dass die Leser der Flugblätter der Aufforderung zur Vervielfältigung und Weitergabe Folge leisten würden.»

Die Flugblätter wurden von **Karl Germer** zumeist in Versform verfasst.  
Das folgende Flugblatt wurde im Dezember 1944 verteilt:

Der Traum ist aus Der Traum ist aus, die Wahrheit siegt, die Lüge hat verloren. Das deutsche Volk am Boden liegt, Es teilt das Los der Tore.	Sein Wort war Lug, sein Wollen Trüg, Sein Können hiess: Vernichten! Die Wunden, die er Deutschland schlug, Das Volks zum Hass verpflichten.
--	--

Herrn Hitler aus dem Böhmerwald, Den Heiligen von gestern, Den stellte die Geschichte kalt, Nun schweigt er statt zu lästern.	Er nannte sich den grössten Mann – Er war es – als Verbrecher!!! Millionen Tote klagen an Und segnen ihre Rächer!
--	--

Er stiess das deutsche Volk in Not, In Elend und Verderben, Den Hunger brachte er statt Brot, Millionen mussten sterben!	Jeder Schlag, der die Nazis trifft, ist ein Hammerschlag zum Aufbau Deutschlands! Deutsche Widerstandsbewegung <b>Abschreiben und weitergeben!</b>
---	---

Die Unterzeichnung mit «Deutsche Widerstandsbewegung» sollte eine grössere Organisation vortäuschen. Karl J. Germer erinnert sich, wie er und seine Eltern diese Flugblätter herstellten und in der U-Bahn – «Wir waren spezialisiert auf U-Bahn» – und vor allem am Alexanderplatz verteilten:

«Ich erinnere mich noch an einen Abend, da hatten wir uns zusammengesetzt. Alles musste mit Durchschlägen in die Maschine geschrieben werden. Mein Vater, meine Mutter und ich gingen dann zum Bahnhof Alexanderplatz, der mit seinen sechs Etagen wegen seiner Unübersichtlichkeit ideal war. Dort haben wir dann überall auf den Treppen die Gedichte hingelegt und sind mit dem Schlusszug zurückgefahren. Mehr konnten wir kaum machen.»

Im Gebäudekomplex Kantstrasse 125 hatte auf dem zweiten Hof der Synagogenverein «Thorah-Chessed e.V.» einen zweigeschossigen Bet- und Versammlungsraum für etwa 280 Personen. Wegen der Gefahr für die unmittelbar angrenzenden Wohnungen war die kleine Synagoge von Brandstiftung durch Nationalsozialisten in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 verschont worden. Der Synagogenverein gab die Räumlichkeiten jedoch angesichts der unerträglicher werdenden Situation für die deutschen Juden 1939 auf. Die Synagoge wurde danach umgebaut und als Büro und Lagerraum genutzt. Unmittelbar nach Kriegsende, am 15. Mai 1945, trafen sich in der Kantstrasse 125 Sozialdemokraten und Gewerkschafter zu einer ersten Tagung. Sie nannten sich gegenüber der sowjetischen Besatzungsmacht «Organisationskomitee der II. Internationale». Dies war eine von zunächst drei spontan gegründeten SPD-Initiativen der ersten Stunde. (Karl J. Germer wurde im Juni 1945 Mitglied des Zentralausschusses der SPD und wandte sich 1946 als einer der drei Vorsitzenden der Berliner SPD vehement gegen den Vereinigungsprozess mit der KPD.)

## **Ernst Heilmann**

Grolmanstrasse 57

Ernst Heilmann (1881-1940) war als Vorsitzender der preussischen Landtagsfraktion der SPD einer der profiliertesten Politiker der Weimarer Republik. Seine historische Leistung

bestand darin, die Voraussetzungen und die Grundlage für das Funktionieren und die Stabilität des parlamentarischen Regierungssystems in Preussen geschaffen zu haben. Im Gegensatz zum Reich gelang es in Preussen, die Verwaltung, z.B. der Polizei und des Bildungsbereichs, in beachtlichem Masse zu demokratisieren. Nicht zuletzt hier lag der Grund für die Reichsregierung Papen, sich Preussens durch den Staatstreich gegen die preussische Regierung vom 20. Juli 1932 zu bemächtigen.

Zum Charlottenburger SPD-Ortsverein von Ernst Heilmann gehörten einst Hedwig Wachenheim und Paul Hirsch, der 1908 trotz des preussischen Dreiklassenwahlrechts als erster Sozialdemokrat in das preussische Abgeordnetenhaus gewählt worden war.

Ernst Heilmann war 1919/20 Charlottenburger Stadtverordneter und von 1919 an Mitglied der preussischen Landesversammlung bzw. des preussischen Landtages, zuletzt für Frankfurt / Oder. Seit 1928 gehörte Heilmann mit dem Wahlkreis in Charlottenburg auch dem Reichstag an. Im Oktober 1929 übernahm er die Redaktion des sozialdemokratischen Diskussionsorgans «Das Freie Wort», für das er selbst Beiträge lieferte.

Mit grosser Energie hatte Ernst Heilmann gegen die Kommunisten und Nationalsozialisten gekämpft. Für die Nationalsozialisten war er einer der meistgehassten Politiker des «Weimarer Systems». Seit der Machtübergabe an Hitler am 30. Januar 1933 war er als Sozialdemokrat und wegen seiner jüdischen Herkunft in grösster Gefahr. Als Hedwig Wachenheim sich vor ihrer Abreise in die Schweiz im Juni 1933 von ihm verabschiedete und ihn drängte, auch ins Ausland zu gehen, antwortete Heilmann: «Ich gehe nicht. Das ist nichts für mich, im Ausland als Emigrant und Privatmensch zu leben.»

Wenige Wochen später wurde Ernst Heilmann verhaftet und im Columbia-Haus in Tempelhof von der SS misshandelt. Ohne Prozess wurde er ins Konzentrationslager Oranienburg (S. 95) verschleppt, sieben Jahre gefangengehalten und furchtbar gequält. Über das Emslager Börgermoor und Dachau kam er schliesslich ins Konzentrationslager Buchenwald. Dort wurde Ernst Heilmann, vermutlich auf direkten Befehl Himmlers, am 3. April 1940 ermordet.

## Wilhelm Leuschner

Bismarckstrasse 84 (Gedenktafel)

Wilhelm Leuschner (1890-1944) war von Beruf Bildhauer und seit seiner Jugend Mitglied der SPD, 1919 Stadtverordneter in Darmstadt, 1924 Gewerkschaftssekretär. Im Jahre 1924 wurde er Abgeordneter des hessischen Landtages und war von 1929 bis 1933 Innenminister von Hessen. Von 1932 bis zur Zerschlagung der Gewerkschaften durch die Nationalsozialisten war er stellvertretender Bundesvorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB). Er bezog mit seiner Familie eine Wohnung in der Bismarckstrasse 84.

Am 2. Mai 1933 bei der Erstürmung und Verwüstung der Gewerkschaftshäuser durch die SA wurde Wilhelm Leuschner zusammen mit seinen Vorstandkollegen im Haus des ADGB in der Wallstrasse Berlin-Mitte verhaftet. Aus einem Lastwagen werden sie in die Parochialstrasse 29 verschleppt. Nach der Zerstörung des Antikriegsmuseums, das sich in diesem Haus befand, hatte die SA ein sogenanntes «wildes KZ» im Keller eingerichtet. Nach schlimmen Folterungen werden die Gefangenen am 3. Mai zu Fuss zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz getrieben. Dort drängen Polizisten die SA zum Abzug. Später werden die Gewerkschafter in das Konzentrationslager Oranienburg eingeliefert. Noch im KZ Oranienburg beschlossen inhaftierte Vertreter verschiedener Gewerkschaften, dass Wilhelm Leuschner, der als sozialdemokratischer Innenminister von Hessen die aufkommenden Nationalsozialisten entschlossen bekämpft hatte, in Zukunft als ihr Vorsitzender fungieren sollte.



Wilhelm Leuschner(\*) im KZ

Sofort nach seiner Entlassung aus der «Schutzhaft» traf sich Leuschner Mitte Mai 1933 im Café Kranzler am Kurfürstendamm mit dem Zentrumsolitiker Jakob Kaiser, der als christlicher Gewerkschafter auch zum Kampf gegen die Nationalsozialisten entschlossen war und sich auf eine breite Zustimmung unter der katholischen Arbeitnehmerschaft verlassen konnte. Die beiden waren sich bei dieser Zusammenkunft einig, dass sie für ihr Ziel einer Einheitsgewerkschaft, d.h. die Überwindung der Spaltung in sozialdemokratische und christliche Gewerkschaften, in einem neuen, aber noch fernen Deutschland alle ihre Kräfte einsetzen wollten.

Nach seiner Freilassung wurde Leuschner gezwungen, mit dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF), Robert Ley, zur Internationalen Arbeitskonferenz nach Genf zu fahren, um dort als profiliertes Mitglied der zerschlagenen Gewerkschaftsbewegung für das Deutsche Reich und die nationalsozialistische Arbeitsorganisation aufzutreten. Um die internationale Anerkennung der DAF zu vereiteln, schied Leuschner demonstrativ während der Vollversammlung der Konferenz, nutzte aber seinen Aufenthalt, um Gewerkschaftsdelegierte anderer Länder über den wahren Charakter des Nationalsozialismus und das Schicksal der Gewerkschaften in Deutschland zu informieren. Für diese mutige Haltung war er erneut bis Juni 1934 in Polizei- und Konzentrationslagerhaft.

Nach seiner Freilassung aus dem Konzentrationslager setzte er ungebrochen seine Widerstandstätigkeiten fort. Er übernahm eine kleine Fabrik in der Eisenbahnstrasse 5 in Kreuzberg, die wie Julius Lebers Kohlenhandlung in Berlin-Schöneberg, Torgauer Strasse, eine ideale Basis für die weitere konspirative Arbeit war. Die bürgerliche Existenzform war nach aussen relativ unverdächtig, und Leuschner konnte den eigenen Lebensunterhalt sichern, oppositionellen Sozialdemokraten eine Beschäftigung geben, die Finanzierung illegaler Arbeit (Flugblätter, Druckschriften etc.) gewährleisten und vor allem über

berufsbedingte Geschäftsreisen Kontakte zu illegalen Gewerkschaftsgruppen und Vertrauensleuten im Reich pflegen.

Wilhelm Leuschner hielt weiter Kontakt zu Jakob Kaiser, und zusammen mit Max Habermann, dem Führer des Deutschen Handlungsgehilfenverbandes, verfassten sie in den Jahren 1936-37 Denkschriften für führende militärische Kreise.

Bei den Diskussionen der den 20. Juli tragenden politischen Gruppierungen um eine Neuordnung Deutschland nach Hitlers Sturz vertraten Wilhelm Leuschner und Julius Leber auf wirtschaftlichem Gebiet im Wesentlichen die sozialdemokratische Programmatik von 1925. Die Arbeiterschaft sollte durch Selbstverwaltungsorgane an der Planwirtschaft beteiligt werden, die Arbeiterorganisationen als Produzenten Einfluss auf die Gestaltung der Wirtschaft nehmen, weiter sollten Produktivgenossenschaften und staatliche Betriebe ausgebaut und Schlüsselindustrien und Bodenschätze nach den Auffassungen von Wilhelm Leuschner und Julius Leber sozialisiert werden. An der Privatwirtschaft sollte grundsätzlich festgehalten werden, Staatssozialismus als Prinzip wurde von ihnen abgelehnt.

Zur Beseitigung der Klassenunterschiede legte Leuschner weniger Gewicht auf die Besitzverteilung und die Kontrolle der Produktionsmittel, sondern vor allem auf den Ausgleich der Bildungsunterschiede. Nach seiner Meinung war hier eher die Wurzel der Ungleichheit zu suchen, da Bildungsmangel minderes Recht gegenüber Verwaltung, Justiz und Arbeitgeber bedeute und geringere Entfaltungsmöglichkeiten im Leben biete. Wilhelm Leuschner und Julius Leber wurden in den Regierungslisten der Verschwörung seit Januar 1943 wichtige Schlüsselpositionen vorbehalten. Leuschner war als Vizekanzler unter einem Kanzler Carl Friedrich Goerdelervorgesehen, zeitweilig sollten er oder Julius Leber sogar an Goerdelers Stelle treten.

Es gab innerhalb der Opposition grosse Differenzen über die politischen Ziele nach einem erfolgreichen Umsturz, so auch in der Frage der Einheitsgewerkschaft, die von Wilhelm Leuschner verfochten wurde. Die konservativen Vertreter in der Opposition – darunter v. Hassel (S. 119) – fürchteten, von der Einheitsgewerkschaft überfahren zu werden.

Stauffenberg, der anfänglich ebenfalls skeptisch gegenüber der zukünftigen Gewerkschaftsbewegung war, hoffte im Sommer 1944, die Arbeiterschaft einbinden zu können, um die vermeintliche Gefahr des Kommunismus fernzuhalten. Wohl aus diesem Grunde stimmte er im Gegensatz zu Leuschner auch den Kontakten von Julius Leber und Adolf Reichwein zur illegalen Reichsleitung der KPD um Anton Saefkow und Franz Jacob zu, von denen man sich innen- und aussenpolitische Rückendeckung versprach.

Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 war Wilhelm Leuschner in höchster Gefahr. Den Rat von Freunden, sich zu verstecken, lehnte er ab. Wenig später drang die Gestapo in die Wohnung in der Bismarckstrasse 84 ein. Seiner Frau gelang es, die Beamten einen Augenblick an der Tür aufzuhalten, während Wilhelm Leuschner über die Hintertreppe und ein benachbartes Ruinengrundstück entkommen konnte. Elisabeth Leuschner wurde von der Gestapo verhaftet und später in das Konzentrationslager Ravensbrück eingeliefert. Obwohl Wilhelm Leuschner gesucht wurde, beobachtete er einige Tage später von der anderen Strassenseite, wie die Gestapo seine Frau zur Wohnungsdurchsuchung führte. Vermutlich hat er seine Frau hier zum letzten Mal gesehen.

Als Wilhelm Leuschner am Morgen des 16. August bei seiner Haushälterin in der Wilmersdorfer Strasse frische Wäsche abholen wollte, wurde er verhaftet. Eine Nachbarin hatte ihn verraten. Man brachte den Gefangenen von Berlin aus wie vorher seine Frau in den Zellenbau des Konzentrationslagers Ravensbrück. Wilhelm und Elisabeth Leuschner waren in diesen Tagen beide in Ravensbrück, ohne voneinander etwas zu erfahren.

Vor den Vernehmungsbemten in der nahe gelegenen Gestapo-Schule Drögen äusserte sich Leuschner am 18. August 1944: «Es war mein Bestreben, eine einheitliche Gewerkschaftsbewegung zu bilden, und ich setzte diese Bestrebungen auch dann noch



Wilhelm Leuschner

fort, als ich mit Vertretern der NSDAP im Frühjahr 1935 verhandelte. Diese damals niedergelegten Grundsätze waren auch für die spätere Zeit mein Leitmotiv.»

Ein Mitgefangener über Leuschner: «Nie verliess ihn seine Geste und würdige Haltung, auch dann nicht, wenn die wüsten Misshandlungen unserer Folterknechte ein Geständnis aus ihm herauszupressen versuchten.»

Eine Nachricht über das Vordringen der Alliierten in Frankreich, die ihm ein Mithäftling zuflüstert, kommentierte Leuschner nur mit den Worten: «Für mich kommt das zu spät.» Bereits am 9. September verurteilte ihn der «Volksgerichtshof» zum Tode. Am Tag vor seiner Hinrichtung sagte Leuschner zu Gewerkschaftsfreunden im Gefängnis Tegel: «Morgen werde ich gehängt, schafft die Einheit.» Mit dem Ruf «Einigkeit!» wurde Wilhelm Leuschner am 29. September 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

---

## Jugendliche wehren sich

---

### SAJ-Gruppe im Widerstand

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten und dem Verbots des Reichsbanners und der SPD standen die organisierten Jugendlichen in der ebenfalls zerschlagenen Arbeiterjugend (SAJ) vor einer völlig neuen Situation. Mehrere sozialdemokratische Funktionäre waren verhaftet worden, da sie sich unzureichend auf die illegale Arbeit vorbereitet hatten.

Nur ganz wenige Jugendliche aus der SAJ beteiligten sich etwa ab Juni 1933 an einer illegalen Arbeit. Zu einer Gruppe, die von Gustav Hoffmann geführt wurde, gehörte auch Rudi Pietschker. Gustav Hoffmann stammte aus der Danckelmannstrasse / Ecke Christstrasse, wo sein Vater einen Tabakladen besass.

Rudi Pietschker (\*1917) wohnte bei seinen Eltern in der Nehringstrasse 6. Sein Vater war Reichsbahner, parteilos, aber Gewerkschaftsmitglied. Übereinen Lehrer an der Aufbauschule Spreestrasse kam er zu den «Kinderfreunden», einer Organisation – wie die Naturfreunde und Arbeitersportvereine – im Vorfeld der SPD. 1933 war er Mitglied in der SAJ und im Jungbanner.

Über Gustav Hoffmann, der älter war und über Kontakte zu illegalen SPD-Kreisen verfügte, die mit dem Exilvorstand in Prag zusammenarbeiteten, bekam die Gruppe Druckschriften zum Verteilen.

Rudi Pietschker:
«Dieses Material der Exil-Leitung enthielt zum Beispiel theoretische Lagebeurteilungen und Anweisungen, die nach meiner Erinnerung kaum brauchbar waren. Wertvoll für uns waren jedoch die Informationen zum Thema: Wie reagiert die Weltöffentlichkeit auf das Geschehen in Deutschland? Einige der Hefte und Broschüren hatte man verkleinert (maximal DIN A5), andere waren durch ein unverfängliches Titelblatt getarnt (zum Beispiel Reklameaufdruck). Gustav brachte mir diese Druckschriften nicht nach Hause, sondern wir trafen uns konspirativ zum Beispiel im Lietzensee-Park oder am Friedrich-Karl-Platz (Klausenerplatz).»

Die illegalen SAJ-Gruppen stellten auch selber Flugblätter her, die unter anderem vorder Aufrüstung warnten und betonten, dass Hitlers Herrschaft Krieg bedeute. Die Gruppe legte die Flugblätter in Treppenhäusern und Parks aus.

Am Friedrich-Karl-Platz wurden Rudi Pietschker und ein anderer Genosse beim Verteilen von der Polizei überrascht und vorübergehend verhaftet. Beide machten die Erfahrung, dass die preussische Polizei noch nicht fest in nationalsozialistischer Hand war, so dass sie bald wieder freigelassen wurden.

### Rudi Pietschker:

«Zu unserem Glück liessen uns die Polizisten noch die Chance, unsere restlichen Flugblätter – und damit das Beweismaterial – wegzuworfen. Erst dann brachten sie uns zum Verhör in das Polizeirevier Kaiserdamm 1. Der vernehmende Beamte dort befragte uns zur Sache, er wendete aber keine Fangfragen an, die uns hätten überführen können. So konnten wir uns mit der Behauptung herausreden, wir hätten die Flugblätter zwar genommen und gelesen, nicht aber verteilt. Nachdem er das Vernehmungsprotokoll im Nebenraum SA- oder SS-Leuten gezeigt hatte, liess er uns laufen.»

Die illegale SAJ-Gruppe stellte nach diesem Zwischenfall das Flugblattverteilen ein, versuchte jedoch in den folgenden Jahren, den politischen Kontakt mit anderen gleichgesinnten Jugendlichen aufrechtzuerhalten. Zur Gruppe, die später nicht nur aus Charlottenburgern bestand, gehörten 15 bis 20 Mitglieder.

DieSAJ-Gruppeversuchte, in anderen, politisch unverdächtigen Organisationen wie den «Märkischen Wanderern», «Volkstanzgruppen» und dem «Guttemplerorden» (Alkoholgegner) unterzukommen. Die Volkstanzgruppe traf sich in einer Schule in der Pestalozzistrasse 40 (heute: Volkshochschule Charlottenburg).

### Guttemplerorden als Tarnung

Eine gute Möglichkeit, sich mit Hitlergegnern zu treffen, bot der Guttemplerorden in der Krumke Strasse gegenüber dem Stadtbad. Der Guttemplerorden war eine Organisation von Alkoholgegnern, die (ähnlich wie eine Freimaurerloge) neue Mitglieder erst nach einem geheimen Aufnahmezerimonial aufnahm. Ausserdem wurde einem nur nach einem geheimen



Die Gruppe «Tatgemeinschaft» in den Räumen des Guttemplerordens

Losungswort die Tür geöffnet. Das war einer der Gründe. Dass man sich hier anfänglich vor Spitzeln sicherfühlen konnte.

Der Guttemplerorden, eine 1852 in New York gegründete internationale Vereinigung zur Bekämpfung des Alkoholgenusses, wurde 1937 von den Nationalsozialisten aufgelöst und in den nationalsozialistischen Bund für Rauschgiftbekämpfung überführt. Bis zu seiner Auflösung diente der Orden Hitlergegnern verschiedener politischer Richtung als Informations- und Diskussionszentrum. Eine der Gruppen nannte sich nach dem Heim «Tatgemeinschaft» und wurde vom Sozialdemokraten Fritz Meyke geleitet, der schon vor 1933 im Orden aktiv war und nun die illegalen Aktivitäten deckte. Die Antialkoholbewegung war damals in den Arbeiterparteien weit verbreitet. Fritz Meyke hielt auch ausserhalb des Ordens Kontakt zu früheren Genossen und beteiligte sich an der Verbreitung von Flugblättern des Prager Exil Vorstandes.

#### Edith Schober erinnert sich:

«Es waren bei den ‚Guttemplern‘ zwei vollständige SAJ-Gruppen untergekommen. Das eine Heim, in dem wir waren, hiess ‚Tatgemeinschaft‘. Mein späterer Mann war dort ‚Hilfstempler‘. In das Heim kam man nur mit Hilfe eines Losungswortes, sonst war die Tür verschlossen. Erst nachher, wenn das Ritual vorbei war, konnten die Gäste rein. Wir haben dort Heimabende abgehalten, auch gesungen.

Eines Abends kam ich ins Heim, da war alles leer. Ich ging zu dem Mann am Ausschank (die Guttempler hatten eine Kantine, natürlich nur mit alkoholfreien Getränken) und fragte: ‚Was ist denn los hier? Heute ist ja alles so leer! – ‚Mensch verschwinde!‘ – ‚Warum?‘ – ‚Frag nicht, verschwinde!‘

Ich weiss nicht, wie sie herausgekriegt haben, dass an diesem Abend Razzia war. Sie hatten irgendeinen, der oben bei der Gestapo sass. Bei dieser Razzia wollten sie die Heime ausheben, von denen sie wussten, dass es Tarneinrichtungen waren.

Aber irgendjemand hatte die SAJ-Leute gewarnt, und daraufhin war das Nest leer. Die Sache mit den Guttemplern wurde dann aufgegeben.»

### Jugendgruppe «Tatgemeinschaft»

In der «Tatgemeinschaft» trafen sich neben SAJ-Leuten auch Angehörige des KJVD, der Bündischen Jugend, der Naturfreunde und sogar des katholischen Windhorstbundes. «An sich hat diese Gruppe nur das ‚Anti‘ vereinigt», erinnert sich Rudi Pietschker.

Die Gruppe, die nach Auflösung des Guttemplerordens als «wilde Gruppe» etwa bis 1938/39 Bestand hatte, entfaltete viele Aktivitäten.

Man ging auf Wanderfahrt, was immer schwieriger zu bewerkstelligen war, da man ohne HJ-Ausweis nicht die Jugendherbergen benutzen konnte. Einige Herbergsväter, z.B. in Birkenwerder, standen der Gruppe jedoch aufgeschlossen gegenüber. Als es für mehr möglich war, in die Jugendherbergen zu kommen, übernachtete die Gruppe bei ihr wohlgesonnenen Bauern in der Umgebung von Berlin. 1935 kam es zu einem grossen Treffen der Guttempler aus ganz Deutschland in Erfurt, zu dem auch die Charlottenburger Gruppe fuhr. Da sich auch in anderen Städten Gleichgesinnte unter dem Dach des Ordens zusammengefunden hatten, ergab sich die seltene Gelegenheit, mit Sozialdemokraten und anderen Hitlergegnern aus dem ganzen Reich zusammenzutreffen.

Bei den Zusammenkünften der Gruppen hatte kulturelle Bildung und politische Schulung einen hohen Stellenwert. Professor Strecker aus Eberswalde hielt Vorträge über Philoso-

phie, Kurt Mattick referierte über Politik, Otto Wahrlich rezitierte Heinrich Heine, Erich Kästner und Kurt Tucholsky usw. Gesprochen wurde neben der Politik über Literatur, z.B. über die Bücher der sozialkritischen Autoren Jack London und B. T. Raven, man hörte Musik und spielte selber in einer Musikgruppe.

**Rudi Pietschker** erinnert sich:

«Wir hatten eine wunderbare Musikgruppe. Wir erregten beinahe Aufsehen in jeder Jugendherberge, wenn wir auftraten und Hitlerjugend und alles drum und dran an die Wand spielten... Wir machten natürlich vor allem die alte Wandervogelmusik, Gitarre, Geige, Bratsche. Wir hatten sogar Leute vom Konservatorium wie den Rhetorikprofessor Wahrlich ab und zu bei uns einbezogen. Die HJ übernahm viele Lieder der hündischen Jugend, beispielsweise die kolonialromantischen Gesänge ‚Wie oft sind wir geschritten...‘. Da haben wir dann gesungen ‚Als Nigger Jim aus dem Urwald kam...‘, der wird dann aus der Strassenbahn geschmissen, weil er schwarz ist usw. Das war für uns eine Pro-Mischrassendemonstration. Das war natürlich ein Affront für die Hitlerjugend. Das haben wir aber trotzdem gesungen. Da gab es dann Aussprachen.»

Ausser beim Guttemplerorden traf sich die Gruppe im Grünewald, an der Epiphaniienkirche und in der Laubenkolonie Ruhwald in einer Laube eines Jungkommunisten («Jack»). In der Kolonie wohnten zuverlässige Leute, die Bescheid wussten und die Gruppe bei Gefahr hätten warnen können, so dass eine Flucht über den Ruhwaldpark oder den Spreetalweg möglich gewesen wäre. Rudi Pietschker berichtet auch von einer Zusammenkunft im alten Nikolai-Haus in der Breiten Strasse in Berlin-Mitte.

Einmal wurde die Gruppe von Prof. Strecker in sein Haus in Eberswalde eingeladen. Dort traf die Gruppe mit dem Jugendstilmaler Hugo Höppener zusammen, der sich «Fidus» nannte. Höppener hatte sich nach einer kurzen Begeisterung für das nordische Jugendideal der Nationalsozialisten wieder von Hitler abgewandt.

Eine wichtige Tätigkeit dieser illegalen SAJ-Gruppe und auch der anderen Jugendlichen in der «Tatgemeinschaft» war die Gefangenenhilfe. Man versorgte politische Gefangene mit Päckchen. Hierbei war es wichtig, politisch unbelastete Personen zu finden, die bereit waren, ihren Absender auf das Päckchen zu setzen. Die Gruppe kümmerte sich auch um Genossen, die aus dem Konzentrationslager entlassen worden waren. Sie pflegten die oft kranken ehemaligen Häftlinge und versorgten sie materiell. Nur wenige von ihnen wagten über ihre entsetzlichen Erlebnisse in den Lagern zu reden, da es ihnen strikt, unter Androhung neuer Verhaftung, verboten worden war.

Die Gruppe» Tatgemeinschaft» organisierte auch Auslandsreisen nach Skandinavien. Eine Auslandsreise für Jugendliche zu organisieren, war wegen der Erlaubnis durch die deutsche Arbeitsfront und die HJ sowie aufgrund der devisenrechtlichen Bestimmungen sehr schwierig. Auf diesen «Nordlandfahrten» knüpfte man Verbindung zu Sozialdemokraten im Exil und zu dänischen Genossen. In Schweden besuchte die Gruppe das Grab von Kurt Tucholsky, der sich 1935 das Leben genommen hatte. Über die Skandinavienreisen verhalf man auch Verfolgten zur Ausreise, z.B. einem jüdischen Jugendlichen aus der Gruppe.



Die Gruppe «Tatgemeinschaft» in Skandinavien

## Bündische Jugend

Die Bündische Jugend ist ein Sammelbegriff für die in Bünden zusammengeschlossenen Jugendlichen in Deutschland, die nach dem Ersten Weltkrieg aus der Jugendbewegung hervorgegangen waren. Die 1920 gegründeten Bünde gliederten sich vor allem in völkisch, religiös, pazifistisch und sozialistisch ausgerichtete Einzelbünde. Die Bündische Jugend erklärte die autonome Jugendgruppe zum gleichrangigen, von Elternhaus, Schule und Gesellschaft emanzipierten Erziehungsraum. Mit diesem Anspruch waren pazifistisch und sozialistisch, vielleicht auch religiös geprägte Bünde zweifellos eine Gefahr für die Hitlerjugend, so dass die Bündische Jugend 1934 verboten und ihre Auflösung betrieben wurde. Andere, vor allem völkisch orientierte Bünde wurden von der H J übernommen.

### **Gabriele Seidel**, geborene Schweitzer

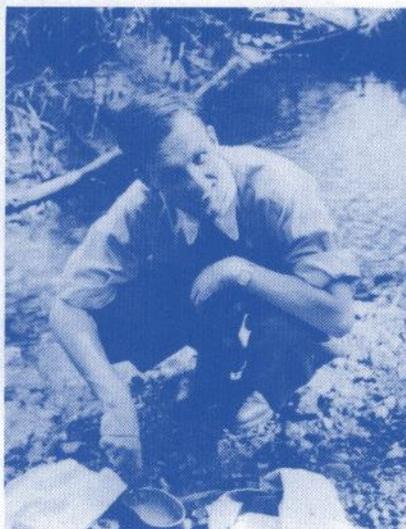
Ebereschentallee 5 (Treffpunkt)

Gabriele Schweitzer wuchs als ältestes von vier Kindern einer Berliner Arztfamilie auf. Von ihrer jüdischen Herkunft, sie war «Halbjüdin», erfuhr sie erst nach der «Machtergreifung». Bereits 1931 war sie durch die Bekanntschaft mit Eberhard Köbel als einziges Mädchen im gesamten Bund zur Bündischen Jugend gekommen. Eberhard Köbel, der sich «tusk» nannte, war ein Führer in der Deutschen Jungenschaft (dj.1.11), die aus der Deutschen Freischar entstanden war. Er war als Angestellter des Atlantis-Verlages von Stuttgart nach Berlin gekommen und leitete dort mehrere Gruppen.

Gabriele Schweitzer entwickelte bald eine enge Bindung zum Bund und beteiligte sich an den Aktivitäten der «Berlin 3» (in der Sprache des Bundes: Berlin 3 = dj.1.11 Horte Berlin 3). Beispielsweise fanden die «Nestabende» im Elternhaus in der Ebereschentallee statt. Ausserdem nahm sie an Fahrten und Lagern des Bundes sowie an der politischen Arbeit der Gruppe teil. Tusk orientierte sich zunehmend nach links und schloss sich schliesslich der KPD an.



Gabriele Schweitzer



Hans Seidel

**Gabriele Seidel** erinnert sich:

«Ich wurde politisch wacher und machte begeistert mit. Ich überlegte nicht viel, ob das gefährlich werden konnte, sondern setzte mich für unsere Ziele – gegen Hitler und für den Sozialismus – ein.»

Eberhard Köbel, alias «tusk», wurde 1934 vorübergehend verhaftet und emigrierte nach England. Gabriele Schweitzer und andere Mitglieder des Bundes hielten die Verbindung zu Eberhard Köbel in London weiter aufrecht.

Auch Mitglieder anderer Bünde in Deutschland wurden damals zeitweise verhaftet, u.a. in Stuttgart und in Ulm (Hans Scholl). Im Zusammenhang mit dem Fall Helmut («Helle») Hirsch, in den sie jedoch nicht verwickelt waren, wurden am 1. November 1937 Gabriele Schweitzer und am 7. November 1937 Hans Seidel sowie Bill Claus in Berlin verhaftet.

Helmut Hirsch gehörte ebenfalls der Deutschen Jungenschaft 1/11 an. Nach dem Verbot der Bündischen Jugend emigrierte Hirsch, der als Jude keine Chance mehr in Deutschland sah, nach Prag, wo er Architektur studierte. Er fand dort Kontakt zu Otto Strassers «Schwarzer Front», die aus Hitlergegnern auf dem «linken» Flügel der NS-Bewegung bestand und lässt sich, trotz der Warnungen seines bündischen Freundes Schnipp, zu einem Bombenanschlag auf den Reichsparteitag in Nürnberg als ein Fanal gegen Hitler überreden. Bei einem Besuch in Stuttgart zur Jahreswende 1936 / 37 wurde Helmut Hirsch verhaftet, in Berlin vor dem Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 4. Juni 1937 in Plötzensee erst einundzwanzigjährig ermordet.

Die Anklage gegen Gabriele Schweitzer und ihre Freunde lautete auf «Vorbereitung zum Hochverrat», jedoch kam es offensichtlich mangels Beweisen nicht zu einem Prozess. Obwohl am 24. Dezember 1937 ein Vernehmungsrichter entschied, dass eine Untersuchungshaft nicht angezeigt war, wurde Gabriele Schweitzer ins Konzentrationslager Lichtenburg verschleppt, aus dem sie im Juli 1938 entlassen wurde. Hans Seidel und Bill Claus kamen für über ein halbes Jahr ins Konzentrationslager Sachsenhausen.

## Widerstand im Haus des Rundfunks

### Die Gleichschaltung des Deutschen Rundfunks

Als Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde, bat der Rundfunkkommissar, Staatssekretär Hans Bredow (1879-1959), den Reichspostminister noch am selben Tag um seine Abberufung aufgrund der veränderten politischen Lage, die er nicht mitzutragen gewillt sei. Sein Rücktritt «aus gesundheitlichen Gründen» wurde vom Reichspostministerium am 8. Februar bekanntgegeben.



Notiz aus dem «Völkischen Beobachter» vom 8.2.1933

Am 15. Februar verabschiedete sich Hans Bredow im Sendesaal III des Haus des Rundfunks von seinen Mitarbeitern und musste mit Erschütterung feststellen, wie wenig Mitarbeiter der Einladung der Direktion gefolgt waren:

«Es waren vor allen Dingen zwei Männer, die genügend Zivilcourage aufbrachten und mich in diesem schmerzlichen Augenblick nicht im Stich liessen. Der Direktor der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, Dr. Kurt Magnus, sprach im Namen der Rundfunkredaktion warmherzige Worte des Abschieds ... Nach Dr. Magnus sprach als Vertreter der Angestellten Dr. Herbert Antoine ...»

Kurt Magnus reichte als amtierender geschäftsführender Direktor der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG) am 3. April 1933 seinen Rücktritt ein. Die Ansprache von Herbert Antoine, der Mitglied des Betriebsrates der RRG war, nahmen die Nationalsozialisten zum Anlass, ihn am 11. April 1933 aus dem Rundfunk zu entfernen.

**Herbert Antoine** (\*1902) berichtet vom Hissen der Hakenkreuzfahne auf dem Rundfunkgebäude am 8. März 1933:

«Die letzte Gelegenheit, noch einmal zu dokumentieren, dass ein bestimmter Kreis von Männern nicht bereit war zu kapitulieren, war kurz danach die Hissung der Hakenkreuzfahne auf dem Haus des Rundfunks. Durch einen Aufruf der NS-Betriebsgruppe waren die Mitarbeiter des Hauses zu dieser Zeremonie, die von dem damaligen NS-Rundfunkkommissar, Dr. Krukenberg, geleitet wurde, auf den Dachgarten befohlen worden. Als von den Versammelten mit erhobenem Arm das Horst-Wessel-Lied angestimmt wurde, behielt ein kleines Häufchen aufrechter Demokraten ostentativ die Hände in den Taschen.»

Nach den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 begann sofort die personelle «Säuberung» des Rundfunks, der dem Propagandaministerium von Goebbels unterstand. Ihr fielen die Direktoren der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, die meisten Intendanten der Rundfunkgesellschaften, jüdische, sozialdemokratische und kommunistische Mitarbeiter und alle, die den Nationalsozialisten verdächtig erschienen, zum Opfer. Durch Verhöre, Denunziationen, Fragebogenaktionen, Untersuchungen und Beschlagnahmen von Personal- und anderen Akten, Kündigungen, Versetzungen, fristlose Entlassungen oder auch durch die Wiedereinstellungen mit vermindertem Einkommen erzielten die Nationalsozialisten einen weit grösseren Gleichschaltungseffekt als in den Wochen vor der Reichstagswahl.

Nach der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes vom 23. März 1933 durch den Reichstag schritt der Ausbau der Machtpositionen durch die Nationalsozialisten auch im Rundfunk noch schneller voran als zuvor. Goebbels forderte die am 25. März im Berliner Funkhaus versammelten Intendanten der Rundfunkgesellschaften offen zu Rücktritt oder Unterwerfung auf:

«Der Rundfunk wird gereinigt, wie die ganze preussische Verwaltung gereinigt wird, und mir wäre es sehr lieb und ich wäre Ihnen ausserordentlich dankbar, wenn Sie diesen Reinigungsakt schon selbst vollziehen. Tuen Sie das aber nicht oder wollen Sie das nicht, dann wird's von uns aus gemacht... Sie haben doch nun die Aufgabe, ... Ihre Funkhäuser zu säubern, aufzuräumen, alles, was nicht hineinpasst, allmählich auszuscheiden, dafür zu sorgen, dass hundertprozentig die ganzen Funkhäuser nun der nationalen Regierung dienen und sich dem Volk verpflichtet fühlen.... Sie müssen auch die letzten marxistischen Rudimente beseitigen.»

Die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, die zwischen den Reichssendern und dem Propagandaministerium angesiedelt war, bekam Goebbels Personalpolitik sofort zu spüren.

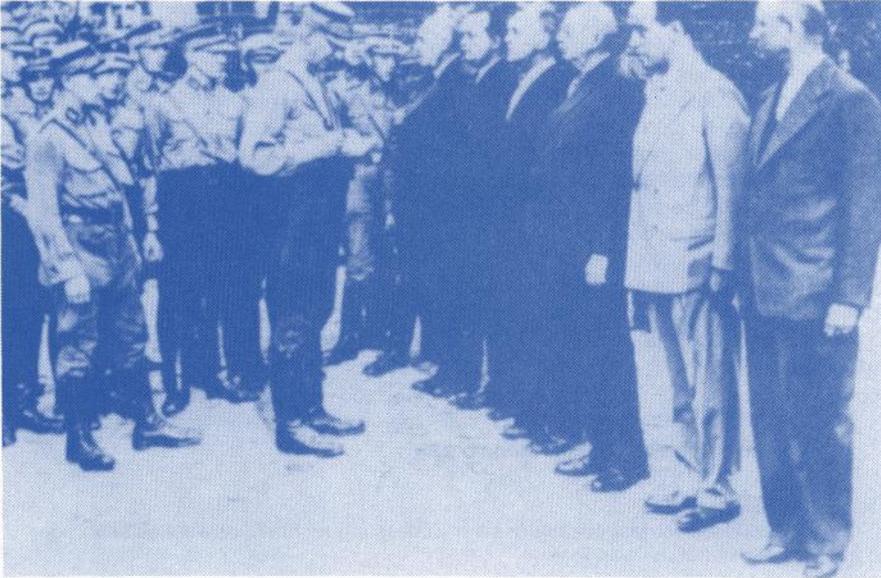
Kurt Magnus und der Ministerialrat Heinrich Giesecke schieden ab April 33 Schritt für Schritt aus der Geschäftsführung der RRG aus. Der Chefingenieur der RRG, Walter Schäffer, nahm sich am 24. März 1933 das Leben. In ihrem Pressedienst vom 9. Juni 1933 legte die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft eine erste Bilanz der Gleichschaltung vor, nach der 98 leitende und 38 sonstige Angestellte entlassen worden waren. Am 17. August wird schliesslich auch der bisherige Geschäftsführer der RRG, Walter Leberke, abberufen.

Handzettel der Arbeiter-Radio-Bewegung von 1933 als Reaktion auf die Gleichschaltung der Rundfunks:

«Vergiss es keinen Tag, Prolet,  
dass hinter Deinem Funkgerät,  
ob Spiel, ob Ernst,  
von früh bis spät  
der Gegner Deiner Klasse steht!»

## Der Rundfunkprozess

Um propagandistisch mit dem Weimarer Rundfunk abzurechnen, versuchten die Nationalsozialisten, frühere leitende Angestellte durch den Vorwurf der Korruption zu kriminalisieren, um ihnen den Prozess machen zu können. Diese Vorwürfe nahm die SS zum Anlass, Kurt Magnus, Heinrich Giesecke, Hans Fleisch, den früheren Intendanten der Berliner Funkstunde, deren Ansager und Regisseur Alfred Braun sowie den Sozialdemokraten Ernst Heilmann (S. 82 / 83), früheres Aufsichtsratsmitglied mehrerer Rundfunkgesellschaften, im August 1933 zu verhaften.



Konzentrationslager Oranienburg im August 1933 (von rechts): Dr. Kurt Magnus, Dr. Hans Flesch, Heinrich Giesecke, Alfred Braun, Friedrich Ebert, Ernst Heilmann.

In Telegrammen an den Reichspräsidenten von Hindenburg und den Reichskanzler Hitler protestierte der ehemalige Rundfunkkommissar Hans Bredow gegen den «Vernichtungskampf» gegen «die Pioniere des Rundfunks», die «in Elend und Not getrieben werden, ohne rechtzeitig Gelegenheit zur Rechtfertigung zu erhalten.» Er forderte, ihm und den Verhafteten unbeschränkt Rundfunk und Presse zur Widerlegung der Vorwürfe zur Verfügung zu stellen. Andernfalls bat er, das Schicksal seiner früheren Mitarbeiter teilen zu dürfen. Als Antwort gingen die Verhaftungen ehemaliger Rundfunkintendanten und Direktoren im ganzen Reich weiter. Friedrich Georg Knoepfle von der Berliner Funkstunde zog den Freitod den Demütigungen und möglichen Folterungen im Konzentrationslager oder Gefängnis vor.

Der von den Nationalsozialisten eingesetzte neue Direktor der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft Eugen Hadamovsky hetzte in einer Veranstaltung im Berliner Sportpalast unter dem Motto «Schluss mit dem Korruptionsskandal im Rundfunk» unter dem Gebrüll der Menge gegen Hans Bredow: «Wenn Bredow noch immer nicht mit der Behandlung der Rundfunkbonzen einverstanden ist und gern mit ihnen zusammen sein möchte, soll er sich selbst in Oranienburg melden!» Bredow wurde wegen seiner publik gewordenen Proteste zunächst verwarnt und am 25. Oktober 1933 verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Moabit gebracht. Dorthin waren inzwischen auch Kurt Magnus und Hans Flesch aus dem Konzentrationslager gebracht worden. Die anderen Häftlinge waren inzwischen mit Ausnahme Ernst Heilmanns wieder entlassen worden.

Der am 5. November vor dem Landgericht Berlin eröffnete Prozess wurde für die Nationalsozialisten zum Fiasko. Er zog sich über 89 Verhandlungstage bis in den Juni 1935 hin. Das Verfahren trug vom ersten Tage an den Charakter eines politischen Schauprozesses und war begleitet von einer masslosen Verleumdungskampagne in der Presse. Trotz angeblich ständiger neuer Enthüllungen brach die Anklage in sich zusammen und von den 53 Anklagepunkten konnten ganze vier, angeblich wegen finanzieller Verfehlungen, überhaupt aufrechterhalten werden. Das Gericht sprach

gegen Bredow, Magnus und Flesch Gefängnis- und Geldstrafen aus, die durch die Untersuchungshaft bereits als verbüsst galten.

Von der zügellosen Hetze des «Reichssendeleiters» hatte sich das Gericht nicht beeindrucken lassen. Diese Erkenntnis veranlasste die RRG noch vor dem Plädoyer der Verteidiger, die Rundfunkmikrophone im Gerichtssaal demonstrativ abzumontieren. In einem Revisionsverfahren vor dem Reichsgericht im Februar 1937 wurde das o.g. Urteil sogar teilweise aufgehoben und an die Vorinstanz zurückverwiesen. Schliesslich stellte das Landgericht Berlin im März 1938 das Verfahren ein, da ein staatspolitisches Interesse und ein besonderes Interesse der Öffentlichkeit nicht mehr bestehe. Dem Hauptangeklagten Hans Bredow wurden 1939 sogar seine Ruhestandsbezüge bewilligt. Somit war nicht nur der ehemalige Rundfunkkommissar des Reichspostministers in aller Stille rehabilitiert worden, sondern mit ihm der gesamte Weimarer Rundfunk. Goebbels selbst verfügte, den früheren Rundfunk nicht mehr anzugreifen und sich insbesondere der Kritik an Bredow zu enthalten.

### **Tagebuchnotizen von Jochen Klepper 1933:**

#### **31. Januar**

Im Funk müssen wir fast alle mit unserer Entlassung rechnen, obwohl es schon der reaktionäre Rundfunk war.

#### **4. Februar**

Nach dem augenblicklichen Stand der funkpolitischen Dinge ist damit zu rechnen, dass wir noch bis Mitte März im Rundfunk bleiben.

#### **11. Februar**

Die Arbeitswoche im Funk schloss mit einer dreistündigen Besprechung zwischen allen Leuten der Vertragsabteilung ab. Welch merkwürdige Einheitsfront hat sich jetzt den Nationalsozialisten gegenüber ergeben! Nun gelten wir alle als gleich verdächtig, gleich demokratisch, gleich liberal, gleich kulturbolschewistisch.

#### **8. März**

Auf dem Funkhaus die Hakenkreuzfahne! Haben uns die Deutschnationalen, die einzigen, die uns halten können, schon aufgegeben?... Wir im Funk können unsere Situation gegenseitig verstehen, aber die Achtung vor einander ist hin. Müde dreissigjährige, vierzigjährige Kompromissler, durch primitive Existenzkämpfe verängstigt.

#### **30. März**

Ich hatte ‚Atlantis‘ pünktlich fertiggeschrieben. Nun galt es für Sonnabend die Sache rasch zu proben. Die Probe musste ausfallen. Das Manuskript war nicht vervielfältigt worden, weil die Firma, mit der der Funk bisher sehr angenehm arbeitete, jüdisch ist. Die von mir bestellten Platten wurden mir entzogen, weil entweder die Firma oder der Komponist (Ich brauchte: ‚Meeresstille und glückliche Fahrt‘) oder der Dirigent jüdisch ist. Und im Übrigen ist der Funk fast wie eine nationalsozialistische Kaserne: Uniformen, Uniformen der Partei-Formationen.

#### **20. April**

Die Hitler-Geburtstagsfeier im Funk ist einem wieder etwas über die Nerven gegangen. – Der neue Intendant ist nun an der Arbeit; Dr. Brauns Kündigung ist zurückgenommen, so dass wir nun vielleicht für ein Jahr Ruhe haben. Meine Angelegenheit haben wir nun noch einmal genau durchgesprochen. Ich darf jetzt kein politischer Fall werden...

### **9. Mai**

Die Nationalsozialisten haben alle Macht in den Händen: über die Parteien, Gewerkschaften, Zeitungen, Sender, Theater, ... Es ist beängstigend.

### **25. Mai**

Drei Stunden vor Beginn der Sendung lief die Denunziation beim Intendanten ein: Ich sei SPD-Mitglied. Hätte selbst die Äusserung getan: einer der ersten, der gehen müsste, wäre ich. Jüdische Familie. – Die Denunziation so wirksam wie möglich: nämlich über den Reichsverband der nationalsozialistischen Rundfunkhörer.

### **26. Mai**

Nun ist das Damoklesschwert der Denunziation vorüber. Der Intendant Arenhövel weiss, dass ich Sozialdemokrat war und eine jüdische Frau habe. – Seine Antwort: Nahe Freunde von ihm wären auch religiöse Sozialisten; das störe ihn gar nicht. Meine Ehe sei meine Sache. Aber um ihretwillen muss nun der Vertrag hinausgeschoben werden, und mein Name darf nur selten in den Programmen auftauchen.

### **5. Juni**

Ich werde im Funk von Braun und Arenhövel mühevoll durchgehalten, habe keine Aussichten, habe ein Einkommen, das nach Meinung der Zuständigen in keiner Weise meiner Tätigkeit und meinen Leistungen entspricht. Ich muss anonym arbeiten. Hörfolgen, ganze Zyklen, die von A bis Z mein geistiges Eigentum sind, immer stärker meinen Stempel tragen, laufen unter dem Namen anderer – träger und unbegabter – Autoren! Auch in der Regie muss ich anonym bleiben, muss alles in Kauf nehmen, nur weil ich religiöser Sozialist war, eine jüdische Frau habe.

### **7. Juni**

Als ich in den Funk kam, wurde ich zum Intendanten bestellt, der mir kurz mitteilte, dass ich ‚bis zur endgültigen Regelung meiner Angelegenheit‘ sofort die Arbeit einstellen und den Funk verlassen müsse.

(Der Schriftsteller **Jochen Klepper**, ein überzeugter evangelischer Christ, nahm sich in der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember 1942 zusammen mit seiner jüdischen Frau und seiner Stieftochter in Nikolassee das Leben, weil er angesichts des Deportationsbefehls für seine jüdische Stieftochter keinen Ausweg mehr sah.)

## **Kampf über Ätherwellen**

In den Mitteilungen der Reich-Rundfunkgesellschaft vom 4. Mai 1933 liess das Propagandaministerium mit Nachdruck darauf hinweisen, dass «deutsche Funkzeitschriften» keine Programmhinweise über deutschsprachige «Vorträge zum Zwecke kommunistischer Propaganda» vor allem «russischer Sender», aber auch «anderer ausländischer Rundfunkgesellschaften» bringen sollten. Dennoch veröffentlichte, sicher nicht zufällig, «Der Deutsche Rundfunk», die bedeutendste Programmzeitschrift in Deutschland, weiterhin in seiner Rubrik «Pausenzeichen der Rundfunksender» den «Kuckucksruf» Leningrads und die Erkennungsmelodie des Moskauer Senders, für Hörer der sowjetischen Rundfunksender eine wichtige Orientierung. Erst im März 1934 verschwand diese Information und mit ihr die gesamte Pausenzeichenspalte aus der Programmzeitschrift.

Noch in den Mitteilungen der RRG vom 22. Februar 1934 gab es einen überraschend sachlichen und von Polemik freien Artikel «Vom Aufbau des Sowjet-Rundfunks» mit dem Hinweis, dass der Moskauer Langwellensender «auch sonst in Europa gehört werden» könne.

Der Kriegsbeginn am 1. September 1939 brachte das strikte, von Goebbels vorangetriebene Verbot, ausländische Sender zu empfangen. Aber auch in den Jahren vorher hatten Gerichte schon Gefängnisstrafen für das Abhören des Moskauer Senders verhängt. Goebbels forderte drakonische Strafen zur Einschüchterung der Bevölkerung. Wurden für das Abhören ausländischer Sender Ende 1939 noch mehrmonatige Gefängnisstrafen verhängt, sprachen sich Gerichte im April 1940 bereits für fünf- und zehnjährige Zuchthausstrafen aus, schliesslich kam es Mitte 1941 zum ersten Todesurteil wegen «bewussten und zweckgewollten Volksverrats».

In den ersten vier Monaten nach Inkrafttreten der Verordnung vom 1. September wurden 36 Personen verurteilt, 1940 zählte man bereits 830 Urteile, 1941 betrug die Zahl 721, stieg 1942 auf 985 an und ging 1943 auf 878 Urteile zurück. In den beiden letzten Kriegsjahren liegen keine Gesamtzahlen vor.

Antinazistische Spottverse über das illegale Radiohören:

Drei kleine Meckerlein,  
die hörten Radio.

Der eine stellte England ein,  
da waren's nur noch zwo.

Über das Ausmass des tatsächlichen Abhörens besagen die Zahlen der Urteile wegen «Rundfunkvergehens» wenig. Hier lassen sich nur Vermutungen anstellen. Die Dunkelziffer dürfte sehr hoch liegen. «London zu hören», war vielen Bürgern trotz der damit verbundenen Gefahr ein dringendes Bedürfnis nach wahren Informationen über die Kriegslage geworden.

Die BBC vermutete 1943 immerhin eine Zahl von einer bis zu drei Millionen zumindest gelegentlicher Hörer ihrer Sendungen in Deutschland.

## Herta Zerna

Herta Zerna (\*1907) stammte aus einer sozialdemokratischen Familie. In den 20er Jahren politische Redakteurin der SPD, arbeitete sie nach 1933 als freie Mitarbeiterin bei der Berliner Volkszeitung. Seit 1933 hatte Herta Zerna Kontakt zu verschiedenen Widerstandsgruppen. Immer wieder bitten Parteifreunde sie um Hilfe und Kurierdienste. Kurz nach Kriegsbeginn 1939 versteckte Herta Zerna zeitweilig den Sozialdemokraten Otto Suhr und dessen Frau. Auf Bitten des «Vorwärts»-Redakteurs Alois Forath nimmt sie die verfolgte Susanne Meyer in ihr Haus in Kagar bei Rheinsberg auf.



Während der Kriegszeit arbeitete Herta Zerna im Haus des Rundfunks als Redakteurin des Nachrichtendienstes und brachte 1941 die Jüdin Ruth Moses, getarnt als Stenotypistin, in der Redaktion unter. Frau Moses, die sich aufgrund eines gefundenen Ausweises der NS-Frauenschaft «Frau Hedder» nannte, wurde ausserplanmässig als freie Mitarbeiterin beschäftigt. Ausgestattet mit dem Hausausweis des Rundfunks und einem Postausweis war sie relativ gesichert. Die Hauptsekretärin des Nachrichtendienstes vermittelte ihr als «Dame vom Rundfunk» noch andere Arbeit aushilfsweise. Der Pressestenograph Otto Donath stellte, als er zur Front abkommandiert wurde, Frau Moses sein Zimmer zur Verfügung.

Otto Donath wurde Anfang 1945 nach seiner Desertation aus der Wehrmacht von Herta Zerna versteckt und in Sicherheit gebracht. Auch Ruth Moses kann überleben und emigriert 1945 in die USA.

Herta Zerna berichtet 1966:

«Wir waren zu wenig Menschen, die mit dem bösen Mann Verstecken spielten. Ich weiss es. Wir hätten viel, viel mehr Menschen retten können, wenn wir mehr gewesen wären. Es gehörten ein zwei Dutzend Menschen nacheinander und miteinander dazu, um ein Leben zu retten.»

Ihre einzigartige Stellung in der Nachrichtenredaktion nutzten Herta Zerna und einige ihrer Kollegen, um Geheimmaterial, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, aus dem Funkhaus zu schmuggeln, um es zu verbreiten:

«Die Abhördienste aber, das heisst die Sendungen aus London, Moskau, Kanada und die vertraulichen Nachrichten aus den täglichen Konferenzen für die gebändigte Presse, waren gleich zu verwerten. Churchills Reden! Der verlorene U-Boot-Krieg! Wir schleppten sie, anstatt sie in den Tresor zu schliessen, aus dem Funkhaus ins Freie. Wir brachten sie unter die Leute.

Und es stand wieder einmal die Todesstrafe darauf.»

(Nach dem Kriege tat sich Herta Zerna schriftstellerisch mit Lyrik und Romanen hervor und war von 1947-1951 stellvertretende Chefredakteurin beim «Sozialdemokrat» in Berlin.)

## Hans Kasper

Hans Kasper (\*1916) löste 1942 den Schriftsteller Günther Weisenborn (S. 109), der kurz vorher verhaftet worden war, als Kulturredakteur ab. In den letzten Kriegsjahren druckte Kasper nachts – während seines Spätdienstes – Flugblätter im Rundfunkgebäude, sozusagen Gegenpropaganda im Hause der nationalsozialistischen Propaganda. Bei dieser Arbeit waren genaue Vorsichtsmassnahmen zu beachten:

**Heinz Kasper** erinnert sich:

«Bei den nächtlichen Arbeiten an dieser Abzugsmaschine war es naturgemäss notwendig, den Raum genauso zu verlassen, wie ich ihn angetroffen hatte, damit keiner der Angestellten am nächsten Morgen Verdacht schöpfte. Ich musste deshalb alle Spuren der Arbeit, jedes Stück Papier, auch wenn es abgerissen war, jede Matrize, einen Aschenbecher, den ich woanders hingestellt hatte, die Stühle wieder genau an ihren Platz tun.

Ich machte mir deshalb, jeweils zu Beginn der Arbeit, eine Skizze des Zimmers, wie alles stand und lag, damit zum Schluss nichts anderes war als vorher. Auch diese Skizze durfte ich dann nicht vergessen. Dies alles mag für andere Menschen nichts Besonderes sein. Für mich beinhaltete es den Hauptteil der Furcht und Anstrengung.

Und noch eines kam hinzu. Natürlich musste ich, wegen der Fingerabdrücke, mit Handschuhen arbeiten. Wenn man die Feinheiten krimineller Arbeit nicht gewohnt ist, bedeutet auch das eine zusätzliche Unannehmlichkeit.»

Schwieriger, als Kasper es erwartet hatte, erwies sich die Verteilung der Flugblätter. Angesichts der drohenden Todesstrafe für das Verbreiten von illegalen Druckschriften waren die insgesamt «kaum ein Dutzend Leute», die ihm regelmässig oder gelegentlich dabei halfen. Dazu gehörten seine Frau und ihre Familie. Der österreichische Baron Arno von Spetzler gab ihm ein Versteck auf einem Dachboden für die Flugblätter. Der Schauspieler Erich Kabitzki organisierte ein paar unbekannte Helfer in anderen Stadtteilen. Eine Bekannte aus dem Rundfunk, Barbara von Sichart, und die Schriftstellerin Carla Höcker, die in der Kastanienallee 4 wohnte, unterstützten ihn ebenfalls. Dennoch hatte er Probleme, seine Flugblätter loszuwerden und griff zu riskanten Verteilaktionen:

«Ich hatte ein Fahrrad im Keller. Mit zwei Einholtaschen rechts und links an der Lenkstange, die Taschen gefüllt mit Flugzetteln, fuhr ich eines Abends während eines Luftalarms los, blieb während der härtesten Viertelstunde in einer Ruine und bewarf dann, fahrend, die Gehsteige mit Bündeln von Flugblättern. Es war eine dunkle Nacht, ich fuhr durch verhältnismässig zerstörte Strassen, damit mich kein Luftschutzwart erspähen konnte, und war tausend Blätter los.

Das klingt schlimmer, als es war. Diese Technik hat sich ganz gut bewährt. Ich bin ein einziges Mal angerufen worden, aber weitergefahren, und es ist nichts passiert.

Einige Male, ganz gegen Schluss, habe ich – zum Beispiel am U-Bahnhof Neu-Westend und am U-Bahnhof Reichskanzlerplatz (heute Theodor-Heuss-Platz, d.Verf.) – kurz vor der Entwarnung einen grossen Haufen Zettel in den Treppenschacht geworfen, den ja wenig später Hunderte von Personen, die dort Schutz gesucht hatten, heraufkommen mussten.

Allerdings waren diese speziellen U-Bahn-Manöver doch so nervenaufreibend, dass ich bald dazu keinen Mumm mehr hatte.»

### **Todesstrafe für ein Witzblatt**

Wie gefährlich jegliches oppositionelles Verhalten in der Zeit des von Goebbels proklamierten «totalen Krieges» war, zeigt das Strafverfahren gegen eine Reihe von Rundfunkbediensteten wegen der Vielfältigkeit und Verbreitung einer Satire auf Adolf Hitler.

Im Juni 1943 bekam der Kellner Kurt Brügggen in der Küche der Kantine des Rundfunkgebäudes einen Zettel mit den folgenden Knittelversen von der Serviererin Irmgard Barich, den sie ihrerseits von der Küchengehilfin Margot Jurtschat bekommen hatte.

### «Das Deutsche Gebet

Komm Adolf und sei unser Gast und gib uns ...  
von dem, was Du uns versprochen hast.  
Nicht Stammgerichte und Hering, nein, was Göbbels ...  
und Göring. Erst nahmst Du uns Schmalz und ...  
dann auch noch den Zucker. Feste feiern und ...  
das nanntest Du Deutschland erneuern. Volk ohne Raum,  
Vieh ohne Futter, Führer ohne Frau,  
zehn Schlächter auf eine Sau,  
das ist Deutschlands Wiederaufbau.  
Komm, komm Hindenburg, alter Streiter,  
und hilf dem kleinen Gefreiten weiter.  
Der russisch regiert, Napoleon markiert,  
den Bart englisch geschoren,  
dazu noch in Österreich geboren,  
und italienisch grüsst, der Frauen das Kinderkriegen  
versüsst, selber aber keine machen kann,  
das ist sicher ein deutscher Mann.»

Kurt Brügggen bat den Rundfunkangestellten Otto Hemmerling, ihm das Spottgedicht auf Matrizze zu schreiben und liess es dann von Elli Ullmann abziehen. Einen Teil der abgezogenen Blätter nahm der Tontechniker Max Knopf an sich. Schliesslich kursierte der Scherz im Rundfunkgebäude. Da jede Vorsichtsmassnahme bei Herstellung und Verteilung ausser Acht gelassen wurde, kam es zur Verhaftung von neun beteiligten Männern und Frauen. Nach mehrmonatiger Untersuchungshaft machte der Volksgerichtshof ihnen im Juni 1944 den Prozess, offensichtlich, um ein Exempel gegen die Verbreitung politischer Witze gegen das NS-Regime zu statuieren.

Wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» wurden am 26. Juni 1944 vom Volksgerichtshof unter seinem Präsidenten Roland Freisler die Urteile gegen folgende Angeklagte gesprochen:

1. Irmgard Barich, 29.10.1913 in Spandau, Serviererin aus Berlin-Charlottenburg
2. Margot Jurtschat, 14.08.1912 in Berlin, Küchengehilfin aus Berlin-Charlottenburg
3. Ida Scholz, 10.07.1904 in Gadschar, Küchengehilfin aus Berlin-Charlottenburg
4. Kurt Brügggen, 11.03.1910 in Westerland / Sylt, Kellner aus Berlin-Schmargendorf
5. Otto Hemmerling, 17.01.1921 in Kampfheide / Posen, Angestellter aus Berlin-Halensee
6. Elli Ullmann, geb. Wallmann, 09.10.1903 in Berlin, Angestellte aus Berlin-Charlottenburg
7. Max Knopf, 08.09.1901 in Berlin, Tontechniker aus Berlin-Heiligensee
8. Hedwig Neuland, geb. Thieke, 17.03.1895 in Züllichau, Hausfrau aus Berlin-Heiligensee
9. Ella Henicke, verw., 06.04.1893 in Oranienburg, Hausfrau aus Berlin-Heiligensee.

**Kurt Brügggen, Otto Hemmerling und Max Knopf** wurden zum Tode verurteilt. (Das Todesurteil gegen Max Knopf wurde nicht mehr vollstreckt. Er überlebte.) Irmgard Barich erhielt 7 Jahre Zuchthaus. Margot Jurtschat und Hedwig Neuland erhielten 3 Jahre Zuchthaus. Ida Scholz, die sich den Text für sich abgeschrieben hatte, kam mit zwei Jahren Gefängnis davon. Elli Ullmann und Ella Henicke wurden freigesprochen, da ihnen eine direkte Beteiligung nicht nachgewiesen werden konnte.

**Klara Bloch** (S. 211f.) erinnert sich:

«Ich habe einen Prozess miterlebt, wo mehrere Leute aus dem Berliner Rundfunk, Masurenallee, eines Witzes wegen umgebracht wurden. Ich war nur ZuhörerIn, aber das war entsetzlich. Ich bekam dieses Pamphlet, um das es ging, auch in die Hände gespielt von einer Hausbewohnerin, die beim Rundfunk als Vervielfältigerin arbeitete. Eines Tages kam sie und sagte: ‚Um Gottes willen, da haben sie welche bei uns festgenommen‘, und fragte, ob ich das Papier noch hätte. Ich hatte es schon weggeworfen.

Der Prozess war in der Bellevuestrasse in dem Reichsgerichtshof, und Freisler hat den Vorsitz geführt. Der Kellner aus der Kantine in dem Rundfunkhaus wurde zum Tode verurteilt. Ich sah ihn und seine Frau noch in der Pause, da ging ich auf ihn zu: ‚Laufen Sie doch weg!‘ Aber er versuchte es gar nicht, ist umgekommen. Dem haben sie den Kopf abgeschlagen. Ein anderer (Max Knopf, d. Verf.), der auch zum Tode verurteilt wurde, hatte vier Kinder. Es wurden seinetwegen Eingaben gemacht, auch von der Frau, wegen der Kinder. Das Urteil wurde hinausgeschoben, er hat es überstanden. Die junge Frau aus meinem Hause hatte Angst, sie würde auch verhaftet. Aber sie konnte glaubhaft machen, dass sie die Texte abzog, ohne sie zu lesen. Sie liessen sie laufen, das war ein Glück für sie.»

### «Der Führer gibt den Krieg verloren»

Wie unbefangen und leichtsinnig man sich trotz der Gefahr im Haus des Rundfunks gelegentlich gab, erzählte Rudolf-Günter Wagner 1966:

«Nach der Weihnachtsfeier 1943 sitzt alles in der Kantine.

Nur die Führerbüste steht einsam im Lichthof des Hauses. Ein paar Meter von ihr entfernt zwei dösende SS-Posten, die auch lieber feiern würden.

In meinem Büro präpariere ich ein Plakat, gehe so unauffällig wie möglich die Treppe hinunter, an der Führerbüste vorbei, hefte es im Weitergehen unbemerkt an. Unter dem martialischen Führerschnurrbart steht jetzt schön gross und leserlich:

Der Krieg ist verloren!

Nun noch schnell die beiden SS-Männer, die stumm und brummig Wache schieben, begrüßen, sie in ein Gespräch verwickeln, ihnen einen doppelten Schnaps anbieten und dann schleunigst wieder in den Festtrubel hinein. Die Weihnachtsfeier hat den Charakter eines Fastnachtsvergnügens angenommen. ‚Geniesst den Krieg! Der Frieden wird fürchterlich!‘ lautet die Devise.

Das Plakat wird bei der Wachablösung entdeckt. Die Wache hatte gemeldet: Keine besonderen Vorfälle.

Ein solcher Fund, ein Antinaziplakat an der Führerbüste im Funkhaus, muss bagatellisiert, möglichst vertuscht werden. Es darf einfach nicht passiert sein! Dennoch sickert die Tatsache durch, entfacht bei den einen geheimen Jubel, bei den anderen Empörung.

Sogar **Sefton Delmers** Soldatensender Calais griff den Vorfall auf und meldete, dass der Führer selbst, im Funkhaus Berlin, den Verlust des Krieges zugegeben habe.»

## Die Besetzung des Hauses des Rundfunks am 20. Juli 1944

Nach dem Scheitern des Attentats gegen Hitler und dem stundenlangen Zögern der Generale in der Bendlerstrasse (heute Stauffenbergstrasse), den Einsatzbefehl für den Staatsstreich zu geben, hätte die Besetzung des Hauses des Rundfunks eine Schlüsselrolle spielen können. Eine sinnvolle Nutzung des Rundfunks durch die Verschwörer wäre ein unvorhersehbares Element in dem Ablauf der Ereignisse gewesen, das vielleicht den Ausschlag hätte geben können. Denn die offiziellen Rundfunkmeldungen über das Scheitern des Attentats am frühen Abend führten zur allgemeinen Verunsicherung und verzögerten oder stoppten die Ausführung der Befehle aus der Bendlerstrasse. Die Besetzung des Rundfunkgebäudes durch eine Einheit der Infanterie-Schule Döberitz unter Führung von Major Friedrich Jacob am 20. Juli 1944 verlief ohne Zwischenfälle. Für ein bis zwei Stunden stand das Medium Rundfunk der Verschwörung zur Verfügung. Offensichtlich waren die Offiziere um Stauffenberg von der erfolgreichen Besetzung die ganze Zeit über nicht informiert, so dass sie die einmalige Chance nicht nutzen konnten. Von Major Jakob, der in den Umsturzversuch nicht eingeweiht war, konnte keine Initiative erwartet werden. Er war ausserdem viel zu sehr mit der Ausführung seines militärischen Auftrags beschäftigt und hatte vergeblich versucht, telefonisch Vollzug zu melden.

Anders als über die ersten «Walküre»-Befehle, die die Bendlerstrasse erst kurz vor 16.00 Uhr verliessen, traf der erste Alarmbefehl in Döberitz nach Information des damaligen Leutnants Schober bereits vor 14.00 Uhr ein. Wer die Infanterie-Schule alarmierte, ist bis heute unklar. Möglicherweise war es Oberst Merz von Quirnheim, der angesichts des Zögerns der Generale in der Bendlerstrasse die Dinge voranzutreiben versuchte. Auf jeden Fall entwickelten sich die Aktivitäten unkoordiniert nebeneinander.

**Karl Peter Schober**, Leutnant im Infanterie-Lehrregiment Döberitz, erinnert sich:

«Als die SS ins Funkhaus kam, war es inzwischen 18.30 bis 19.00 Uhr geworden. Das heisst, um 18.45 Uhr kam die erste Meldung durch über das Attentat auf Hitler. Da waren wir schon fast zwei Stunden im Funkhaus. In diesen zwei Stunden hätte schon irgendetwas passieren müssen. Denn wir, als Soldaten, konnten es nur besetzen. Offenbar geschah das auf Anordnung von Olbricht und den Männern um Stauffenberg. Was fehlte, war eine Einheit, die wusste, wie ein Funkhaus funktioniert, technisch, Hauptschalttafel usw. usw. Die fehlten, die Leute hätten von uns jede Unterstützung bekommen.»



Das Haus des Rundfunks vom Funkturm aus

## Herbert Antoine

Herbert Antoine (SPD) hielt nach seiner Entlassung aus dem Rundfunk im April 1933 Kontakt zu einem kleinen Kreis ehemaliger Rundfunkmitarbeiter, die sich in seinem Haus in Zehlendorf trafen. Zu ihnen gehörten Hans Bredow, Kurt Magnus, Vogelsang, Theodor Hüppgens, Richard Schachtner, Geiger und Max Witte. Weitere Treffen fanden bei Magnus in Frankfurt am Main und bei Bredow in Wiesbaden statt. Man befasste sich unter anderem mit Fragen des Rundfunks nach der Zeit des Nationalsozialismus. Antoinés Nachbar, Theodor Bohner, früher Vertreter der Kultusbehörde im Programmbeirat der «Deutschen Welle», vermittelte Herbert Antoine ein Treffen mit dem Sozialdemokraten Julius Leber, das im Mai 1944 im Hause Bohners stattfand. Leber, der designierte Innenminister des 20. Juli und Stauffenbergs Wunschkandidat als zukünftiger Kanzler, war an einem Rundfunkfachmann für die Zeit nach dem geplanten Umsturz interessiert.

«Ohne mich zunächst über seine Mitverschwörer zu unterrichten, erfragte er von mir nähere Einzelheiten über die zukünftige Gestaltung des Rundfunks unter einer neuen Regierung. Wir sprachen über Organisation, Programme und Persönlichkeiten, die dabei für einen Neuaufbau in Frage kämen. Ich nannte ihm meine Gewährsleute, vor allem Dr. Magnus, Theodor Hüppgens und noch einige andere.

Da Leber selbst wenig vom Rundfunk wusste, übergab ich ihm einige Unterlagen, Rundfunk-Jahrbücher und Aufsätze, zur Information. Er bat mich, unter äusserster Vorsicht und ohne schriftliche Niederlegung einen genauen Plan zur Übernahme und Weiterführung des deutschen Rundfunks im Falle einer Beseitigung Hitlers zu entwerfen.»

**Julius Leber und Adolf Reichwein** wurden bereits Anfang Juli 1944 verhaftet. Die Kontaktaufnahme mit der Leitung der illegalen KPD unter Anton Saefkow war von einem Spitzel verraten worden. Antoine und Bohner waren aufs Höchste alarmiert und



Herbert Antoine

befürchteten, ebenfalls verhaftet zu werden. Trotz schwerster Misshandlungen erfuhr die Gestapo von Julius Leber jedoch keine Namen und Zusammenhänge. Am 20. Oktober verurteilte der Volksgerichtshof Leber zum Tode. Am 5. Januar 1945 wurde Julius Leber in Berlin-Plötzensee hingerichtet. (Herbert Antoine war nach 1945 Rundfunkreferent beim Zentrallausschuss der Berliner SPD, später Rundfunkreferent des Senats von Berlin und Direktor des Deutschen Rundfunkmuseums.)

## Rudolf-Günter Wagner

Rudolf-Günter Wagner, geboren 1912, 1931 Studium an der Reinhardtsschule, der Schauspielschule des Deutschen Theaters, wurde angesichts des Terrors gegen bisherige Repräsentanten der deutschen Kultur- und Theaterszene von Max Reinhardt bis Hans Otto zum erbitterten Gegner des Regimes. Vom Theater kommend, arbeitete er als Sprecher und Regisseur beim Rundfunk und wurde 1941 Chefsprecher des Europasenders.

Er hatte Kontakt zur Bekennenden Kirche über den Pfarrer Hans Lokies, Präses der Gossnerschen Mission in Friedenau. Rudolf-Günter Wagner gehörte mit dem Nachrichtenredakteur Walter Kaul sowie dem Nachrichtensprecher Kurt-Walter Fix und dessen Frau zu einer Widerstandsgruppe im Rundfunk, die mit Oppositionellen aus dem Oberkommando des Heeres (OKH) zusammenarbeitete. Der leitende Verbindungsmann dort war der Unteroffizier und Dolmetscher Leo Dyk, den Wagner über seinen Vetter (Reinhard Wagner, ein japanischer Dolmetscher im OKH) kennengelernt hatte. Dyk soll laut Wagner im OKH der Verbindungsmann zum «Nationalkomitee Freies Deutschland» gewesen sein, das von kriegsgefangenen deutschen Militärs und Exil-Kommunisten in der Sowjetunion ins Leben gerufen worden war. Dyk soll über einen Geheimsender mit dem «Nationalkomitee» in Kontakt gestanden haben.

Die Widerstandsgruppe im Haus des Rundfunks schmuggelte geheimes Nachrichtenmaterial, wie die Abhörberichte der BBC, der «Stimme Amerikas» und von «Radio Moskau», aus dem Rundfunkgebäude oder bereiteten diese Informationen in Form von Flugblättern auf, die im OKH auf Wehrmachtsmaschinen gedruckt wurden. An drei Orten wurden die Flugblätter bis zur Verteilung deponiert: in Wagners Wohnung am Breitenbachplatz (in der sogenannten Künstlerkolonie), am Deutschen Theater, wo Wagner neben seiner Funktätigkeit arbeitete, und in einer Eisenwarenhandlung am Noliendorfplatz, die von dem mit falschen Papieren lebenden jüdischen Schauspieler Josef R. Lorandt geführt wurde. Nach Wagners Angaben wurden jeden Monat Flugblätter vertrieben, von denen einige im Haus des Rundfunks selbst verteilt wurden. Durch offensichtlichen Leichtsinng geriet Kurt-Walter Fix in dringenden Verdacht, der zu seiner Entlassung und Einberufung zur Wehrmacht führte. Nach wenigen Wochen hiess es, er sei an «Überanstrengung» gestorben. Danach erhielt die Gruppe die Anweisung, die illegale Tätigkeit im Funk bis auf Weiteres einzustellen.

Nach dem missglückten Staatsstreich vom 20. Juli 1944, in dessen Verlauf u.a. auch Rudolf-Günter Wagner als Rundfunksprecher für den Aufruf der Verschwörer vorgesehen war (S. #), brach der aktive Widerstand im Rundfunk zusammen. Leo Dyk desertierte aus der Wehrmacht und tauchte unter. Er wurde zeitweilig in der Wohnung von Wagner beherbergt und fand später in der Wohnung des Fernsehregisseurs Fahrenburg Unterschlupf und Asyl. Rudolf-Günter Wagner wurde von den Nationalsozialisten Anfang 1945 noch zum Chef des «Kampfsenders Prinz Eugen» gemacht, ein Phantomsender, der niemals gesendet hat. (Nach dem Kriege kam Wagner 1946 zum RIAS und war 1954-1961 Chefsprecher beim Sender Freies Berlin.)

---

## Schulze-Boysen / Harnack-Organisation

---

Führende Vertreter dieser allgemein unter dem Gestapo-Begriff «Rote Kapelle» bekannten Organisation wohnten in Charlottenburg.

Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack hatten bereits in den ersten Jahren des «Dritten Reiches» unabhängig voneinander Gegner des Nationalsozialismus um sich gesammelt und kooperierten ab 1939 im grösseren Zusammenhang. Mit Beginn des Weltkrieges (1939) und besonders durch den Überfall auf die Sowjetunion (1941) nahmen die Verbindungen und Besprechungen eine neue Qualität an: Die organisatorischen Voraussetzungen für eine weitverzweigte und effektiv arbeitende Untergrundgruppe wurden geschaffen, wobei man aus Sicherheitsgründen die verschiedenen Bereiche der illegalen Arbeit streng gegeneinander abschottete. Nur der sogenannte «innere Kreis» besass einen Überblick über die einzelnen Tätigkeitsfelder: Herausgabe einer illegalen Zeitung («Die innere Front»), Herstellung von Untergrundmaterial, Verteilung, Erarbeitung zeitgeschichtlicher Analysen, intellektuelle Durchdringung des Nazismus, Anwerbung neuer Mitglieder, Kontakte zu Zwangs- und Fremdarbeitern, Zersetzung der Rüstungswirtschaft, Betriebszellen und Spionageverbindungen zum internationalen Agentenring der UdSSR.

Die Organisation war sehr vielschichtig aus Menschen unterschiedlicher gesellschaftlicher Herkunft und Weltanschauung zusammengesetzt, wobei die Nähe zur KPD unverkennbar war. (Siehe die Neukölln-Darstellung dieser Schriftenreihe.) Einige Mitglieder der Organisation sassen in führenden Reichsstellen an entscheidenden Punkten und genossen hohes berufliches und menschliches Ansehen. Diese Tatsache und der Umfang der Organisation (vom 30. August 1942 bis zum Jahresende hatte die Gestapo über 100 Personen verhaftet) veranlassten die Nationalsozialisten zu grösster Geheimhaltung. Auch die spätere Aufteilung der Anklage in zahlreiche kleine Prozesse sollte die Grösse der Organisation und ihre gesellschaftliche Verankerung verschleiern.

### Harro und Liberias Schulze-Boysen

Bis 1939 Waitzstrasse 2, danach Altenburger Allee 19

Harro Schulze-Boysen (1909-1942) engagierte sich in seiner Jugend im Jungdeutschen Orden, studierte Jura und war seit Ende 1931 Redakteur, ab Juni 1932 Herausgeber der Zeitschrift «Gegner», die 1933 von den Nationalsozialisten verboten wurde. Schulze-Boysen wurde selbst vorübergehend verhaftet. In seiner Gegenwart wurde sein Mitarbeiter und Freund Henry Erlanger ermordet.

An seine Eltern schreibt er am 4. März 1933:

«Liebe Eltern, eben einen Tag und eine Nacht im Gefängnis gewesen. Ohne Angabe irgendeines Grundes mit 55 Leuten in einem dunklen überheizten Keller zusammengepfercht. Üble Schikanen. Eben wieder freigelassen. Ich habe in diesen Stunden herrliche Menschen kennengelernt. Darum: Nun erst recht!»

Nach seiner Haft stand er eine Zeitlang unter Polizeiaufsicht. Er absolvierte die Verkehrsfliegerschule Warnemünde und gelangte dank seiner Sprachkenntnisse in das Reichsluftfahrtministerium, wo er bis zum Oberleutnant aufstieg. 1936 heiratete er Libertas Haas-Heye, geboren 1913, Enkelin des Fürsten Philipp zu Eulenburg.

Bereits 1938, während des Spanischen Bürgerkrieges, nutzte Harro Schulze-Boysen seine Stellung, um der sowjetischen Botschaft Informationen über ein Sabotageunter-



Libertas und Harro Schulze-Boysen

nehmen der deutschen Abwehr bei Barcelona zu übermitteln. Über Libertas Schulze-Boysen, die als Lektorin bei der amerikanischen Filmgesellschaft Metro-Goldwyn-Mayer und später bei der Deutschen Kulturfilmzentrale beschäftigt war, erhielt die Gruppe Fotos unter anderem über den Spanischen Bürgerkrieg.

Seit 1936 / 1937 bildete sich ein Kreis um Schulze-Boysen, zu dem seine Ehefrau Libertas, die Tänzerin und Bildhauerin Oda Schottmüller, der Schriftsteller Günther Weisenborn und Margarethe Schnabel (beide heirateten 1941), die Ärztin Elfriede Paul, das Künstlerehepaar Elisabeth und Kurt Schumacher, Walter Küchenmeister und die Kommunisten Marta und Walter Husemann gehörten.

Am 31. August 1942 wurde Harro Schulze-Boysen verhaftet, wenige Tage später seine Frau Libertas. Am 19. Dezember 1942 wurden beide vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt und wenige Tage später am 22. Dezember in Plötzensee hingerichtet.

## Oda Schottmüller

Reichsstrasse 106

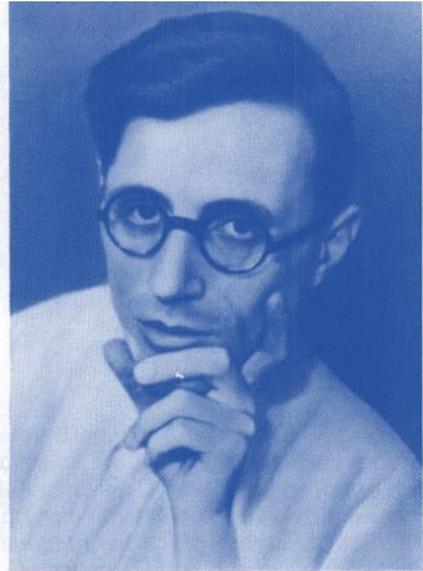
Oda Schottmüller (1905-1943), ursprünglich von Beruf Silberschmiedin, studierte u.a. an der Hochschule für Bildende Künste Berlin und war eine begabte Bildhauerin und Tänzerin. Sie war Gruppentänzerin an der Volksbühne Berlin, hatte Auftritte im Theater am Kurfürstendamm und nahm 1936 am Kulturprogramm im Olympischen Dorf teil.

Sie war befreundet mit dem Künstlerehepaar Kurt und Elisabeth Schumacher und gehörte schon früh zum oppositionellen Kreis um Harro und Libertas Schulze-Boysen. Ihr Atelier in der Reichsstrasse 106 war ein Treffpunkt von Gleichgesinnten. Von hier aus unternahm Hans Coppi um die Jahreswende 1941 / 42 Versuche, einen Funkkontakt in die Sowjetunion herzustellen.

Am 16. September 1942 wurde Oda Schottmüller verhaftet und am 26. Januar 1943 vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt und am 5. August 1943 in Plötzensee hingerichtet.



Oda Schottmüller



John Rittmeister

### **John Rittmeister**

Rüsternallee 18

Dr. John Rittmeister (1898-1943) führte nach seinem Studium die Stationen seiner klinischen Tätigkeit als Psychotherapeut über die Universitätsklinik München in die Schweiz. Zwischen 1933 und 1936 war er Assistent der Poliklinik für Nervenkrankte der Universität Zürich. Die theoretische Position, die sich John Rittmeister erarbeitete, kann am ehesten als eine durch ein soziales und humanistisches Weltbild geprägte Psychotherapie beschrieben werden.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 stand John Rittmeister in Zürich mit politischen Emigranten aus Deutschland in Verbindung. Er führte Vortrags- und Diskussionsabende mit einer Arbeiter- und Studentengruppe durch. 1938 kehrte er nach Deutschland zurück. In der Psychiatrischen Klinik Waldhaus in Berlin wurde er Oberarzt und 1939 Leiter der Poliklinik des Deutschen Instituts für Psychotherapie. Im gleichen Jahr heiratete er Eva Knieper.

In der Klinik Waldhaus gab er jüdischen Bürgern die Möglichkeit, zeitweise unterzutuchen. Mit Hilfe seiner Hamburger Familie gelang es ihm noch kurz vor Beginn des Krieges, jüdischen Mitbürgern die Ausreise zu ermöglichen. Später unterstützte er untergetauchte rassisch und politisch Verfolgte durch Geld, Kleidung und Lebensmittel und gelegentliche Unterkunft. Rittmeister setzte fort, was er schon in Zürich an politisch aufklärender Arbeit begonnen hatte. Er initiierte politische Gesprächskreise, und in seiner Wohnung wurden während des Krieges ausländische Radiosendungen gemeinsam gehört und diskutiert. Über Ursula Goetze kam er mit einer Gruppe Neuköllner Arbeiter und Studenten in Verbindung. Es entwickelten sich auch Kontakte zu ausländischen Zwangsarbeitern.

Ende 1941 lernte John Rittmeister Harro Schulze-Boysen kennen. Er erhielt Materialien von dessen Organisation und verbreitete sie mit seiner Gruppe weiter. John Rittmeister wirkte auch bei der Abfassung eines Flugblattes mit.

Am 23. September 1942 wurde John Rittmeister verhaftet und im Februar 1943 vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt. Am 13. Mai 1943 wurde John Rittmeister in Plötzensee hingerichtet.

## Ilse Stöbe

Wielandstrasse 37

Ilse Stöbe (1911-1942) stammte aus einer Arbeiterfamilie aus Lichtenberg. In ihrem Beruf als Stenotypistin und Sekretärin arbeitete sie im Berliner Verlagshaus Mosse und zeitweilig für den Demokraten und Publizisten Theodor Wolff.

Noch vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde Ilse Stöbe Auslandskorrespondentin für deutsche und Schweizer Zeitungen in Warschau und kehrte 1939 nach Deutschland zurück. Sie wurde Mitarbeiterin in der Informationsabteilung beim Auswärtigen Amt. Am 12. September 1942 wurde Ilse Stöbe verhaftet. Trotz brutaler Misshandlungen bei den Verhören durch die Gestapo schwieg sie, wurde vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt und am gleichen Tag wie Harro Schulze-Boysen, Arvid Harnack und andere in Berlin-Plötzensee ermordet.

Ihre Mutter wurde ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verschleppt und ist dort 1943 umgekommen. Ihr Halbbruder Kurt Müller gehörte dem Widerstandskreis «Europäische Union» (S. 112ff.) an, wurde im Sommer 1943 von der Gestapo verhaftet und 1944 zum Tode verurteilt.

## Joy und Günther Weisenborn

Bayreuther Strasse 10

Der Schriftsteller Günther Weisenborn (1902-1969) blieb nach der Machtergreifung in Berlin, obwohl sein Studentenroman «Barbaren» 1933 von den Nationalsozialisten verbrannt wurde. Zusammen mit Richard Huelsenbeck schrieb er die Komödie «Warum lacht Frau Balsam?». Nach der Uraufführung mit Agnes Straub in der Hauptrolle, bei der es zu Tumulten kam, wurde das Stück von den Nationalsozialisten verboten. Unter einem Pseudonym schrieb Weisenborn das Theaterstück «Die Neuberin», das mit Agnes Straub in der Titelrolle 1934 ein grosser Erfolg in Berlin wurde. Nach einem Amerika-Aufenthalt 1936 wurde er literarischer Vertreter von Metro-Goldwyn-Mayer in Berlin. 1937 kam er mit Harro Schulze-Boysen zusammen und beteiligte sich später an illegaler Arbeit. Bei Zusammenkünften der Widerstandsgruppe in der Wohnung der Schulze-Boysens lernte Günther Weisenborn 1939 seine zukünftige Frau Joy (Margarete Schnabel) kennen. Joy war Privatlehrerin in Mecklenburg gewesen und wohnte seit 1938 in Berlin bei Libertas und Harro Schulze-Boysen in der Altenburger Allee 19. Beide heirateten 1941.



Joy und  
Günther Weisenborn

1941 wurde Günther Weisenborn Dramaturg am Berliner Schiller-Theater. Bereits seit September 1940 leitete er die Kulturredaktion im Haus des Rundfunks in der Masurenallee.

Am 26. September 1942 wurden Joy und Günther Weisenborn verhaftet. Ihr erst 1989 teilweise veröffentlichter Briefwechsel ist ein beeindruckendes Zeugnis von Selbstbehauptung in der Situation totaler Entrechtung. Joy Weisenborn war vom 28. Januar 1943 im Untersuchungsgefängnis in der Kantstrasse 79 inhaftiert. Sie kam im April 1943 wieder aus der Haft frei. Günther Weisenborn verbrachte seine Haftstrafe bis zur Befreiung durch die Rote Armee 1945 im Zuchthaus Luckau-Niederlausitz.

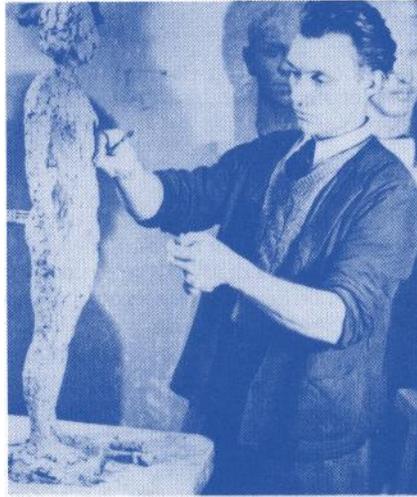
In der Nachkriegszeit beschäftigte sich Günther Weisenborn in seiner schriftstellerischen Tätigkeit in besonderem Masse mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Er schrieb unter anderem 1946 das Widerstandsdrama «Die Illegalen», legte 1947 mit «Memorial» einen autobiographischen Bericht «vom Leben in der Welt» und «vom Leben in der Haft» vor, verfasste mit «Der lautlose Aufstand» die erste umfassende Darstellung über den Widerstand und schrieb das Drehbuch zum Film «Der 20. Juli», bei dem Falk Harnack Regie führte. Günther Weisenborn starb 1969 in Berlin. Joy Weisenborn lebt heute in Agarone im Tessin.

### **Beteiligung von Künstlern**

Eine Reihe von Studenten und Künstlern, Elisabeth Hohenemser und Kurt Schumacher (beide heirateten 1934), Helmut Roloff, Hanna Berger, Fritz Cremer u.a. arbeiteten in der Schulze-Boysen / Harnack-Organisation mit bzw. standen ihr nahe.

Kurt Schumacher hatte bereits 1932 Kontakt zu Harro Schulze-Boysen. Um dessen antinazistische Zeitung «Gegner» hatte sich ein Kreis junger Künstler und Intellektueller, der sogenannte «Gegner-Kreis», gebildet.

Elisabeth Schumacher studierte Grafik bei Ernst Böhm. Kurt Schumacher war Meisterschüler des Bildhauers Ludwig Gies und teilte sein Bildhaueratelier in der Hochschule (Hardenbergstrasse 33) mit Fritz Cremer, der bei Wilhelm Gerstel Meisterschüler war. Cremer und Schumacher schlossen sich unterschiedlichen Widerstandsgruppen an, ohne unter den Bedingungen der Konspiration von der Tätigkeit des anderen zu wissen.



Fritz Cremer um 1937 in seinem Hochschulatelier bei der Arbeit an der Statuette von Oda Schottmüller

Beispielsweise kamen unter dem Deckmantel des Modellstehens Mitglieder der Gruppe wie Oda Schottmüller ins Atelier, um Informationen und Materialien weiterzugeben. Oda Schottmüller wurde Schülerin bei Kurt Schumacher und stand zugleich Fritz Cremer Modell.

Elisabeth und Kurt Schumacher verhalfen 1939 gefährdeten Widerstandskämpfern zur Flucht in die Schweiz. Bei einer als Urlaubsreise getarnten Flucht begleitete Kurt Schumacher Rudi Bergtel an die Schweizer Grenze.

Zu dieser Zeit hatten Kurt und Elisabeth Schumacher die Hochschule bereits verlassen. Um existieren zu können, nahm Kurt Schumacher auch öffentliche Aufträge an, z.B. für Görings Jagdschloss «Karinhal». Elisabeth Schumacher hatte eine Stelle als Grafikerin und Fotografin im Arbeitsschutzmuseum in der Fraunhoferstrasse.

Im August 1942 fand der Kommunist und Spanienkämpfer Albert Hössler eine erste Aufnahme bei Kurt und Elisabeth Schumacher, die ihn mit Harro Schulze-Boysen zusammenbrachten. Hössler war, aus der Sowjetunion kommend, mit dem Fallschirm hinter der Frontlinie abgesprungen. Schon Ende September 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet und im gleichen Jahr ermordet. Auch Elisabeth und Kurt Schumacher wurden im September 1942 verhaftet und im Dezember 1942 vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt.

Fritz Cremer hatte über die Tänzerin Hanna Berger Kontakt zur Schulze-Boysen/Harnack-Organisation. Durch seine Auslandsaufenthalte und die Einberufung zur Wehrmacht 1940 entging er dem Schicksal seiner Freunde.

---

## Die Europäische Union

Der Oberarzt Georg Groscurth, der Chemiker Robert Havemann, der Dentist Paul Rentsch und der Architekt Herbert Richter führten während des Krieges auf mehreren Ebenen einen vielfältigen Kampf gegen den Nationalsozialismus.

### Warnung vor dem Krieg

Schon 1941 gehörte dem Kreis um Havemann (Bismarckstrasse 100) und Groscurth (Ahornallee 10) auch der Sprachwissenschaftler Wladimir Broser aus Litauen an, der Russischunterricht im OKH gab und dort von dem geplanten Überfall auf die Sowjetunion erfuhr. Laut Havemann gelang es Wladimir Broser, diese Information Anfang Juni 1941 in die sowjetische Botschaft Unter den Linden zu bringen. Wie andere Warnungen wollte Stalin solchen Meldungen jedoch keinen Glauben schenken und hielt sie für gezielte Fehlinformationen.

### Hilfe für Juden

Die Gruppe, die sich später «Europäische Union» nannte, hatte sich, entsetzt über die beginnenden Deportationen der Juden, anfänglich die Aufgabe gestellt, vor allem Juden, die in Lebensgefahr waren, mit Lebensmitteln zu versorgen, sie illegal unterzubringen und ihnen falsche Papiere u.a. über einen gewissen Herrn Caro, alias Walter, gegen Geld zu besorgen. Von der Gruppe sind in unterschiedlicher Weise allein laut Anklageschrift folgende jüdische Bürger unterstützt worden: Agnes Wolf, Heinz Wolf, Frau Lindemann, das Ehepaar Michailowitsch, Frau von Schewen, Herta Brasch u.a.. Bei der Beschaffung weiterer falscher Papiere kam ihnen ein Zufall zur Hilfe. Die Gruppe lernte einen Kriminalbeamten aus Wilhelmshaven kennen, der oft in Berlin weilte und sich ihnen zur Verfügung stellte.

#### Robert Havemann:

«Dieser Mann ... war deswegen so praktisch für uns, weil ganz zu Anfang des Krieges eine englische Fliegerbombe das Einwohnermeldeamt von Wilhelmshaven zerstört hatte und alle Personalunterlagen vernichtet worden waren. Nun konnte man sehr leicht, ohne dass das kontrollierbar war, beliebige Leute in Wilhelmshavener Bürger verwandeln und ihnen entsprechende Papiere ausstellen; das machte dieser Kriminalbeamte. So bekamen viele Leute von uns und durch Vermittlung dieses Mannes absolut echte Kennkarten und Personalausweise mit entsprechenden Bildern und Truppenstempeln und Fingerabdrücken, die sie als harmlose Wilhelmshavener Bürger auswiesen. Ich weiss nicht, wie vielen Menschen wir auf diese Weise das Leben gerettet haben.»

### Zusammenarbeit mit «Fremdarbeitern»

Für Havemann begann die neue politische Dimension der Arbeit der Widerstandsgruppe durch die Kontakte, die Georg Groscurth in seinem Moabiter Krankenhaus über die sowjetische Ärztin Romanowa zu antinazistischen Gruppen in den Fremdarbeiterlagern knüpfen konnte. Hierbei spielte der Russe Schadkiewitsch (Deckname Invar) eine wichtige Rolle, der 1942 illegale Verbindungen zwischen französischen und russischen Gruppen hergestellt hatte, die zu regelmässigen Zusammenkünften führten. Diese Gruppen suchten die Zusammenarbeit mit deutschen Widerstandsgruppen.

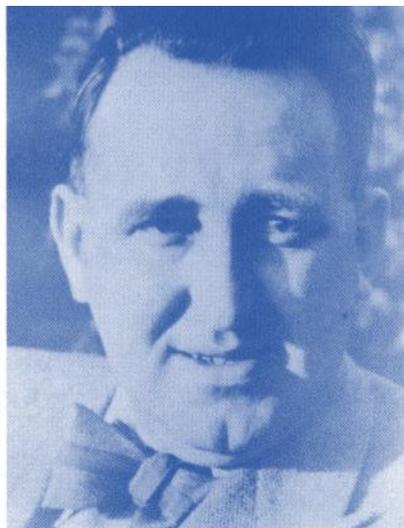
Eine erste Zusammenkunft mit Schadkiewitsch und anderen Gruppenmitgliedern fand im Frühjahr in Groscurths Wohnung, Ahornallee 10, statt, später u.a. im Mai 1943 in der Wohnung von Herbert Richter, Rankestrasse 19. Die Ausländer glaubten offensichtlich, dass es sich bei der Europäischen Union um eine grössere Gruppierung handelte. Es kam zu einer intensiveren Zusammenarbeit und regelmässigen Treffen vor allem mit Georg Groscurth, einmal auch mit Georg Schumann am Wittenbergplatz. Am 25. Juli 1943 traf sich Paul Rentsch mit der französischen Gruppe und machte den Arzt Dr. Schlag mit ihr bekannt. Man versuchte den ausländische Gruppen zu helfen, schmuggelte Lebensmittel und Medikamente, leistete medizinische Hilfe, informierte über geplante Razzien, warnte gefährdete Personen. Von besonderem Interesse bei den Ausländern waren Nachrichten über die Kriegslage in ihrer Heimat.

Schadkiewitsch suchte über Dr. Grüger und über den Empfangschef des Adlon, Gullbring, den er vor dessen geplanter Schwedenreise konspirativ in der Uhlandstrasse traf, ferner Leute für Kurierdienste nach Frankreich und in die Sowjetunion.

Am 26. September 1943 traf sich die Gruppe der sogenannten «Ostarbeiter» in Oranienburg, um eine Resolution für Moskau zu verfassen. Auch die Franzosen planten eine Entschliessung. Am 6. Oktober 1943 begannen die Verhaftungen.



Robert Havemann



Georg Groscurth

### **Rankestrasse 19**

Zentraler Treffpunkt der Gruppe war das Haus von Paul Rentsch und dem Architekten Herbert Richter in der Rankestrasse 19. Hier gründeten Georg Groscurth, Robert Havemann, Paul Rentsch und Herbert Richter in dessen Wohnung im Dachgeschoss am 15. Juli 1943 die «Europäische Union» und konstituierten sich selbst als das «Zentralkomitee» der neuen Organisation. Für die konspirative Arbeit gaben sie sich Decknamen: Havemann-Henrichs, Groscurth-Werner, Richter-Miller und Rentsch-Walles. Robert Havemann, ohne Zweifel der theoretische Kopf der Gruppe, hielt eine Rede über die Grundgedanken und Zielsetzungen der EU. Darüber hinaus diskutierte man die

## «Antwort des ZK der EU an alle Antifaschisten», eine Art Gründungsmanifest der Gruppe:

«Wir stehen am Vorabend des Zusammenbruchs des europäischen Faschismus» beginnt dieser Aufruf, der nach einer vernichtenden Kritik am Faschismus, Kapitalismus und Nationalismus eine neue europäische Perspektive aufzeigt:

«Die Zukunft von morgen wird ein geeintes sozialistisches Europa sein. In dieser Erkenntnis haben wir – europäische Sozialisten – uns zusammengeschlossen in der Europäischen Union.»

Zu der zukunftsweisenden europäischen Position war die Gruppe in erster Linie aufgrund der Kontakte zu ausländischen Fremdarbeitern gelangt, mit denen auch über ein demokratisches Nachkriegseuropa diskutiert wurde. Unbeabsichtigt habe Hitler selber, um seine Rüstungsproduktion zu erhöhen, durch «die Durchmischung aller europäischen Völker ... die Möglichkeit eines europäischen Zusammenschlusses geschaffen.»

Die Gruppe verfasste noch weitere Flugblätter, die nach Aussage von Frau Rentsch in der Rankestrasse 19 in der Wohnung von Herbert Richter gedruckt wurden. Hierzu hatte sich Robert Havemann einen Vervielfältigungsapparat von einer Firma ausgeliehen. Die Flugblätter wurden anfänglich nur im Sympathisantenkreis verteilt, dazu gehörten Walter Grapp, Felix Jacob, Wilhelm Hardtke und Westermeyer. Zum Umfeld der Gruppe zählten auch Eduard Hinz und Dr. Hatschek.



Das Eckhaus Rankestrasse 19

Nach dem Sturz Mussolinis und dem Zusammenbruch des italienischen Faschismus verfasste man am 28. Juli 1943 ein Flugblatt, das sich «An die Mitarbeiter der E.U.» wandte und in dem neben der Hoffnung auf ein bevorstehendes Ende des Nationalsozialismus vor allem Hinweise zum konspirativen Arbeiten und Werbung neuer Mitglieder gegeben werden.

Im «Flugblatt Nr. 12 des ZK der EU» (die willkürliche Numerierung sollte eine weitaus grössere Aktivität der Europäischen Union vortäuschen) wird vor allem die «Zusammenfassung aller antifaschistischen Kräfte in Europa» durch die EU gefordert und in bewusster Übertreibung betont: «In unseren Reihen stehen Funktionäre aus allen Richtungen der alten Arbeiterparteien, aber auch ehemalige Vertreter bürgerlicher politischer Richtungen.» Auf diese Weise hoffte man auf grössere Breitenwirkung.

Das programmatische «Flugblatt Nr. 35 des EK des ZK der EU» (Exekutivkomitee des Zentralkomitees der Europäischen Union), «Was will die EU?», fasst die Ziele der EU in fünf Punkten zusammen:

- «1. Die Zusammenfassung aller antifaschistischen Kräfte Europas ... Sturz des Faschismus in ganz Europa.
2. Die Vorbereitung auf die Ergreifung der Macht...
3. Die Wiederherstellung der politischen und menschlichen Grundrechte des Individuums ...
4. Die endgültige Überwindung aller ökonomischen und politischen Grundlagen des Faschismus durch Errichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung ...
5. Die politische und wirtschaftliche Einigung Europas in der Europäischen Union ... Kämpft mit der mächtigen EU für ein freies sozialistisches Europa!»

Zwei weitere Flugblattentwürfe von Havemann, die sich mit dem Umfang der Vernichtung der deutschen Grossstädte durch die Luftangriffe beschäftigten, kamen nicht mehr zur Ausführung.

## Verhaftung

Bevor die Europäische Union grössere Aktivitäten entfalten konnte, wurde die Gruppe von einem Spitzel verraten. Am 5. und 6. September 1943 wurden Georg Groscurth in Hessen und Robert Havemann in Berlin sowie Herbert Richter und Paul Rentsch in ihren Wochenendhäusern am Scharmützelsee verhaftet. Durch den Verrat wurden auch zahlreiche ausländische Arbeiter verhaftet und später zum Tode verurteilt.

Am Scharmützelsee bei Sarow hatte sich die Gruppe gelegentlich in den Sommerhäusern der Familien Rentsch und Richter getroffen. Bei der Familie Rentsch war zu diesem Zeitpunkt die Jüdin Frau von Schewen, geb. Weidenreich, versteckt.

Bei der Verhaftung von Paul Rentsch und Herbert Richter während des ersten Wochenendes im September 1943 wurden auch Frau Rentsch und Frau von Schewen abgeholt. Frau Rentsch sass ohne Vernehmung und Anklageerhebung 4 Monate im Untersuchungsgefängnis Kantstrasse 79 (S. 238), bis sie nach der Urteilsverkündung gegen die Widerstandsgruppe Ende Dezember 1943 entlassen wurde. Frau von Schewen war für kurze Zeit auch in U-Haft in der Kantstrasse 79, danach wurde sie nach Auschwitz deportiert. Sie überlebte das Vernichtungslager und wurde dort im Januar 1945 von den sowjetischen Truppen befreit. Später emigrierte sie zusammen mit ihrer Schwester, die ebenfalls nach Auschwitz deportiert worden war und die sie dort wiedergetroffen hatte, in die USA.

## Todesurteile

Die Verhöre von Groscurth, Havemann, Richter und Rentsch wurden von der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 durchgeführt und dauerten zweieinhalb Monate bis Mitte November. Die Hauptverhandlung gegen die Gruppe vor dem Volksgerichtshof fand bereits am 15. / 16. Dezember 1943 unter dem Vorsitz von Freisler statt.

Erst am 14. Dezember wurde dem Anwalt von Herbert Richter die Anklageschrift zugestellt, bei den anderen Angeklagten war es ähnlich. Vermutlich stand das Urteil von vornherein fest – alle vier Angeklagten wurden zum Tode verurteilt. Nun begann ein verzweifelter Kampf der Frauen der vier Verurteilten, mit Hilfe ihrer Anwälte die Vollstreckung der Todesurteile aufzuschieben – oder sie in eine lebenslängliche Haftstrafe umzuwandeln. Der Kassiber von Herbert Richter zu Paul Rentsch zeigt die ganze Freude über die Nachricht von der Begnadigung, die sich dann als Fehlinformation herausstellte.

### **Kassiber von Herbert Richter für Paul Rentsch:**

Text:

«Muck Wir sind begnadigt  
hurra, aber lebenslänglich  
Nun wir werden uns frei  
arbeiten in ein paar Jahren.  
Maria war da brachte es mit  
alle 4 lebenslänglich  
Gute Nacht Dein Herbert»

Die vier zum Tode Verurteilten waren im Zuchthaus Brandenburg inhaftiert. Herbert Richter und Robert Havemann hatten die Idee, sich über kriegswichtige Forschungsarbeit vor der Hinrichtung zu retten. Havemann setzte auf Freunde im Heereswaffenamt, Prof. Günther vom Physikalisch-Chemischen Institut und Prof. Heubner vom Pharmakologischen Institut. Im Januar 1944 erschien Prof. Wolfgang Wirth, Oberarzt beim Heereswaffenamt, im Zuchthaus Brandenburg und versicherte ihm seine Unterstützung. Anfang Mai 1944 wurde dann aus den Mitteln des Heereswaffenamtes ein Laboratorium für Robert Havemann eingerichtet. Havemann überlebte das NS-Regime. Herbert Richter entwickelte in der Haft in kürzester Zeit ein Baukastensystem für den Wohnungs- und Möbelbau und fertigte nicht weniger als 90 Pläne dafür an. Für ihn trat Prof. Niemczyk, Rektor der Technischen Hochschule, ein und forderte von Prof. Seeger von der Technischen Hochschule ein Gutachten über die Erfindung. Weiter wollte Prof. Schmidt vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Richtergutachten, und es verwandten sich der Reichswohnungskommissar, der Architekt Graetsch, und der Generalsekretär für das Handwerkswesen, Dr. Schüler, für ihn. Das letzte Gnadengesuch wurde am 18. April 1944 eingereicht. Was bei Robert Havemann gelang, scheiterte bei Herbert Richter. Am 8. Mai 1944 wurden Herbert Richter, Paul Rentsch und Georg Groscurth im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet.

Der ganze Zynismus der Nationalsozialisten zeigt sich in einem Einschreiben des Oberreichsanwaltes beim VGH vom 4. Juli 1944 an Maria Richter, in dem der Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion die Witwe hinsichtlich der Konstruktionsvorschläge ihres ermordeten Mannes um die Mitteilung bittet, ob sie der Weiterentwicklung und Verwendung der Arbeiten und Pläne durch die befassende amtliche Stelle zustimme.



Herbert Richter



Paul Rentsch

Einige Wochen vor seiner Hinrichtung zeichnet Herbert Richter, ein beeindruckendes Beispiel für den Selbstbehauptungswillen in der Haft, einen bebilderten Brief zum 3. Geburtstag seines Sohnes Ullrich am 14. März 1944 und verfasst dazu das «Märchen vom ewigen Wassertropfen».

Im Zusammenhang mit der Europäischen Union kam es Anfang April 1944 zu einem weiteren Prozess vor dem Volksgerichtshof unter dem Vorsitz von Stier, und zwar gegen Wilhelm Hartke und Westermeyer. Hierzu wurden Robert Havemann und Herbert Richter als Zeugen vorgeladen. Havemann gelang es, Hartke zu entlasten. Dieser erhielt einige Jahre Haft wegen Nichtanzeige eines Flugblattes, während Westermeyer zum Tode verurteilt wurde.

In seinem Laboratorium baute Robert Havemann gegen Ende 1944 einen Kurzwellenempfänger. Über seinen Freund Fritz von Bergmann, der Verbindungsmann zum Heereswaffenamt, hatte er die nötigen Ersatzteile erhalten. Von Herbst 1944 an gab Havemann im Zuchthaus Brandenburg für die Mithäftlinge, zu denen auch Erich Honecker gehörte, eine täglich erscheinende kleine Zeitung «Der Draht» heraus, in der die neuesten Nachrichten der BBC, Wehrmachtsberichte, Radio Moskaus und anderer Radiostationen stichwortartig zusammengefasst waren. «Der Draht» erschien ununterbrochen, auch sonntags, bis zum Tage der Befreiung durch die Rote Armee am 27. April 1945.

(Nach dem Kriege war Robert Havemann von 1945 bis 1948 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie in Dahlem, von 1950 bis 1964 Professor für Physikalische Chemie an der Humboldt-Universität und von 1950 bis 1953 Mitglied der Volkskammer der DDR. Nach seinen Vorlesungen im Wintersemester 1963 / 64, die unter dem Titel «Dialektik ohne Dogma?» weltberühmt wurden, wurde er aller Ämter und Funktionen enthoben und bis zu seinem Tode 1982 als Bürgerrechtler in der DDR verfolgt.)

---

## Ereignisse des 20. Juli 1944 in Charlottenburg

---

Die Ereignisse am 20. Juli 1944 wirkten sich in Charlottenburg unmittelbar in der Besetzung des Hauses des Rundfunks und in Truppenbewegungen durch die Stadt aus. In Charlottenburg wurden nach der Verurteilung durch den Volksgerichtshof viele bekannte und weniger bekannte Beteiligte am Staatsstreich in der Strafanstalt Plötzensee hingerichtet. Eine Reihe von Persönlichkeiten, die bei der Vorbereitung und Durchführung des Umsturzversuches eine Rolle spielten, haben in Charlottenburg gewohnt:

### Eugen Gerstenmaier

Kurländer Allee 3

Eugen Gerstenmaier war seit 1936 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Kirchlichen Aussenamt der Evangelischen Kirche gewesen und von Beginn des Krieges in der Abteilung Information des Auswärtigen Amtes tätig. Er gehörte seit Ende der 30er Jahre zum Freundeskreis um Helmuth James Graf von Moltke und Peter Graf Yorck von Wartenburg, dem späteren «Kreisauer Kreis».

Das Memorandum, das Adam von Trott zu Solz Ende April 1942 dem Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, W.A. Visser't Hooft, übergab, hatte dieser mit Hans Schönfeld und Eugen Gerstenmaier ausgearbeitet. Gerstenmaier hatte schon 1939 und seit 1940 im Auswärtigen Amt mit Trott zusammengearbeitet. Das Memorandum verfolgte den Zweck, eine ermutigende Stellungnahme der Engländer zu einem etwaigen Staatsstreich zu erhalten, die aber ausblieb.

Zusammen mit Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg plante Gerstenmaier die Verhaftung Hitlers durch eine Gruppe gleichgesinnter Offiziere oder ein Attentat auf ihn, z.B. bei der geplanten Siegesparade in Paris am 20. Juli 1940, die jedoch abgesagt wurde.

Eugen Gerstenmaier nahm am 8. Januar 1943 an dem Treffen der Kreisauer mit der Gruppe um Ludwig Beck, Carl Goerdeler und Ulrich von Hassell bei Yorck von Wartenburg in der Hortensienstrasse 50 teil, die «grosse Aussprache der 'Jungen' und 'Alten'», wie es in von Hassells Tagebuch heisst.

Am 20. Juli 1944 wurde Eugen Gerstenmaier, inzwischen Leiter des Ökumenischen Referats im Kirchlichen Aussenamt, zwischen 17 und 17.30 Uhr telefonisch in die Bendlerstrasse gerufen. Er wohnte zu dieser Zeit beim Grafen Yorck. In der Belerstrasse ernennet ihn Generaloberst Hoepner zum Militärbevollmächtigten für Kultus- und Kirchenangelegenheiten.

Gerstenmaier drängte wie auch Gisevius zu einem konsequenteren Vorgehen gegen die Gegner auch unter Einsatz von Gewalt, drang aber damit nicht durch. Er selbst trug, nach eigener Auskunft, neben der Bibel auch eine Pistole bei sich. Die Verschwörer befanden sich jedoch gemäss ihren Grundsätzen von Humanität und Rechtlichkeit in dem Dilemma, das Unrechtregime nicht mit dessen ureigenen Mitteln beseitigen zu wollen, und wurden beim Scheitern des Attentats durch diese Gewalt vernichtet.



Im Laufe des Abends erbot sich Gerstenmaier und andere in der Bendlerstrasse anwesende Verschwörer zu einem Handstreich auf den Deutschlandsender, über dessen Besetzung man nicht informiert war.

Als nach der Schiesserei im Bendlerblock das Scheitern des Umsturzes nicht mehr abzuwenden war, wurde auch Eugen Gerstenmaier verhaftet und sollte anscheinend exekutiert werden, was aber angesichts der anrückenden SS-Einheiten unterblieb. Während seiner Haft wurde er misshandelt. Durch geschickte Verteidigung vor Gericht wurde er nur zu einer siebenjährigen Zuchthausstrafe verurteilt.

(Eugen Gerstenmaier überlebte und war in der Nachkriegszeit einer der führenden Politiker der CDU und Präsident des Deutschen Bundestages.)

## **Erich und Elisabeth-Charlotte Gloeden**

Kastanienallee 23 (Versteck von General Fritz Lindemann)

Der General der Artillerie Fritz Lindemann, der beim Umsturz als Verbindungsoffizier zum Rundfunk vorgesehen war, tauchte nach dem 20. Juli für einige Zeit in Dresden bei Verwandten unter. Danach konnte er sich durch die Vermittlung des ehemaligen sozialdemokratischen Dresdner Stadtbaurats Sierks bei Dr. Erich Gloeden in der Kastanienallee 23 in Charlottenburg verstecken. Hier lebte Fritz Lindemann etwa sechs Wochen, bis die Gestapo den illegalen Aufenthaltsort des Generals durch eine Denunziation erfahren hatte. Am 3. September 1944 kurz nach 15 Uhr erschien die Gestapo in der Kastanienallee, um General Lindemann, der steckbrieflich gesucht wurde, zu verhaften. Beim Versuch, aus dem Fenster zu entkommen, wurde er von der Gestapo angeschossen. An den Folgen des erlittenen Bauchschusses starb Lindemann am 22. September 1944 im Polizeikrankenhaus. Die Gestapo erfuhr trotz mehrfacher Verhöre nichts von dem Schwerverletzten.

Das Ehepaar Gloeden und andere Helfer wurden ebenfalls verhaftet und schwer misshandelt. Dr. Gloeden, seine Frau Elisabeth-Charlotte, seine Schwiegermutter und zwei Beteiligte aus Dresden wurden vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und wenig später hingerichtet. Andere Helfer, wie die beiden Söhne des Generals, erhielten hohe Zuchthausstrafen, weil sie ihren Vater nicht verraten hatten. Lindemanns Frau und die zehnjährige Tochter wurden in Sippenhaft genommen.

General Lindemann arbeitete an einer umfangreichen Bestandsaufnahme und Einschätzung des Umsturzversuches am 20. Juli 1944. Dieses Material wurde von der Gestapo gefunden, ging aber offensichtlich bei Kriegsende verloren. General Lindemann hatte seit längerem mit den Bestrebungen des «Nationalkomitees Freies Deutschland» sympathisiert, wobei zweifelsohne seine gute Bekanntschaft mit General von Seydlitz, dem er voll vertraute, eine Rolle spielte. Die Schriftstellerin Josi von Koskull half ihm, über die sowjetische Botschafterin in Schweden, Alexandra Kollontai, eine Nachricht an von Seydlitz zu richten mit der Bitte, ihn aus Berlin herauszuholen.

## **Ulrich von Hassell**

Fasanenstrasse 28 (Gedenktafel)

In diesem Haus war von Juli 1940 bis 1944 die Berliner Wohnung von Ulrich von Hassell. Die Wohnungsinhaberin war Fräulein von Hoffmann, eine Jugendfreundin von Frau von Hassell. Ulrich von Hassell (1881-1944) wohnte hier zur Untermiete und pendelte ständig zwischen seinem Wohnort Ebenhausen bei München und Berlin. Mitte August 1943 wurde das Haus in der Fasanenstrasse erstmals durch Fliegerbomben beschädigt. Ulrich von Hassell übernachtete in jener Zeit gelegentlich bei Bekannten in Potsdam (Seestrasse 35), behielt aber sein Domizil in der Fasanenstrasse bis zur Teilerstörung des Gebäudes durch Bomben- und Brandschäden Ende Januar 1944 bei.

In Berlin war Ulrich von Hassell nach seiner Abberufung aus dem diplomatischen Dienst als deutscher Botschafter in Rom im Jahre 1938 beruflich im Vorstand des Mitteleuropäischen Wirtschaftstages (1940-43) und später beim Institut für Wirtschaftsforschung (1943-44) in der Fasanenstrasse 6 tätig.

Ulrich von Hassell war seit 1919 Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei. Anfänglich nicht ohne Sympathie gegenüber dem Nationalsozialismus (von Hassell trat 1933 der NSDAP bei), wurde er im Laufe der Jahre angesichts des terroristischen Charakters des NS-Regimes und des Dilettantismus Hitlers auf aussenpolitischem Gebiet zu dessen entschiedenem Gegner.

Mit der Wohnung in der Fasanenstrasse und seiner beruflichen Tätigkeit hatte von Hassell eine Basis in der Reichshauptstadt, um mit Gleichgesinnten aktiv an Umsturzplänen mitwirken zu können. Von grossem Gewicht war in diesem Zusammenhang der aussergewöhnlich breitgefächerte Bekanntenkreis von Hassells im In- und Ausland.

Hier ist auch seine Mitgliedschaft in der Mittwochgesellschaft zu nennen, von der einzelne Mitglieder wie Ludwig Beck und Johannes Popitz dem Widerstand nahe standen. Treffen der Mittwochgesellschaft fanden nach Auskunft seines Sohnes Johann Dietrich von Hassell nicht in der Fasanenstrasse statt, da der räumliche Rahmen dies dort nicht zulies.

In diesem Haus schrieb von Hassell, wenn er in Berlin weilte, Passagen seiner geretteten Tagebücher («Vom Anderen Deutschland»), die zu den beeindruckendsten Dokumenten des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gehören. Die Bedingungen, unter denen sich der konservative Widerstand gegen Hitler zum Umsturz entschloss, sowie die Zielvorstellungen und Hoffnungen der Verschwörer werden in den Tagebüchern eindringlich geschildert.

Von Hassell war sich der Bedeutung und Brisanz seiner Aufzeichnungen bewusst, die unter kaum noch vorstellbaren Bedrängnissen entstanden und häufig Flüchtigkeit und Eile der Niederschrift erkennen lassen. Die Tagebücher wurden aus diesen Gründen sorgfältig versteckt, zum Teil vergraben, zuletzt in die sichere Schweiz verbracht.

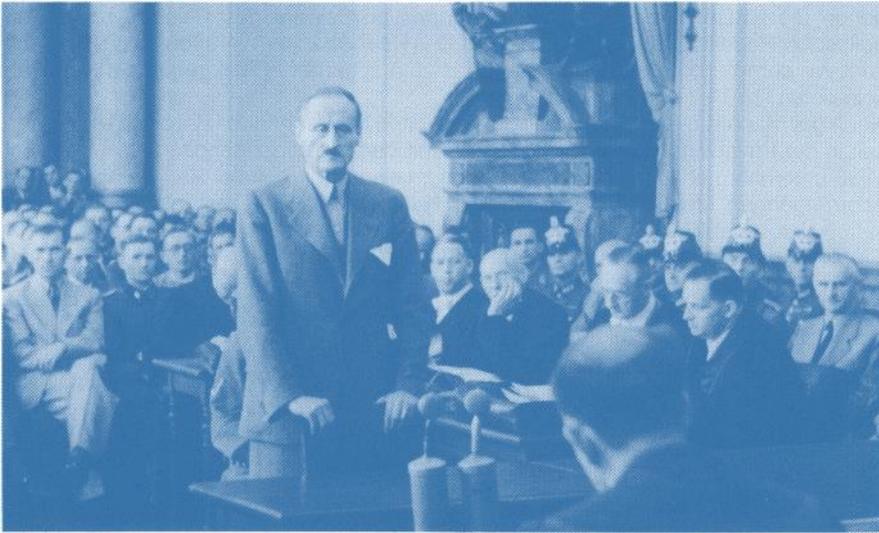
Den opportunistischen Funktionsträgern des Regimes, namentlich der höheren Generalität, warf von Hassell Kadavergehorsam und mangelnde Entschlossenheit vor, Hitler entgegenzutreten. In seiner Kritik an den «Josephs», wie er die Generäle titulierte, zeigte sich bereits 1940 seine ganze Enttäuschung darüber, dass sich an der Spitze der Wehrmacht niemand zum Widerstand gegen das terroristische Regime des Nationalsozialismus fand:

«Diese Generale, die Regierungen stürzen wollen, verlangen deren Befehl, um zu handeln.»

Eindrucksvoll werden in den Tagebüchern auch die inneren Auseinandersetzungen der Verschwörer geschildert, die im Bemühen um die Verständigung mit dem Kreisauer Kreis – die grosse Aussprache zwischen den «Alten» und den «Jungen» – am 8.1.43 deutlich wurden.

In einer Aussprache mit Staatssekretär Ernst von Weizsäcker am 29.4.42 erfährt von Hassell, dass er von der Gestapo überwacht wird. Auf die politischen Planungen des Widerstandskreises um Beck und Goerdeler nahm er massgeblichen Einfluss und wirkte bei der Abfassung grundlegender Dokumente des Umsturzes mit. Er fungierte dabei vor allem als aussenpolitischer Berater und war als Aussenminister in der Regierung Beck / Goerdeler vorgesehen. Trotz der wachsenden Verzweiflung über die innere und äussere Situation Deutschlands war er sich Ende 1943 mit Beck und Goerdeler in der Hauptfrage, ob es nicht richtiger wäre, die Katastrophe ablaufen zu lassen, einig: «Trotz allem ist es schon aus sittlichen Gründen für die deutsche Zukunft erforderlich, wenn auch nur irgendwelche Möglichkeit und Aussicht besteht, noch vorher den Versuch zu machen.» Fast wörtlich hat später Henning von Tresckow diesen Beweggrund zum Handeln formuliert.

Nach dem Scheitern der Verschwörung vom 20. Juli 1944 wurde Ulrich von Hassell am 28. Juli in seinem Büro beim Institut für Wirtschaftsforschung in der Fasanenstrasse 6 verhaftet. Es war nie seine Absicht, sich zu verstecken. Er empfing die Gestapo sitzend an seinem Schreibtisch. Man brachte ihn zunächst in den Zellenbau des Konzentrationslagers Ravensbrück. Am 18. August 1944 wurde von Hassell nach Berlin überführt und musste die Torturen der Verhöre in der Prinz-Albrecht-Str. 8 über sich ergehen lassen. Er war sich seiner hoffnungslosen Lage bewusst, als er dem mitinhaftierten von Schlabrendorff anvertraute: «Der Tod ist mir sicher.»



Ulrich von Hassell vor dem Volksgerichtshof

Am 7. und 8. September 1944 stand er zusammen mit Carl Friedrich Goerdeler, Wilhelm Leuschner, Josef Wirmer und Paul Lejeune-Jung vor Freislers Volksgerichtshof. Einer der abkommandierten Augenzeugen, ein junger Reserveoffizier, war der spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt. Er beschrieb später die «schlechthin vorbildliche Haltung» von Hassells während der ausschliesslich auf menschliche Entwürdigung und seelische Vernichtung abgestellten Prozedur von Freislers Tribunal, was ihn nachhaltig persönlich erschüttert habe. Da von Hassell kaum einen Satz habe vollenden können, habe er es vorgezogen, zu schweigen und alle Beschimpfungen und Anklagen Freislers mit unerhörter Beherrschung an sich abgleiten zu lassen. Wenige Stunden nach der Urteilsverkündung wurde das Todesurteil im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee vollstreckt.

Auch die Familie, seine Frau Ilse, seine Töchter Almuth und Fey, selbst die Enkel traf die Rache des Regimes mit Verfolgung und Sippenhaft. Sein Sohn Johann Dietrich von Hassell wurde von der Front geholt, Ende Oktober verhaftet und entging kurz vor Kriegsende, als die nationalsozialistische Mordmaschinerie endgültig erlahmte, nur knapp dem Erschiessungsbefehl Himmlers.

## Theodor Haubach

Falterweg 11

Der Sozialdemokrat Theodor Haubach (1896-1945) setzte sich nach der Revolution 1918 / 19 intensiv für die Republik ein und gehörte 1924 zu den Mitbegründern des Reichsbanners «Schwarz-Rot-Gold». Zwischen 1924-1929 war er Redakteur bei der SPD-Zeitung «Hamburger Echo» und 1928 / 29 Reichsbannerführer in Hamburg. 1927-1928 war Haubach Abgeordneter der Hamburger Bürgerschaft und Mitglied des reichsweiten Wehrausschusses der SPD. Von 1929-1930 an als Pressereferent beim Reichsminister des Innern Carl Severing (SPD) und von 1930-1932 als Pressereferent beim Berliner Polizeipräsidenten Albert Grzesinski (SPD) war er den Nationalsozialisten besonders verhasst. Von 1932-1933 war er in leitender Funktion in der «Eisernen Front» gegen die NSDAP tätig. Als zweiter Bundesvorsitzender des Reichsbanners und politischer Redakteur der Bundeszeitung «Das Reichsbanner» veröffentlichte Haubach kurz vor dem Verbot der Zeitung seinen letzten scharfen Artikel gegen die Nationalsozialisten am 11. Februar 1933.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten nahm Theodor Haubach eine Tätigkeit in der Privatwirtschaft auf und begann mit illegaler Widerstandsarbeit. Ab Herbst 1933 unternahm er zusammen mit dem ehemaligen Polizeimajor Karl Heinrich grosse Anstrengungen, um die Reste der von den Nationalsozialisten zerschlagenen Organisation des republikanischen Reichsbanners zu reorganisieren. (Siehe die Spandau-Darstellung dieser Schriftenreihe.) Im November 1934 wurde er verhaftet und war bis 1936 in «Schutzhaft» im Konzentrationslager Esterwegen.

Mit seinen Berliner Freunden traf er sich oft im «Mehlgarten» am Olivaer Platz, einem damals beliebten Treffpunkt von Literaten, Schauspielern und Journalisten. Nach der Ausbombung seiner Wohnung in der Bregenzer Strasse zog er in den Falterweg 11 nach Eichkamp. Mit seinen sozialdemokratischen Gesinnungsfreunden Carlo Mierendorff, Julius Leber, Adolf Reichwein, Gustav Dahrendorf und Emil Henk bildete Theodor Haubach später die sozialistische Gruppe des «Kreisauer Kreises» und nahm an 20 bis 25 Besprechungen teil.

In der geplanten Regierung nach einem erfolgreichen Umsturz am 20. Juli 1944 war er als Informationsminister, laut Gestapoakten als Staatssekretär im Reichsinnenministerium, vorgesehen. Am 9. August 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet und vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Am 25. Januar 1945 wurde Theodor Haubach in Plötzensee hingerichtet.



Theodor Haubach

## Paul Lejeune-Jung

Lietzenseeufer 7

Paul Lejeune-Jung (1882-1944) war beruflich als Syndikus in der Zellstoffindustrie tätig. Sein politischer Weg zwischen 1920 und 1933 (1924-1930 Reichstagsabgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei, Mitgründer und Geschäftsführer der Volkskonservativen Vereinigung und Mitglied des Zentrums) empfahl ihn für eine vermittelnde politische Funktion. Auf den Kabinettslisten der geplanten zivilen Regierung, die nach einem erfolgreichen Umsturz am 20. Juli 1944 eingesetzt werden sollte, war Lejeune-Jung als Reichsbankpräsident oder als Minister für Wirtschaft / Arbeit bzw. Ernährung/Landwirtschaft vorgesehen.

Nach dem 20. Juli wurde Paul Lejeune-Jung verhaftet. Bereits am 8. September 1944 wurde er zusammen mit Carl Friedrich Goerdeler, Ulrich von Hassell, Wilhelm Leuschner (S. 83ff.) und Josef Wirmer vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am gleichen Tag in Plötzensee ermordet.

## Theodor Strünc

Badenallee 9

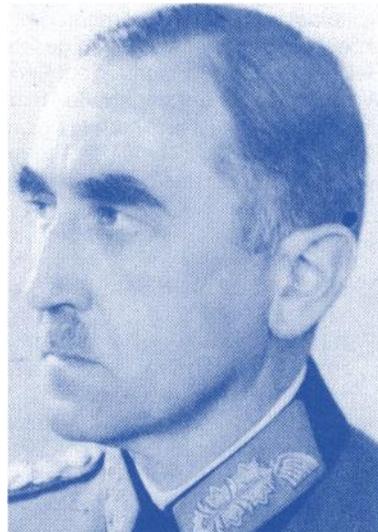
Theodor Strünc, Versicherungsdirektor und Hauptmann der Reserve, stellte sich General Oster vom OKW / Amt Abwehr Ausland für Kurierdienste unter anderem in die Schweiz zur Verfügung. Im Januar und Juli 1944 fungierte er neben Gisevius und Waetjen als einer der Verbindungsleute der Verschwörung zu Allen W. Dulles, um sich der Alliierten bei einem Attentat auf Hitler zu vergewissern. Er und seine Frau waren offensichtlich auch am Rande an den Vorbereitungen zum Staatsstreich im Jahre 1938 beteiligt. Unmittelbar vor dem 20. Juli 1944 erhält er den Auftrag, für den schon untergetauchten Goerdeler einen Pass zu beschaffen.

Im Zuge der Verhaftungswelle nach dem gescheiterten Umsturz wird Strünc inhaftiert und schliesslich zusammen mit Admiral Wilhelm Canaris, Dietrich Bonhoeffer und anderen am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet.

## Karl Freiherr von Thüngen

Alemannenallee 6

Generalleutnant Freiherr von Thüngen (Foto) war Inspekteur des Wehrersatzwesens in Berlin und gehörte zu den Verschwörern des 20. Juli. Die Familien von Stauffenberg und von Thüngen waren seit Langem gut bekannt. Am Tage des Umsturzes wurde von Thüngen anstelle von General Kortzfleisch zum Befehlshaber des Wehrkreises III ernannt. Der General der Infanterie Joachim von Kortzfleisch, ein loyaler Nationalsozialist, wurde von den Verschwörern in der Bendlerstrasse festgehalten, da er sich weigerte, ihren Befehlen Folge zu leisten. Von Thüngen kam erst nach 19 Uhr im Wehrkreiskommando am Hohenzollerndamm an, wo er jedoch keine entscheidenden Massnahmen ergriff.



Auch als der Stadtkommandant Generalleutnant Paul von Hase zusammen mit Oberstleutnant Hermann Schöne gegen 20 Uhr bei von Thüngen erscheinen, zögerte dieser, Befehle herauszugeben, da er über Rundfunk vom Scheitern des Attentats gehört hatte. Als nach mehreren Telefongesprächen nach 21 Uhr der Fehlschlag offensichtlich wurde, führte von Thüngen keine Befehle des OKH mehr aus und begann nach 22 Uhr im Laufe des Abends gemachte Anweisungen rückgängig zu machen. Etwa um 22.30 Uhr verliess von Thüngen das Wehrkreiskommando und entging zuerst einmal seiner Verhaftung, da General von Kortzfleisch gegen 23 Uhr zum Hohenzollerndamm zurückkehrte.

(Angesichts dieser Situationsbeschreibung stellt sich die Frage, ob es beim Staatsstreich an einer entschlossenen Führung gefehlt habe, sieht man einmal von Stauffenberg ab. Anders als in Paris, wo die «Walküre»-Befehle weitgehend umgesetzt wurden, war man in Berlin bei Marschbefehlen fast gleichzeitig mit Gegenbefehlen konfrontiert, was die Verwirrung komplett machte.)

Am 5. Oktober 1944 wurde Freiherr von Thüngen vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 24. Oktober 1944 in Plötzensee ermordet.

## Georg Holmsten

Frankenallee 5 (Nachbar von Freiherr von Thüngen)

Der Schriftsteller Georg Holmsten war während der NS-Zeit Journalist bei der Nachrichtenagentur United Press und wurde nach Kriegsbeginn Redakteur und Chef vom Dienst der Auslandsredaktion des Deutschen Nachrichten-Büros (DNB).

Von Februar 1943 bis Februar 1945 war Holmsten als Informationsoffizier in Zivil in der Amtsgruppe Ausland IIC des Amtes Ausland / Abwehr tätig. Er wurde von Stauffenberg angesprochen, im «Eventualfall» über das DNB Verlautbarungen der neuen Regierung an die deutsche und internationale Presse sowie an die Rundfunksender weiterzuleiten. Er sammelte ein kleines Team von Technikern und Journalisten um sich, darunter die beiden Redaktionskollegen Dieter von der Schulenburg und Dr. Siegfried Horn.

Am 20. Juli war er in seinem Büro im Bendlerblock. Er erhielt einen Anruf von Werner von Haefthen, Stauffenbergs Ordonnanzoffizier, sich für die Aktion gegen das Deutsche Nachrichten-Büro bereitzuhalten. In der Verwirrung am frühen Abend des 20. Juli kam es aber zu keinem Einsatz mehr. Georg Holmsten wurde nach dem Anschlag mehrfach verhört, entging aber der Verhaftung, da Stauffenberg kaum überflüssige Aktennotizen hinterlassen hatte und Bernhard Letterhaus, der ebenfalls in der Amtsgruppe Ausland arbeitete, zu seinem Kollegen geschwiegen hatte.

Bei den grossen Luftangriffen auf Berlin im November 1943 verlor Georg Holmsten seine Wohnung in der Lessingstrasse 18 im Hansaviertel und bekommt im Bendlerblock die Empfehlung, ins Nachbarhaus von Freiherr von Thüngen am Karolinger Platz in Charlottenburg zu ziehen. Von Thüngen legte vermutlich Wert auf einen unverdächtigen Nachbarn angesichts der Vorbereitungen zum 20. Juli.

**Georg Holmsten** erinnert sich:

«Nach einem dieser nächtlichen Angriffe lernte ich dann den General persönlich kennen. ‚Sehr nett, dass Sie sich nebenan eingemietet haben‘, meinte er nach der Begrüssung. ‚Wir leben in einer Zeit, in der man sich seine Nachbarn aussuchen muss.‘ – ‚Sie meinen, wegen eventueller Hilfeleistung nach Luftangriffen, Herr General?‘ – ‚Auch deswegen, aber es gibt auch andere Gefahren‘, erwiderte Thüngen vieldeutig, und ich hütete mich, ihn um Erläuterung zu bitten. Befürchtete der General, der eine führende Stellung im Berliner Wehrkreiskommando hatte, etwa eine Überwachung durch Agenten der Gestapo, die ihre Beauftragten gern in Häusern neben Leuten einquartierte, die sie beobachten sollten?»

Ich sah, dass manchmal in den Abendstunden bei Thüngen Militärs und Zivilisten ein- und ausgingen, dass es anscheinend sehr ausgedehnte Zusammenkünfte in dem schwer übersehbaren Backsteinbau nebenan gab. Aber was ging mich das an? Wenn ich Thüngen zufällig traf, blieb es bei flüchtiger Begrüssung; bei konventionellen Wetter- und Wie-geht's-Gesprächen. Auf diese originelle Frage hatte der General meist nur die Antwort: «Beschissen, derzeit entsprechend.» – ‚Wir leben doch in einer herrlichen, einer grossen Zeit, Herr General‘, replizierte ich einmal. Darauf lachte Thüngen nur dröhnend.»

## Dietrich Bonhoeffer

Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) war einer der bedeutendsten evangelischen Theologen in diesem Jahrhundert und eine der führenden Gestalten im deutschen Widerstand. Bonhoeffer, am 4. Februar 1906 in Breslau als drittjüngstes von acht Kindern des Psychiatrie-Professors Karl Bonhoeffer und seiner Frau Paula, geb. von Hase, geboren, wuchs er in einem humanistisch geprägten Elternhaus auf. Der Tod seines Bruders Walter im Ersten Weltkrieg berührt seine Familie tief. Nach Besuch des Grunewald-Gymnasiums, in dessen unmittelbarer Nähe wurde am 24. Juni 1922 Aussenminister Walter Rathenau von Rechtsradikalen ermordet, studierte Bonhoeffer Theologie in Tübingen, Rom und Berlin. Sehr früh interessierte ihn die weltweite ökumenische Bewegung und er knüpfte auf Begegnungen und Konferenzen Kontakte, die er später für den konspirativen Widerstand nutzte.

Von 1931 bis zur Entziehung der Lehrbefugnis 1936 war Bonhoeffer Privatdozent an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität. Es bildete sich ein eingeschworener Kreis von Theologiestudenten, mit denen er in die Auseinandersetzungen 1933 an der Universität ging. Beim Zwischenspiel als Studentenpfarrer an der Technischen Hochschule in Charlottenburg von 1931 bis 1933 (einer Idee des Generalsuperintendenten Otto Dibelius) war ihm allerdings kein grosser Erfolg beschieden.

Am 1. Februar 1933, zwei Tage nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, hielt Bonhoeffereinen Rundfunkvortrag über den Führerbegriff, indem er ausführte: «Der Führer wird sich dieser klaren Begrenzung seiner Autorität verantwortlich bewusst sein müssen. Versteht er seine Funktion anders..., gibt er nicht dem Geführten immer wieder klare Auskunft über die Begrenztheit seiner Aufgabe und über dessen eigenste Verantwortung, lässt er sich von dem Geführten dazu hinreissen, dessen Idol darstellen zu wollen ... dann gleitet das Bild des Führers hinüber in das des Verführers.» Vor Beendigung des Vortrages schaltete die Sendeleitung ab.

Die Familie Bonhoeffer war sich in ihrer Ablehnung des Nationalsozialismus einig. Nach dem ersten von den Nazis inszenierten Judenboykott am 1. April und dem Gesetz über die Einführung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, das jüdische und politisch missliebige Bürger ausschloss, bezog Dietrich Bonhoeffer bereits im gleichen Monat mit dem Vortrag «Die Kirche vor der Judenfrage» in einem Pfarrerkreis mutig Position. Für ihn war die Frage des Judentums nicht die einer Rasse, sondern der Religion, und er betonte: «Die Kirche ist den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde zugehören.» Konsequenter fordert er bereits im April 1933 politisches Handeln der Kirche beim Versagen des Staates in seiner Recht und Ordnung schaffenden Funktion. Dann gelte es «... nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen.» Einige Teilnehmer verliessen unter Protest die Versammlung. Im Juni 1933 konnte der Vortrag noch publiziert werden.

Schon früh waren für Dietrich Bonhoeffer nicht nur die Deutschen Christen, sondern der Nationalsozialismus selbst zum Hauptgegner geworden, den es auch politisch zu bekämpfen galt. Auf diesem Weg konnte und wollte ihm die Bekennende Kirche (von wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht folgen.



Dietrich Bonhoeffer

Dietrich Bonhoeffer gehörte zu den wenigen Theologen, die über kirchliche Auseinandersetzungen hinaus zum direkten politischen Widerstand kamen. „Es muß endlich mit der theologisch begründeten Zurückhaltung gegenüber dem Tun des Staates gebrochen werden – es ist ja doch alles nur Angst.“ Außerdem gelte es, nicht nur für die eigene Sache, nicht nur für die Selbsterhaltung zu kämpfen, sondern sich für die verfolgten Nächsten einzusetzen: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“

Bonhoeffer wurde 1935 Leiter des Predigerseminars der Bekennenden Kirche in Finkenwalde, das im Herbst 1937 von der Gestapo geschlossen wurde. Danach versuchte Bonhoeffer, die Ausbildung von Vikaren für die Bekenntnisgemeinde in Sammelvikariaten zu organisieren, die trotz Verbot seit Dezember 1937 in Hinterpommern in den Kreisen Schlawe und Köslin (heute Slawno und Koszalin) im Pfarrhaus Groß Schlönwitz (heute Slonowice) und seit Sommer 1939 im nahe gelegenen Sigurdshof des Gutsbesitzers Kleist auf Wendisch-Tychow stattfanden, bis auch dieses Haus von der Gestapo geschlossen wurde.

Im Jahre 1939 nimmt Bonhoeffer eine Einladung zu Vorlesungen in den USA an, kehrt aber im August 1939 angesichts des drohenden Krieges nach Deutschland zurück. Die Entscheidung zu dieser Rückkehr bedeutete zugleich eine Entscheidung für die Mitarbeit im politischen Widerstand.

#### Tat

Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,  
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,  
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.  
Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens,  
nur von Gottes Gebot und deinen Glauben getragen,  
und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend empfangen.

(Vers aus: Stationen auf dem Wege zur Freiheit, 1944)

Von 1940 bis zu seiner Verhaftung am 5. April 1943 in Berlin stand Dietrich Bonhoeffer für „militärische“ Aufträge des Amtes Ausland/Abwehr beim Oberkommando der Wehrmacht zur Verfügung. Er stellte seine ökumenischen Kontakte in den Dienst des militärischen Widerstandes um General Hans Oster und Hans von Dohnanyi, ein

Schwager Bonhoeffers, von dem er schon sehr früh über die Existenz der Verschwörung informiert worden war. Im Auftrag der Abwehr und unter ihrem Schutz reiste er u.a. in die Schweiz (April, September 1941, Mai 1942), nach Norwegen (April 1942 mit Hellmuth James Graf von Moltke, Kreisauer Kreis) und Schweden (Mai 1942). Auf diesen Reisen traf er u.a. Karl Barth, Bischof Berggrav, Visser't Hooft, Generalsekretär des Vorläufigen Weltkirchenrates, und vor allem den Bischof von Chichester, George Kennedy Bell. Bonhoeffers Aufgabe bestand darin, Freunde bei den Alliierten zu unterrichten, dass es trotz der Kriegserfolge Hitlers einen aktiven Widerstand gäbe.

Bonhoeffer begab sich bei diesen Aufträgen in eine risikoreiche Doppel- und Dreifachrolle: Nach aussen traf er sich mit seinen ökumenischen Freunden als Mann der Bekennenden Kirche. In den Augen der Nationalsozialisten spionierte er für Deutschland, und in Wirklichkeit konspirierte er gegen das NS-Regime.

Es war kein Zufall, dass sich Bonhoeffer dem politisch-militärischen Widerstand anschloss, gehörte sein Schwager Hans von Dohnanyi doch zur Gruppe der Verschwörer in der Abwehr. In seiner Familie wurde nur die Wehrmacht für mächtig genug gehalten, «dem Rad in die Speiche zu fallen». Auch Bonhoeffer war nicht von der Möglichkeit eines von breiten Kreisen getragenen Aufstandes überzeugt.

## Die Häuser Marienburger Allee 42 und 43

Die Eltern von Dietrich Bonhoeffer, der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Karl Bonhoeffer und seine Frau Paula, geb. von Hase, bezogen im Jahre 1935 ein neues Haus in der Marienburger Allee 43. Die Nachbarschaft zur Familie der ältesten Tochter Ursula, die Sozialpädagogik bei Anna von Gierke gelernt hatte und mit Prof. Dr. jur. Rüdiger Schleicher, Ministerialrat im Reichsluftfahrtministerium und Leiter des Instituts für Luftrecht der Berliner Universität, verheiratet war, war von vornherein vorgesehen. Beide Häuser sind durch den Architekten Jörg Schleicher, Bruder von Rüdiger, errichtet worden. Kleiner als das bisherige Haus in der Wangenheimstrasse 14 in Wilmersdorf, war es noch auf Konsultationen sowie auf Feste mit den 18 Enkeln eingerichtet. Sohn Dietrich bekam das Mansardenzimmer. Klaus Bonhoeffer zog mit seiner Familie ins nahe Eichkamp, wo die Dohnanyis bereits wohnten.

Eberhard Bethge, mit der Nichte Bonhoeffers, Renate Schleicher, verheiratet, berichtet, wie mit der Nazifizierung des gesamten Lebens beide Häuser immer wichtigere Zentren für die grosse Familie und für Gleichgesinnte wurden. Darunter waren viele, die zu der Verschwörung des 20. Juli 1944 gehörten. Nach dem Tode der 93jährigen Grossmutter im Januar 1936 wurde deren Einliegerwohnung von der Familie Leibholz bewohnt, der Familie von Dietrichs Zwillingsschwester Sabine, die 1938 nach England emigrierte, da Prof. Dr. Gerhard Leibholz einen jüdischen Vater hatte. In den Jahren 1939 und 1940 wohnten dort die Dohnanyis, Dietrichs Schwester Christine und Hans von Dohnanyi, nachdem bei Kriegsausbruch das Amt Ausland / Abwehr von Admiral Canaris Hans nach Berlin gerufen hatte.

In dieses Haus kamen bewährte Kollegen und Schüler Karl Bonhoeffers aus Universität und Kliniken. Die «Brüder» des Predigerseminars Finkenwalde besuchten Dietrich und die Familie. In der Veranda beriet Karl Bonhoeffer die Pastoren Friedrich von Bodelschwingh aus Bethel bei Bielefeld und P. Braune aus Lobetal angesichts der drohenden Euthanasie an Insassen ihrer Anstalten. Zu Besuch kam der Vetter von Paula Bonhoeffer, General Paul von Hase, Wehrmachtsschiffskommandant von Berlin. Hier besprachen sich Hans-Bernd Gisevius, Regierungsrat im Reichsministerium des Innern, und General Hans Oster mit Hans von Dohnanyi. Es trafen sich hier der Industrielle Nikolaus von Halem, der sozialdemokratische Verwaltungsjurist Ernst von Harnack mit Klaus Bonhoeffer und Justus Delbrück von der Abwehr, weiter Rechtsanwalt und Zentrumspolitiker Josef Wirmer und Rechtsanwalt Kurt Wergin (der später Dietrich Bonhoeffer

verteidigte), sowie die Brüder Otto John, Rechtsanwalt und Syndikus der Deutschen Lufthansa, und Hans John, wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Rüdiger Schleicher. Aus München kam der Offizier der militärischen Abwehr und Verbindungsmann der Verschwörer zum Vatikan, Josef Müller, der «Ochsensepp» genannt wurde, weiter Freiherr von Guttemberg und der Pater Johannes aus Ettal. Aus Genf erschien Hans Schönfeld, nachdem er gemerkt hatte, über welche Verbindungen der bislang wenig geliebte ökumenische Kritiker Dietrich Bonhoeffer verfügte; dazu weitere Vertreter der Ökumene wie Prof. Courvosier, Nils Ehrenström und Birger Forell. Aus der Bekennenden Kirche fanden sich die Pfarrer W. Jannasch, H. Lokies und W. Rott ein. O. Hammelsbeck und Friedrich Justus Pereis, Rechtsberater der Altpreuussischen Bekennenden Kirche, sassen oft mit Dietrich Bonhoeffer im Dachzimmer in der Marienburger Allee 43 zusammen.



Marienburger Allee 43

Nach der Schlacht von Stalingrad Anfang Februar 1943, die mit der Vernichtung der 6. Armee endete und zu Goebbels Proklamation des «totalen Krieges» führte, gab es eine Reihe fieberhafter Aktivitäten der militärischen Verschwörer, Hitler zu beseitigen. Am 13. März gelang es Henning von Tresckow und Fabian von Schlabrendorff, eine als Geschenkpaket mit Kognakflaschen getarnte Bombe in Hitlers Flugzeug zu deponieren, als dieser von einer Visite an der Ostfront zurückfliegt. Der Sprengsatz versagte jedoch, und die Angelegenheit konnte gerade noch rechtzeitig vertuscht werden. Hans von Dohnanyi hatte den besonderen Sprengstoff, englische Haftminen, persönlich von Berlin nach Smolensk zu von Tresckow gebracht. Als Eberhard Bethge Hans von Dohnanyi zum Bahnhof fuhr, ahnte er nichts von dem Sprengstoff in dessen Koffer. Am 5. April 1943 gegen Mittag versuchte Dietrich Bonhoeffer von der Marienburger Allee aus seine Schwester Christine von Dohnanyi in Sakrow anzurufen. Am Telefon meldete sich jedoch eine Männerstimme. Bonhoeffer vermutete zu Recht die erwartete Hausdurchsuchung bei Hans von Dohnanyi und dessen Verhaftung. Ohne seine Eltern beim Mittagsschlaf zu stören, ging er in sein Dachzimmer hinauf und überprüfte seinen Schreibtisch. Danach wartete er im Haus seiner Schwester Ursula Schleicher zusam-

men mit den Ihren und Eberhard Bethge. Gegen vier Uhr kam sein Vater herüber: «Zwei Männer möchten dich oben in deinem Zimmer sprechen!» Oberkriegsgerichtsrat Roeder und der Gestapokommissar Sonderegger durchwühlten seinen Schreibtisch, fanden vorbereitetes Scheinmaterial. Die Bedeutung der Ethikblätter und des Rechenschaftsberichts «Nach zehn Jahren», die Bonhoeffer in seiner Mansarde verfasst hatte, nahmen sie dagegen nicht wahr.

Dietrich Bonhoeffer wurde auf Verdacht hin verhaftet, man vermutete natürlich zu Recht eine Verbindung zum Fall von Hans von Dohnanyi, der am gleichen Tag verhaftet worden war. In ihm wollte das Reichssicherheitshauptamt die gesamte Abwehr unter Admiral Canaris treffen. Ohne es zu ahnen, hatten die Nationalsozialisten ein Zentrum der Verschwörung lahmgelegt. Der eigentliche Grund der Verhaftung war der Verdacht, Hans von Dohnanyi habe sich persönliche Vorteile durch Missbrauch seiner Dienststellung verschafft. In Hilfsaktionen für Juden, «Unternehmen 7», hatte von Dohnanyi 1941-42 mit General Osters und Admiral Canaris' Rückendeckung Juden als «Agenten» getarnt ins Ausland gebracht. Die dabei vorgenommenen Vermögens- und Devisentransaktionen waren ihm nun zum Verhängnis geworden. Am gleichen Tag wurde auch General Oster kaltgestellt, unter Hausarrest beurlaubt und am 4. März 1944 aus dem aktiven Wehrdienst entlassen. Im Februar 1944 gelang es dem Reichssicherheitshauptamt schliesslich, das Amt Ausland / Abwehr zu zerschlagen bzw. einzuverleiben. Admiral Canaris wird vom Dienst suspendiert und unter Hausarrest gestellt.

Zu den übrigen Verhafteten am 5. April 1943 gehörten Josef Müller, für einige Wochen auch die Frauen Maria Müller und Christine von Dohnanyi, die in die geheimsten Umsturzpläne des Widerstandes eingeweiht war. Im Mai 1944 konnte ihre Entlassung aus der Haft bewirkt werden. Das Verfahren von Dietrich Bonhoeffer hing vom Stand der Ermittlungen gegen seinen Schwager ab. Es gelang, die wahren Tatbestände durch geschickte Verschleierung und Abschirmung mit Hilfe von Freunden und der Familie bis

### **Eberhard Bethge berichtet:**

«Die Nachrichtenübermittlung von Gefängnis zu Gefängnis durch die engste Familie funktioniert beispielsweise durch eine bestimmte Markierung auf den Seiten der Bücher, die Bonhoeffer als Untersuchungsgefangener lesen darf. Bonhoeffer erbittet sich z.B. das Buch von Paul Kirn ‚Aus der Frühzeit des Nationalgefühls‘. Ist der Eigentümernamenname ‚D. Bonhoeffer‘ unterstrichen, so bedeutet dies: Der Band enthält eine Botschaft. Die Botschaft ist eingetragen, indem alle zwei Seiten – von hinten angefangen – ein einziger Buchstabe mit Bleistift leicht punktiert wird. Die so gekennzeichneten Buchstaben ergeben dann die Nachricht, auf die es zu einem bestimmten Zeitpunkt der Verhöre ankommt: «Keinerlei Verbindung mit...»

Stundenlang sitzt die Familie über dem Entziffern, damit die Botschaften in die Lehrter Strasse zu Donanyi oder zu Pereis und Sack, zu Delbrück und Canaris gehen können.»

Die Ermittlungen gegen Bonhoeffer zielten auf die bisherige Wehrverschöpfung, seine Freistellung für die Abwehr, dem «Unternehmen 7» und seinen Auslandsreisen. Die ursprüngliche Anklage auf Hoch- und Landesverrat konnte nicht aufrechterhalten werden. Im April 1944 wurde er von Dr. Karl Sack darüber informiert, dass so bald mit einem Prozessbeginn nicht zu rechnen sei, was bei Bonhoeffer eine produktive Schaffensperiode auslöste. Zwischen November 1943 und August 1944 erreichten Eberhard Bethge, der noch als Soldat in Italien war, ausnahmslos geschmuggelte Briefe im

Umfang von etwa 200 Seiten. Sie bildeten später den Grundstock für das Buch «Widerstand und Ergebung», das von Bethge nach dem Krieg herausgegeben wurde und ein weltweites Echo auslöste.

Ende Juni 1944 wurde Bonhoeffer sogar von seinem Onkel Paul von Hase, dem Stadtkommandanten von Berlin, im Gefängnis Tegel besucht. Nach dem Scheitern des 20. Juli wurde Paul von Hase am 8. August vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am selben Tag hingerichtet. Die Familie von Hase wurde im Hause Schleicher aufgenommen.

Erst im September 1944 wurde ernstlich belastendes Material gegen Dohnanyi, Oster und Bonhoeffer in einem Ausweichlager der Abwehr in Zossen gefunden. Anfang Oktober 1944 wollte Bonhoeffer noch mit Unterstützung des wachhabenden Unteroffiziers Knobloch aus dem Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Tegel fliehen, gab dieses Vorhaben jedoch auf, als sein Bruder Klaus Bonhoeffer am 1. Oktober 1944 verhaftet wurde. Zwei Tage später wurde sein Schwager Rüdiger Schleicher im Luftfahrtministerium verhaftet, auch Eberhard Bethge geriet in Haft.

Am 8. Oktober 1944 wurde Dietrich Bonhoeffer erneut beim Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 verhört. Am 7. Februar 1945 wurde Bonhoeffer in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Anfang April 1945 begann zusammen mit in sogenannter Sippenhaft befindlichen Mitgliedern von Familien des 20. Juli eine Odyssee durch Süddeutschland.

Am 5. April fiel bei einer Mittagsbesprechung bei Hitler die Entscheidung, die «Zossen-Gruppe» vor Kriegsende noch zu ermorden. Dietrich Bonhoeffer wurde von Schönberg in das Konzentrationslager Flossenbürg in der Oberpfalz geholt. Nach einem Standgerichtsverfahren am Abend des 8. April zum Tode verurteilt, wurde er am frühen Morgen des 9. April 1945 zusammen mit Canaris, Oster, Sack u.a. erhängt.

Sein Schwager Hans von Dohnanyi, dem es durch eine selbst beigebrachte Infektion mit Hilfe einer von seiner Frau eingeschmuggelten Speise zeitweise gelang, im Staatskrankenhaus der Polizei zu liegen, wurde im Konzentrationslager Sachsenhausen vermutlich am 9. April 1945 ermordet.

Klaus Bonhoeffer, Rüdiger Schleicher, Hans John, Friedrich Justus Pereis und Hans Kloss wurden am 2. Februar 1945 von Freisler zum Tode verurteilt. Bonhoeffer, Schleicher, John, Pereis und zwölf weitere Gefangene wurden noch in der Nacht zum 23. April 1945 von der SS aus dem Gefängnis Lehrter Strasse geholt und in zwei Gruppen in der Nähe der Invalidenstrasse erschossen. (Gedenkstein auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, Chausseestrasse 126, Grabanlage 49)

Paula und Karl Bonhoeffer überlebten gemeinsam mit der Tochter Ursula, Enkelkindern und Emmi Bonhoeffer das Ende des Krieges in der Marienburger Allee im Keller des Hauses Schleicher. Als die ersten sowjetischen Soldaten kamen, waren im Keller auch Justus Delbrück, der wenig später verschleppt wurde, das Ehepaar Steltzer und Eberhard Bethge. Justus Delbrück, Theodor Steltzer, Eberhard Bethge und andere Mitgefangene waren am 25.4.45 dem Gefängnis Lehrterstrasse entronnen und hatten den russisch-jüdischen Arzt Majnemer mitgebracht, der sie gegen Übergriffe von sowjetischen Soldaten schützte.

### **Das weitere Schicksal des Hauses Marienburger Allee 43:**

Ende März 1948 feierte die verbliebene Grossfamilie den 80. Geburtstag Karl Bonhoefers und die goldene Hochzeit der Eltern, die zwei Söhne und zwei Schwiegersöhne im Widerstand gegen den Nationalsozialismus verloren hatten. Nach dem Tode von Karl Bonhoeffer (Ende 1948) und von Paula Bonhoeffer (1951) erwarb die Kirche mit schwedischer Hilfe das Haus als Sitz des Studentenpfarrers – damals Eberhard Bethge – und der Studentengemeinde an den Charlottenburger Hochschulen. Heute befindet sich in dem Haus die Erinnerungs- und Begegnungsstätte «Bonhoeffer-Haus».

## Kirchenkampf in Charlottenburg

Der Kirchenkampf der Bekennenden Kirche in Charlottenburg war in besonderem Masse geprägt von den Auseinandersetzungen mit dem Reichsbischof Ludwig Müller und dem Evangelischen Oberkirchenrat in der Jebenstrasse. Weiter hatten die Ereignisse an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, in der der Präses der Bekennenden Kirche für Berlin Pfarrer Gerhard Jacobi wirkte, überregionale Bedeutung.

Darüber hinaus kam es teilweise zu heftigen kirchenpolitischen Kontroversen in den einzelnen Gemeinden. In den Gemeindekirchenräten dominierten nach den Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 die Deutschen Christen in der Regel mit einer dreiviertel Mehrheit. Die Bekenntnispfarrer hatten jedoch einen grossen Rückhalt in den Gemeinden und sammelten teilweise grosse Bekenntnisgemeinden um sich.

Mitglieder der Pfarrernotbundes in Charlottenburger Gemeinden  
(mit Datum des Beitritts:)

Luisen	– Pfarrer Klingenberg (15.12.1935)
Kaiser-	– Pfarrer Gerhard Jacobi (15.9.1933)
Wilhelm-	– Vikarin Elisabeth Zinn, 1938 verh. Bornkamm (September 1933)
Gedächtnis	– Vikar Gerhard Lohmann (27.2.1934) – Vikar Götz Grosch – Vikarin Annemarie Schilling, verh. Grosch (1.1.1944)
Trinitatis	– Pfarrer Luther (September 1933) – Pfarrer Becker (20.9.1933) – Pfarrer Pfordte (September 1933)
Epiphanien	– Pfarrer Nebel (12.11.1933) – Pfarrer Lic. F. A. Lichtenstein (September 1933) – Vikarin Elisabeth Grauer (Dezember 1933)
Lietzensee	– Pfarrer Siems (5.10.1933) – Pfarrer Schlemmer (24.12.1933)
Heerstrasse	– Pfarrer Gürtler (5.12.1933) – Vikarin Gertrud Frischmuth (April 1934)
Gustav-Adolf	– 1938 Pastor Arthur Rau

Weitere Mitglieder des Pfarrernotbundes, die in Charlottenburg wohnten:

- Pfarrer Beck (20.9.1933)
- Dr. Dietrich Bonhoeffer, Marienburger Allee 43
- Pfarrer Gerhard Fischer (September 1933)
- Pfarrer Gensichen (September 1933)
- Pastor Dr. Gordon, Kurfürstenstrasse 72
- Vikarin Irene Pauly, Gustloffstrasse 11
- Pfarrer Rocha (September 1933)
- Pfarrer Thieme, Heerstrasse 15, Lyckallee 19, von der Stadtmission (September 1933)
- Superintendent i.R. Ungnad, Stuttgarter Platz 7

Die Nationalsozialisten in den Gemeindevertretungen versuchten, die Bekenntnispfarrer zu disziplinieren, denunzierten sie bei den übergeordneten Behörden oder zeigten sie bei der Gestapo an. Pfarrer Jacobi wurde sogar tödlich angegriffen, später mehrmals verhaftet. Die Nationalsozialisten erreichten jedoch nicht ihr Ziel, Bekenntnispfarrer des

Amtes zu entheben. Das lag einmal darin, dass die Charlottenburger Pfarrer der Bekennenden Kirche sicher nicht so radikal waren wie die sogenannten «Dahlemiten» um Pfarrer Martin Niemöller. Zum anderen verhielten sich die übergeordneten Behörden, sei es der zuständige Superintendent (Kirchenkreisvorsitzender) Raack in Alt-Schöneberg, das Evangelische Konsistorium für die Mark Brandenburg in der Lindenstrasse in Kreuzberg und selbst der Evangelische Oberkirchenrat in heiklen disziplinatorischen Fragen zumeist abwartend. Sie versuchten, Konflikten aus dem Weg zu gehen, auszugleichen, wo es möglich war.

Beispielsweise beklagte sich der Gemeindegemeinderat der Luisenkirche am 20. Mai 1938 beim Konsistorium darüber, dass seine Eingaben im Gegensatz zu denen des Bekenntnis Pfarrers Klingenberg zu grossen Teilen ohne Antwort geblieben seien und legte eine penible Aufstellung aller Schreiben bei. Eine Ursache für das Hinhalten mag nicht zuletzt darin liegen, dass das NS-Regime nach dem Scheitern der Deutschen Christen, die Evangelische Kirche auf der Welle der vermeintlichen nationalen Erhebung handstreichartig zu übernehmen, gegen Ende 1933 sein Interesse an den innerkirchlichen Auseinandersetzungen zunehmend verlor.

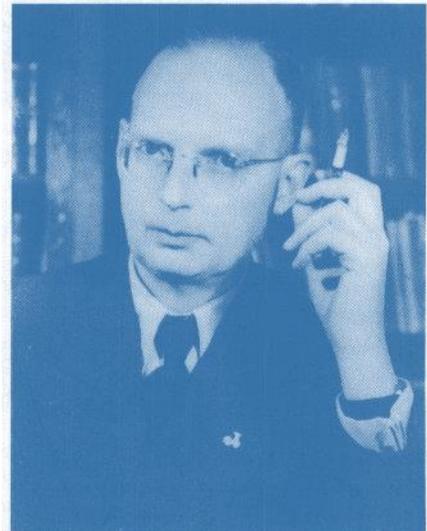
### Pfarrer Gerhard Jacobi

Gerhard Jacobi, geb. 1891 in Bremen, wirkte seit 1930 an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Er hatte als Pfarrer in Halle und Domprediger in Magdeburg Erfahrungen mit Grossstadtgemeinden sammeln können, die in sein 1929 veröffentlichtes «Tagebuch eines Grossstadtpfarrers» einflossen.

In den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen mit den «Deutschen Christen» war er einer der herausragenden Persönlichkeiten der Bekennenden Kirche als Mitglied des Reichsbruderrates, Vorsitzender des Berlin-Brandenburgischen, nach 1934 des Berliner Bruderrates sowie Präses der Bekennenden Kirche.

Bereits 1932 war Pfarrer Jacobi Mitarbeiter der von Hermann Schafft mit herausgegebenen Zeitschrift «Neuwerk. Ein Dienst am Werdenden». Der das Blatt tragende Kreis bekämpfte alle gesellschaftlichen, vor allem alle politischen Bindungen der Kirche, setzte sich für die völlige Trennung von Staat und Kirche ein und bemühte sich in besonderem Masse um die Arbeiterschaft.

Seit Mitte 1932 bildete sich ein Kreis um Pfarrer Jacobi (Foto), der sich die reformatorische Neubesinnung der Theologie und die Gestaltung des Neuaufbaus der Kirche zum Ziele setzte. Zu dieser Gruppe gehörten unter anderen Dietrich Bonhoeffer, von Rabenau, Martin Albertz, Hermann Sasse und W. Künneth. Dieser sogenannte «Jacobikreis» bestand überwiegend aus jüngeren Berliner und Brandenburger Pfarrern und traf sich regelmässig, jeden Montag um 17.30 Uhr, im Gemeindehaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in der Achenbachstrasse 18 (heute Lietzenburger Strasse 39).



## Die jungreformatatorische Bewegung

Aus diesem Kreis ging die jungreformatatorische Bewegung hervor, die sich am 9. Mai 1933 im Gemeindehaus in der Achenbachstrasse gründete und gegen den politischen Gleichschaltungsanspruch der Deutschen Christen auftrat. Sie fühlte sich allerdings nicht als politische Opposition sondern als rein kirchliche Erneuerungsbewegung. In ihren in zwölf «Grundsätze zur neuen Gestaltung der evangelischen Kirche» gegliederten «Aufruf zur Sammlung» vom 11. Mai 1933, einen Tag nach der Bücherverbrennung auf dem Opernplatz, betonten die Jungreformatoren im Unterschied zu den Deutschen Christen vor allem zwei Punkte: Erstens seien «alle Versuche, die Neuordnung der Kirche nach politischen, der Kirche fremden Gesichtspunkten vorzunehmen» abzulehnen: «Kirche muss Kirche bleiben, muss wieder Kirche werden, sonst stirbt sie.» Zweitens waren sie der Überzeugung, dass die Fragen von Rasse, Volk und Staat nur aus dem Evangelium heraus zu beantworten sei. Die Jungreformatoren lehnten folgerichtig die christlichen Grundsätzen widersprechende Rassenlehre ab und verurteilten die «Ausschliessung von Nichtariern aus der Kirche».

Hinter der Jungreformatatorischen Bewegung standen Vertreter der jüngeren kirchlichen und theologischen Generation, Gruppen und Vereinigungen wie die Berneuchener Bewegung und die Sydower Bruderschaft. Die Leitung hatte der Privatdozent Lie. W. Künneth aus Berlin-Dahlem. Weiter gehörten der Bewegung u.a. an: Pfarrer Gerhard Jacobi und Pfarrer Linck als Vertrauensleute für Berlin, in dieser Rolle ab Juni auch Martin Niemöller, Pastor Hanns Lilje, Generalsekretär des deutschchristlichen Studentenverbandes, die Pfarrer von Rabenau, Hans Assmussen, Otto Riethmüller, Georg Schultz, Dietrich Bonhoeffer, Walter Jeep, die Professoren Karl Heim, Karl Bernhard Ritter, Helmuth Schreiner, Wilhelm Stählin, Friedrich Brunstädt und Wilhelm Lütgert sowie als Vertrauensmann für Potsdam Superintendent Görnandt, Herausgeber der Zeitschrift «Junge Kirche».

Der Theologe Karl Barth hat die Jungreformatoren heftig kritisiert. In einem Beitrag für die «Theologische Existenz heute», abgeschlossen am 25.6.33, wirft er ihnen vor, «nicht in einem klaren und radikalen, nicht in einem ernst zu nehmenden kirchlich-theologischen Gegensatz» zu den Deutschen Christen zu stehen, die neben der Bibel als einziger Offenbarungsquelle auch das deutsche Volkstum, seine Geschichte und Gegenwart als zweite Offenbarungsquelle behaupteten.

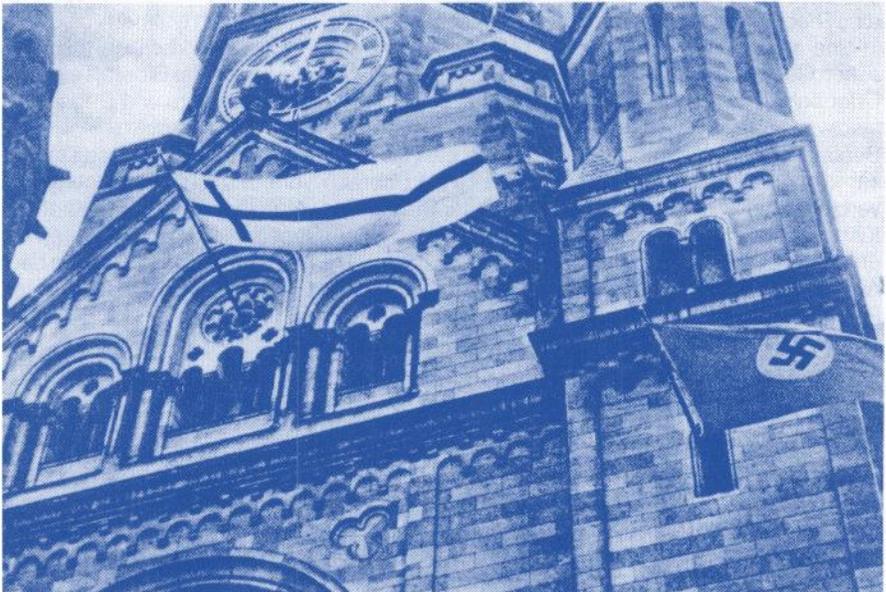
Besorgniserregend war für Barth jedoch die Haltung der evangelischen Kirche insgesamt gegenüber den Deutschen Christen. Er sprach vom «Ereignis einer geradezu verblendeten Widerspruchslosigkeit, in der Pfarrer und Gemeindeglieder und Kirchenführer, Theologieprofessoren und Theologiestudenten, Gebildete und Ungebildete, Alte und Junge, Liberale, Positive und Pietisten, Lutheraner und Reformierte in Scharen dem Ansturm dieser Bewegung erlegen sind, erlegen, wie man eben einer echten, rechten Psychose erliegt.»

### «Machtergreifung» der Deutschen Christen

Am 24. Juni 1933 trat Friedrich von Bodelschwingh, der am 27. Mai 1933 gegen den Widerstand der Nationalsozialisten zum Reichsbischof gewählte Leiter der Bethelschen Anstalten bei Bielefeld, wieder zurück. Bodelschwingh, der eher Seelsorger denn Kirchenpolitiker war, sah sich in seiner kurzen Amtszeit den heftigsten Angriffen und Intrigen der Deutschen Christen ausgesetzt, denen er nicht gewachsen war. Die Verlesung seines Grusswortes in den Gemeinden wurde teilweise verhindert, seine Pfingstpredigt im Gegensatz zu den Pfingstpredigten des Wehrkreis Pfarrers Ludwig Müller und des Reichsleiters der Deutschen Christen Hossenfelder nicht im Rundfunk übertragen sowie seine kirchenrechtliche Stellung überhaupt in Frage gestellt, da die neue Kirchenverfassung noch nicht in Kraft war. Am 17. Juni 1933 forderten die

Deutschen Christen auf einer grossen Protestkundgebung in Berlin unter Beteiligung von SA und HJ den Rücktritt des Reichsbischofs von Bodelschwingh. Zum Rückzug von Bodelschwingh hat nicht zuletzt der Umstand beigetragen, dass ihm durch den voreiligen Rücktritt des Präsidenten des Oberkirchenrates der Altpreuussischen Union D. Kapiert die Hände gebunden waren. Denn die Nationalsozialisten, die den preussischen Staat mit dem kommissarischen preussischen Ministerpräsidenten Hermann Göring an der Spitze beherrschten, hatten nun das Recht über die Nachfolge mitzubestimmen. Kultusminister Rust entliess den deutschnationalen Leiter der Kirchenabteilung und ernannte den ehemaligen Landgerichtsrat Jäger aus Wiesbaden zu dessen Nachfolger und zum «Staatskommissar» für sämtliche Landeskirchen Preussens. Jäger löste sofort alle gewählten Kirchenvertretungen in den preussischen Landeskirchen auf und beurlaubte trotz heftiger Proteste bei leitenden Staatsstellen fast den gesamten Evangelischen Oberkirchenrat und setzte dafür führenden Mitglieder der Deutschen Christen ein, wie Dr. Friedrich Werner als Präsident, Pfarrer Joachim Hossenfelder als Vizepräsident, die Pfarrer Dr. Friedrich Wienicke, Friedrich Peter und D. Albert Freitag von der Trinitatisgemeinde in Charlottenburg u.a. Weiter liess Jäger Staatskommissare für den Evangelischen Pressverband und das Kirchenbundamt einsetzen, deren Gebäude von der SA besetzt wurden. Staatskommissar im Ev. Pressverband wurde u.a. der Charlottenburger Stadtverordnete und Kirchenälteste von Trinitatis Max Grevemeyer.

Am 25. Juni 1933 protestierten die altpreuussischen Generalsuperintendenten gegen den staatsautoritären Eingriff in innerkirchliche Angelegenheiten und wandten sich besonders gegen den Vizepräsidenten Hossenfelder, den sie im höchsten geistlichen Amt der altpreuussischen Landeskirche die Anerkennung versagten. Am 2. Juli sollte darum in allen Gemeinden ein Buss- und Betgottesdienst stattfinden, um «die ganze Not unserer Kirche... vor das Angesicht des lebendigen Gottes» zu bringen. Dieser Aufruf sowie die allgemeinen kirchenpolitischen Zuspitzungen wurden auch im am 30. Juni tagenden Jacobi-Kreis erörtert.



Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit Kirchenfahne und Hakenkreuzfahne Juli 1933

Der Generalsuperintendenten der Kurmark, Otto Dibelius, wurde als vermuteter Verfasser beurlaubt. Die von Jäger vorgeladenen Generalsuperintendenten bekannten sich durch ihren Sprecher Karow, der danach ebenfalls beurlaubt wurde, zu ihrem Aufruf. Als Gegenmassnahme zu dem Buss- und Betttag wurde von dem nationalsozialistischem Staatskommissariat zynischerweise ein Dankgottesdienst für den 2. Juli angeordnet, bei dem ein Aufruf Hossenfelders verlesen werden sollte. Die Kirche solle aus ihrer Ordnungslosigkeit erlöst werden und man müsse dankbar sein, dass der Staat bei seinen ungeheuren Aufgaben auch noch die Last und Bürde der Neuordnung der Kirche übernommen habe.

In Berlin gab es am 2. Juli 1933 nur drei Fälle von Verstössen gegen diese Anordnung der DC-Behörde. Den Dankgottesdienst ablehnend verhielten sich Pfarrer von Rabenau von der Apostel-Paulus-Kirche in Schöneberg und Pfarrer Jacobi im Abendgottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, in der am Vormittag Hossenfelder gepredigt hatte. Pfarrer Otto Grossmann von der Steglitzer Markus-Gemeinde, der auch Kritik an der Rundfunkrede des Kultusministers Rust übte, wurde während des Gottesdienstes vorübergehend festgenommen und verhört. Die Festnahme Grossmanns durch die SA löste grosse Unruhe aus, die sich in einer Protestnote mit 106 Unterschriften niederschlug. Zum ersten Mal wurden Gemeinden durch Pfarrer Jacobi und die Dahlemer Pfarrer Müller, Röhricht und Niemöller zur Fürbitte aufgerufen.

### Widerspruch bei DC-Versammlung im Schillersaal

Die Deutschen Christen traten im Juni 1933 auch in Charlottenburg besonders aggressiv auf, um den Versuch der kirchlichen Gleichschaltung über Staatskommissare zu rechtfertigen. Die Versammlung der Deutschen Christen am 27. Juni 1933 im Schillersaal, Bismarckstrasse 110, die vom Kreisleiter der SA Schmiedchen geleitet wurde und an der 400-500 Menschen teilnahmen, diente offensichtlich in erster Linie diesem Zweck. Vikar Fritz Heinzl verfasste einen Bericht über diese Veranstaltung, der auch der Jungreformatorischen Bewegung zugespielt wurde.

Darin wird beschrieben, wie gegen den bereits zurückgetretenen Reichsbischof Bodelschwingh polemisiert wurde: «Bischof müsse ein Mann werden, der selbst im Feuer gestanden habe, und nicht einer, der nur mal hinten Pulverdampf gerochen habe. Bischof müsse einer sein, der mit dem gläubigen Kanzler in einer Richtung marschiere.» Zur Rechtfertigung der Politik der Staatskommissare wurde betont, dass die neuen Leute im Evangelischen Oberkirchenrat «in 4 Stunden mehr Arbeit geleistet hätten als der alte EOK in 3 Monaten»... «Jetzt endlich wehen auch in den heiligen Hallen des EOK die Fahnen der nationalen Revolution und es gehe ein freudiges Aufatmen durch alle Leute in diesem Gebäude».

Den polemischen Höhepunkt des Abends lieferte jedoch der Kreisleiter der Deutschen Christen und SA-Mann Johannes Schmiedchen. Dazu führt der Bericht von Heinzl einige Beispiele an:

«Nicht der Christus würde von ihnen anerkannt, der auch die linke Backe hinhält, wenn man ihn auf die rechte schlägt, sondern der ‚heldische‘ Christus, der einen Stein in sein Taschentuch band und den Tempel von Juden und Geldwechslern säuberte. Heute würde er wahrscheinlich eine Eisenbahnschiene nehmen und dazwischenhauen, um die Kirche zu säubern.»

‚Wenn Christus heute lebte, wäre er bestimmt SA-Mann.‘

‚Das Christusbild sei von der Kirche bisher ganz falsch gezeichnet worden. Mit diesem weichlichen Geschöpfe hätten sie nichts zu tun. Sie wollten vom Helden Christus in der Kirche hören.‘

Heinzl berichtet, wie bei diesen, die religiösen Gefühle verletzenden Äusserungen Teilnehmer den Saal verliessen und dass nach den Vorträgen kritische Fragen aus dem

Publikum an die Redner gestellt wurden: Warum man Pfarrer von Bodelschwingh nicht als Reichsbischof wolle, warum der Generalsuperintendent Otto Dibelius beurlaubt worden sei, ob Christus nicht auch Jude gewesen sei, ob der Wehrkreispfarrer Müller das Vaterunser mit eigenen Worten gebetet habe, wie die Redner zum Alten Testament stehen und dergl. Vikar Heinzel berichtet, dass die Vertreter der Deutschen Christen nicht in der Lage waren, auf die kritischen Bemerkungen einzugehen und weiter polemisierten.

## Kirchenwahlen

Am 14. Juli 1933 wurde die von den Vertretern der Landesregierungen einstimmig angenommene neue Verfassung der DEK durch Reichsgesetz bestätigt, das die Durchführung von Kirchenwahlen am 23. Juli 1933 für den Gesamtbereich der Evangelischen Kirche vorschrieb. Staatskommissar Jäger und seine Unterkommissare wurden zurückgezogen. Bei dem nun einsetzenden Kirchenwahlkampf wurden die Deutschen Christen materiell und propagandistisch von der NSDAP massiv unterstützt, während die Gruppe «Evangelium und Kirche», in die die anderen kirchlichen Richtungen zumeist aufgegangen waren, so extrem behindert wurde, dass von einer freien Abstimmung kaum die Rede sein konnte. Sicher nicht ohne propagandistische Auswirkung im Wahlkampf blieb auch das am 20. Juli 1933 zwischen der Regierung und dem Vatikan unterzeichnete Reichskonkordat.

Obwohl am Wahlerfolg der Deutschen Christen wenig Zweifel bestand (für alle Nationalsozialisten galt es als Pflicht, sich in die kirchlichen Wahllisten eintragen zu lassen), stürzten sich die Jungreformatoren dennoch unverzagt in den Wahlkampf. Am Abend des 17. Juli beschlagnahmte die Geheime Staatspolizei Wahllisten und gerade erarbeitete Flugblätter für die Liste «Evangelische Kirche» bei der Reichsleitung der Wahlkampagne dieser Gruppe in der Mirbachstrasse 24, Samaritergemeinde Friedrichshain. Den Deutschen Christen war es gelungen, ein gerichtliches Verbot gegen diesen auf Breitenwirkung zielenden Listennamen durchzusetzen. Dietrich Bonhoeffer und Pfarrer Jacobi begaben sich daraufhin am 18. Juli in das Hauptquartier der Gestapo. Der Vorschlag von Jacobi, die Liste «Evangelium und Kirche» zu nennen, wurde schliesslich gebilligt.

Pfarrer Jacobi verfasste ein Flugblatt zur Kirchenwahl, obwohl in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde aufgrund einer sogenannten «Vereinbarungs-(Einheits-) Liste» der Wahlgang durch die Gemeindeglieder entfiel. In dem Flugblatt arbeitete Jacobi den kirchlichen Unterschied zwischen den Listen «Evangelium und Kirche» und «Deutsche Christen» heraus. Er betonte vermutlich aus taktischen Gründen, dass es keine Differenzen auf politischem Gebiet oder in der Frage der Kirchenverfassung gäbe, sondern dass sie die Form des Auftretens und die Grundüberzeugung des Glaubens trenne:

«Die «Deutschen Christen» lieben Massenkundgebungen, Massenbewegungen, Kommandierungen zum Gottesdienst, Propaganda in der Form, wie sie der Staat ausüben kann und sogar ausüben muss.... Aber die Männer von «Evangelium und Kirche» fragen sich, ob diese Methoden nicht ausgesprochen unkirchlich sind.

Kaum verhüllt kritisierte Jacobi die Politik der nationalsozialistischen Staatskommissare in den vergangenen Wochen:

«Fremdlinge machen sich an ein unbekanntes Land heran, um es zu kolonisieren – statt erst einmal die Eigenart dieses Landes zu erforschen. Nach der Meinung der Richtung «Evangelium und Kirche» sollte nur der in der Kirche seine Stimme zur Geltung bringen, und damit an der Gestaltung der Kirche mitwirken dürfen, der von einem kirchlichen Anliegen getrieben wird, der am gottesdienstlichen Leben teilnimmt und in der Gemeinde innerlich und äusserlich mitarbeitet, d.h. durch Wort und Tat bezeugt, dass Christus sein Herr ist.»

Der «eigentliche» Unterschied lag für Pfarrer Jacobi damit auf dem Gebiet des Glaubens, und Monate vor ihrer skandalösen Sportpalastveranstaltung warnte er vor der Gefahr der Irrlehre bei den Deutschen Christen:  
«Nimmt man Volk und Blut als Grundlage der Religion, so hat man sich aus dem Bereich des Neuen Testaments entfernt und sich in die Nähe der heidnischen Religionen begeben, die sich auf dem Fundament von Volk und Blut aufbauen. ...die Richtung ‚Evangelium und Kirche‘ legt in entschlossener Einseitigkeit alles Schwergewicht darauf, dass eine solche Kirche entsteht, die allein aus der Vergebung heraus lebt und von daher die Kraft zu brüderlichem Zusammenleben und zu brüderlichem Helfen schöpft.»

Das Kirchenwahlergebnis vom 23. Juli 1933 brachte den Deutschen Christen dank der viel zu kurzfristigen Anberaumung der Wahl und der massiven Unterstützung und Manipulation durch die nationalsozialistische Führung fast überall grosse Mehrheiten. Die Deutschen Christen gingen unverzüglich daran, ihre vor allem in Preussen errungene Dreiviertelmehrheit – nur in der altpreussischen Kirchenprovinz Westfalen unterlagen sie – in den Synoden der altpreussischen Landeskirche kirchenpolitisch umzusetzen. In der von den Deutschen Christen majorisierten brandenburgischen Provinzialsynode am 24. August war Pfarrer Gerhard Jacobi Sprecher der Minderheitsfraktion «Evangelium und Kirche». Die von ihm vorgetragene Kritik am staatlichen Arierparagrafen wurde von den Deutschen Christen durch die Übernahme des «Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» auf die altpreussische Kirche rigoros niedergestimmt. Auch auf der preussischen Generalsynode am 5. September 1933, die als «braune Synode» in die Geschichte des Kirchenkampfes einging, stimmten die Vertreter der Deutschen Christen für den sogenannten Arierparagrafen. Nicht zuletzt aus diesem Grunde zog die Gruppe «Evangelium und Kirche» mit dem westfälischen Präses Koch an der Spitze, der am Reden gehindert worden war, aus der Generalsynode, die im preussischen Herrenhaus stattfand, aus.

## Die Gründung des Pfarrernotbundes

Inzwischen formierte sich jedoch die innerkirchliche Opposition gegen den Machtmissbrauch der Deutschen Christen. Die Jungreformatoren hatten sich zwar unmittelbar nach den Wahlen am 24. Juli während einer Zusammenkunft des Jakobikreises als Gruppe zurückgezogen, doch sie bildeten z.T. das bewegungsmässige Potential für die sich sammelnde Bekenntnisopposition. Dabei war der weiter regelmässig in der Achenbachstrasse 18 tagenden Jakobikreis ein wichtiger Kristallisationspunkt. Am 11. September 1933 kam es bei einer Zusammenkunft von ca. 80-100 Pfarrern im Gemeindehaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zur Gründung des «Pfarrernotbundes». Die Pfarrer Eugen Weschke, Günther Jacob und Herbert Goltzen aus der Niederlausitz unterbreiteten den von ihnen wochenlang vorbereiteten Vorschlag über die Bildung einer Notvereinigung evangelischer Pfarrer.

**Pfarrer Eugen Weschke** erinnert sich:

«Der Pfarrernotbund ist am 11. September 1933 in der Wohnung von Bruder Jacobi in der Achenbachstrasse von den Brüdern Jacob, Goltzen und von mir gegründet worden. Ich hielt ein kurzes Referat und gab die Begründung für die dringend notwendige Sammlung in möglichst weitem Ausmass. Etwa 60 Brüder unterschrieben an diesem Abend sofort die Notbundverpflichtungsformel, die Bruder Jacob (...) verfasst hatte. Bruder Niemöller nahm noch kurz das Wort. In der darauffolgenden Nacht ging die Verpflichtungsformel mit Hilfe des Pfarrbüros von Br. Niemöller in tausenden von Exemplaren hinaus.»

Der Aufruf, sich dem Pfarrernotbund anzuschliessen, hatte ein überraschendes Echo. Allein bis zur Nationalsynode in Wittenberg am 27. September 1933 waren bereits ca. 2'000 Pfarrer beigetreten. Als Pfarrer Friedrich von Bodelschwingh aus Bethel bei Bielefeld und Bischof August Maharens aus Hannover es ablehnten, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, erklärte sich Pfarrer Martin Niemöller bereit, die Führung zu übernehmen.

In einem Flugblatt und einer entsprechenden Eingabe «An die Nationalsynode» wurden die Unterschiede zu den Deutschen Christen hinsichtlich deren Machtanmassung, des Arierparagraphen und der Freien Verkündung des Wortes betont. Zu den Unterzeichnern, 22 Berliner Pfarrer und Theologen, gehörten Dietrich Bonhoeffer, Gerhard Jacobi und Martin Niemöller. Dietrich Bonhoeffer, Gertrud Staewen und Franz Hilbrandt brachten die Flugblätter nach Wittenberg und halfen mit, sie zu verteilen. Der Protest der Notbund-Pfarrer konnte die Wahl des Wehrkreispfarrers Ludwig Müller zum Reichsbischof zwar nicht verhindern. Aber überrascht von der plötzlichen innerkirchlichen Opposition wagte dieser es nicht, den Arierparagraphen zum Reichskirchengesetz zu erheben.

### **Kundgebung der Deutschen Christen im Sportpalast**

Am 13. November 1933 fand im Sportpalast eine sogenannte DC-Gautagung des Gaus Grossberlin statt, die von dem extremen Flügel der Deutschen Christen, den «Deutschkirchlern», bestimmt wurde. Der Hauptredner war der Berliner Gauobmann Studienassessor Dr. Reinhold Krause aus Pankow, geleitet wurde die Veranstaltung vom Charlottenburger DC-Kreisleiter Johannes Schmiedchen. Durch die Anwesenheit einer Reihe von DC-Kirchenführern erhielt die Veranstaltung einen offiziellen Charakter. Die Rede von Krause war eine ungeheuerliche Verhöhnung christlicher Werte, wie sie bis dahin vor einer breiten Öffentlichkeit nicht geäussert worden war.

Krause bezeichnete die Bibel als «eines der fragwürdigsten Bücher der Weltgeschichte», forderte die «Befreiung vom Alten Testament mit seiner jüdischen Lohnmoral», wollte die «offenbar entstellten und abergläubischen Berichte des Neuen Testaments entfernt» wissen, weiter müsse «ein grundsätzlicher Verzicht auf die ganze Sündenbock- und Minderwertigkeitstheologie des Rabbiners Paulus ausgesprochen» werden, schliesslich müssten heilige Stätten in Deutschland entstehen: «Unsere heiligen, blutgedüngten Stätten müssen uns mehr sein als ferne Stätten in Palästina...».

Diese Forderungen der deutschkirchlichen Kreise, die mit Christentum nichts mehr zu tun hatten, wurden danach auch noch in einer Entschliessung, die u.a. eine «deutsche Volkskirche ... mit... einer heldischen Jesusgestalt als Grundlage eines artgemässen Christentums» forderte, von den 20'000 Teilnehmern bei einem einzigen Widerspruch angenommen.

Der sogenannte Sportpalastskandal wurde zum Wendepunkt der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Er führte zum Konflikt und zur

Spaltung innerhalb der Glaubensbewegung Deutsche Christen und bedeutete den endgültigen Bruch mit der sich formierenden Bekennenden Kirche.

Bereits am Nachmittag des 14. November 1933 wurden die Pfarrer Jacobi, sowie Wilhelm und Martin Niemöller beim Reichsbischof Müller im Gebäude des Evangelischen Oberkirchenrates, Jebensstrasse 3, vorstellig. Jacobi sprach anfänglich allein mit Müller, berichtete von der skandalösen Versammlung im Sportpalast, forderte Müller auf, sich von den Deutschen Christen zu trennen und kündigte den Bruch an:

«Es geht jetzt aber um Sein oder Nichtsein der Kirche. Ich bin kein Diplomat und sage darum offen, es kommt morgen zur Kirchenspaltung, wenn nichts geschieht. 3'000 Pfarrer stehen geschlossen hinter uns, und weitere 2'000 schliessen sich unbedingt an. Ich sage Ihnen in voller Deutlichkeit, Bodelschwingh, Marahrens und andere treffen heute Abend in Berlin ein. Es ist Ihre Stunde, Herr Reichsbischof. Heute entscheidet es sich, wohin sie gehören.»

Müller lavierte in der Verhandlung, zu der dann die Brüder Niemöller hinzugezogen wurden, bis zur Standpunktlosigkeit. Am nächsten Tag distanzierte er sich zwar von der Sportpalastkundgebung, und Dr. Krause wurde von seinen kirchlichen Funktionen entbunden und darüber hinaus als DC-Gauobmanns von Berlin abgelöst. Der Bruch mit den Notbundpfarrern war jedoch nicht mehr aufzuhalten, am 19. November verlasen sie (Pfarrer Jacobi in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche) eine Erklärung, in der u.a. die Trennung des Reichsbischofs von den Deutschen Christen, die Aufhebung jeder Verpflichtung, die über Bibel und Bekenntnis hinausgeht und die volle Freiheit der Verkündigung gefordert wurde.

### **Protest gegen die Gleichschaltung des Evangelischen Jugendwerks**

Als Reichsbischof Ludwig Müller im Dezember 1933 die Eingliederung des Evangelischen Jugendwerks in die Hitlerjugend vorantrieb, erhob sich dagegen heftiger Protest. In einer Reihe von Briefen und Telegrammen an den Evangelischen Oberkirchenrat wurde tiefste Besorgnis über den angestrebten Zusammenschluss zum Ausdruck gebracht. In Charlottenburg gab es vor allem in der Epiphaniengemeinde (S. 163) Widerstand gegen die Gleichschaltung.

Auf einer am 23.12.1933 in Charlottenburg abgestempelten, anonymen Postkarte an den Reichsbischof Müller heisst es unmissverständlich:

«Der Zusammenschluss mit der Hitlerjugend ist Verrat am Evangelium durch den Reichsbischof. Jugendführung durch den gottlosen Führer Baldur von Schirach ist untragbar. Beschwichtigungsversuche zeugen von einem schlechten Gewissen.»

### **Berliner Bruderrat der Bekennenden Kirche**

Die zentrale Berliner Geschäftsstelle der Bekennenden Kirche war kurze Zeit bei Bruderratsvorsitzenden Pfarrer Jacobi im Gemeindehaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Achenbachstrasse 18. Anfang 1934 zog das Büro gegenüber in das Haus Achenbachstrasse 3, in die Wohnung der Gemeindehelferin von Jacobi, Frau Käthe Baltzer. Hier fanden wichtige Sitzungen statt, von hier aus wurden BK-Materialien, wie Kanzelabkündigungen und Fürbittlisten, verteilt und das Prüfungswesen der Bekennenden Kirche organisiert. Zur Unterstützung der Arbeit wurde 1937 der Vikar Martin Arndt als Prädikant an das BK-Büro überwiesen. Weitere Mitstreiterinnen waren u.a. die Gemeindehelferin Charlotte Oertel, Achenbachstrasse 9, und die Lehrvikarin Annemarie Schilling (verh. Grosch), die im April 1939 Pfarrer Jacobi zugeordnet wurde.

Frau Balzer, die während des Kirchenkampfes zweimal inhaftiert war, berichtete, dass alles sehr schnell und im Verborgenen geschehen musste, da die Gestapo oft im Büro auftauchte. Am 10. Oktober 1936 beschlagnahmten beispielsweise zwei Gestapobeamte einen bereits seit Wochen versiegelten Abzugs-Apparat, der für Verbreitung von Nachrichten eigentlich unverzichtbar war.

Unterlagen, die das Interesse der Gestapo hätten wecken können, wurden bei dem vertrauenswürdigen Buchhändler Streisand in der nahegelegenen Eislebener Strasse 4 und bei einem Schuster versteckt. Einmal sei die Gestapo sogar während einer verbotenen Prüfung erschienen. Da die grosse Wohnung jedoch Aufgänge nach vorn und hinten zum Gartenhaus hatte, habe man in solchen Fällen entweichen können.

## Illegale Ausbildung des kirchlichen Nachwuchses

Das noch im Herbst 1934 eingerichtete Prüfungsamt der Bekennenden Kirche blieb auch nach organisatorischer Trennung der Bekenntnisgemeinschaften Berlin und Brandenburg eine wichtige gemeinsame Klammer. Kurz vor Weihnachten 1934 konnte bereits das Erste Examen in der Geschäftsstelle des Berliner Bruderrates in der Achenbachstrasse 3 abgehalten werden. Anfang 1935 traten die ersten zehn geprüften Kandidaten ihr Lehrvikariat in Bekenntnisgemeinden an. Deren finanzielle Unterstützung musste die Bekennende Kirche aufbringen. Schon 1934 waren gegen den Protest der Deutschen Christen und der von ihnen beherrschten Kirchenleitung die ersten Ordinationen in Gottesdiensten von Bekenntnisgemeinden vom Bruderrat vollzogen worden.

In einer Anordnung des Bruderrates der BK Berlin-Brandenburg vom 23. Juli 1935 wird folgende Aufgabenverteilung vorgesehen:

Die Studenten empfangen ihre rote Karte, die sie als Mitglied der Bekenntnisgemeinde ausweist, im Büro in der Achenbachstrasse 3, wo auch sämtliche Studenten in einer Kartei geführt werden. Die geistliche Betreuung der Studenten oblag Pfarrer Hitzigrath (Moabit), und für die theologischen Prüfungen war Superintendent Lie. Martin Albertz (Spandau) verantwortlich. Pfarrer Fischer wurde mit der Studentenseelsorge beauftragt. Das Prüfungsamt spielte unter der Leitung von Superintendent Martin Albertz eine zunehmend wichtige Rolle. Im Rundbrief Nr. 20 vom Mai 1936 unterstanden ihm 222 Kandidaten und Kandidatinnen (im BK-Rundbrief von 1936 wurde schon nach Geschlechtern differenziert geschrieben!) von der Meldung zur ersten Prüfung bis zum Abschluss des Hilfsdienstjahres. Bei der Bildung der staatlichen Prüfungsämter der Kirchengemeinschaften 1936, die zur Befriedung der Bekennenden Kirche geschaffen wurden, liessen sich nur 4 Kandidaten von den Ausschüssen prüfen.

Nachdem der Bekennenden Kirche mehrfach mit wenig Erfolg immer wieder untersagt worden war, Lehrstätten einzurichten und Prüfungen in eigener Regie durchzuführen, erliess Heinrich Himmler am 29. August 1937 ein entsprechendes polizeiliches Verbot. Trotz dieses Verbots setzte die Bekennende Kirche in Berlin bis zum Jahre 1941 ihre Ausbildungs- und Prüfungstätigkeit illegal fort.

## Der Prüfungsprozess

Am 1. Mai 1941 wird die Pfarrgehilfin von Superintendent Martin Albertz, Margarete Michels, die als Halbjüdin aus ihrem Fürsorgeberuf entlassen worden war, von der Gestapo festgenommen. Sie verweigert vergeblich die Angaben über die Prüfungsakten. Am 6. Mai wird Martin Albertz selbst verhaftet und es folgen weitere Verhaftungen. In derzeit vom 10.-22. Dezember 1941 fand im sogenannten «Prüfungsprozess» die Hauptverhandlung gegen 23 Männer und Frauen der Bekennenden Kirche vor dem Sondergericht I beim Landgericht Berlin im Kriminalgericht Moabit statt. Sie wurden wegen Vergehens gegen § 4 der Verordnung zum Schutz von Volk und Staat und § 2 des Heimtückegesetzes angeklagt.

Die Urteile fielen überraschend milde aus. Der Hauptangeklagte Superintendent Martin Albertz wurde zu einer Haftstrafe von 1½ Jahren verurteilt.

Die anderen Urteile: Professor Günther Dehn 1 Jahr, Pfarrer Hans Asmussen 7 Monate, Pfarrer Günther Harder 7 Monate, Pfarrer Heinrich Vogel 7 Monate, Pfarrer Wilhelm Niesel 6 Monate, Pfarrer Hans Lokies 5 Monate, Pfarrer Hans Böhm 4 Monate, Vikarin Elisabeth Grauer 4 Monate, Jugendpflegerin Barbara Thiele 4 Monate, Arbeiterin Frieda Arnheim 4 Monate, Pfarrgehilfin Margarete Michels 2 Monate.

Die übrigen Angeklagten wurden mit Geldstrafen belegt und der Oberamtsanwalt Hermann Lossau sowie die Pfarrer Willy Praetorius und Gerhard Jacobi wurden freigesprochen. Pfarrer Jacobi hatte Glück, ihm war die Teilnahme an Prüfungen selbst nicht nachzuweisen und galt in der Urteilsbegründung nur als «Mitunterzeichner von Zeugnissen».

## Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche

Der Gedächtniskirchengemeinde, der ersten Tochtergründung der Charlottenburger Luisengemeinde, kam schnell durch die Protektion der Hohenzollern und ihre besondere Citylage überregionale Bedeutung zu. Als «Dom des Westens» stand die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (KWG) im Brennpunkt der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen in Berlin. An ihr wirkte seit 1930 auf der 4. Pfarrstelle Gerhard Jacobi, ein engagierter Vorkämpfer der Bekennenden Kirche, Mitglied des Reichsbruderrates und Präses der Bekennenden Kirche von Berlin. Zu seinem Gegenspieler an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wurde der erste geschäftsführende Pfarrer Hauk, leitendes Mitglied der «Glaubensbewegung Deutsche Christen». Die zweite und dritte Pfarrstelle waren über Jahre vakant.

Über eine gemeinsame Liste von «Deutsche Christen» und «Evangelium und Kirche» bei den Kirchenwahlen am 23. Juli 1933 bekamen die Deutschen Christen dreiviertel der Sitze im Gemeindegemeinderat der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Wie bei den Kirchenwahlen im November 1932 versuchte man auf diese Weise eine Konfrontation in der Gemeinde zu vermeiden.

Dennoch war nach der Kirchenwahl die Konstellation für zukünftige Konflikte vorgegeben, in denen Pfarrer Jacobi sich einer erdrückenden DC-Mehrheit in seiner eigenen Gemeinde erwehren musste, für die «jeder evangelische Volksgenosse deutscher Christ» zu sein hatte. «Wir tragen das Hakenkreuz auf der Brust und das Christuskreuz in der Brust», tönnte am 28. August 1933 der Kreisleiter der Deutschen Christen im Namen der Gemeindegruppe an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in einem Rundschreiben. Nachdem zur Jahreswende 1933 / 34 durch das zunehmende Desinteresse der nationalsozialistischen Führung an den innerkirchlichen Auseinandersetzungen und die sich formierende Opposition im Pfarrernotbund offensichtlich geworden war, dass den Deutschen Christen mit ihrer Eroberung der Kirche der durchschlagende Erfolg versagt blieb, wurden die Angriffe gegen die Opposition von dieser Seite rabiat. An Niemöllers Pfarrhaus in Dahlem explodierte eine Bombe. Pfarrer Jacobi erhielt am 22. Januar 1934 einen Drohbrief von einem Kirchenältesten der Deutschen Christen seiner Gemeinde, in dem ihm vorgeworfen wurde, gegen den Arierparagraphen und den Nationalsozialismus verdeckt gesprochen zu haben:

«Ich bemerke, sollte wieder nichts unternommen werden, so werden wir als evangelische Nationalsozialisten ein Exempel statuieren.» Zwei Tage später, am 24. Januar 1934 nachmittags gegen 17 Uhr, wurde Pfarrer Jacobi in seiner Wohnung im Gemeindehaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Achenbachstrasse 18, von 6 jungen Männern, vermutlich SA, überfallen und mit Schlagriemen blutig geschlagen.

Nach diesem Vorfall soll Pfarrer Jacobi am darauffolgenden Sonntag mit verbundenem Kopf zur Predigt in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche erschienen sein. Pastorin Annemarie Grosch berichtet, dass Heinrich Kesen und ihr zukünftiger Mann, Vikar Götz Grosch, danach an der Kanzel Wache standen, wenn Jacobi predigte.

**Frau Irma Wege** erinnert sich an einen Besuch bei Jacobi in der Achenbach-Strasse 18:

«Er hat mich herausgebracht, ich wollte gehen, und da sagte Pfarrer Jacobi auf einen Koffer zeigend zu mir, ‚Dieser Koffer, der dort steht, der ist immer gepackt fürs Gefängnis.‘»

Pfarrer Jacobi liess sich nicht einschüchtern und kritisierte unerschrocken im Frühjahr 1934 die Aufstellung von Hitlerbildern in einigen evangelischen Kirchen. Diese Mitteilung wurde von der ausländischen Presse aufgegriffen, wobei die sogenannte Reichskirchenregierung sofort kirchenamtlich dementierte. Aufgrund dieses Vorfalls wurden gegen Pfarrer Jacobi in einem anonymen Schreiben an die Reichskirchenregierung massive Drohungen ausgesprochen.

Am 28. April 1934 wurde vom Evangelischen Konsistorium der Mark Brandenburg ein Disziplinarverfahren gegen Pfarrer Jacobi u.a. eröffnet wegen « öffentlicher Aufreizung zum Ungehorsam gegen die Kirchenregierung durch Unterzeichnung und flugblattmässige Verbreitung der ‚Antwort auf die Botschaft des Reichsbischofs zum kirchlichen Frieden vom 13. April 1934‘».

Vom Gemeindekirchenrat der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde wurde dem Reichsbischof am 20. August 1934 ein Protesttelegramm gegen den Bruderrat, dem Pfarrer Jacobi angehörte, zugesandt:

«Der Gemeindekirchenrat Deutsche Christen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche Berlin erfährt mit Entrüstung vom Aufruf des Bruderrats der Bekenntnissynode vom 12. August, der Gehorsam gegen Kirchenregiment als Ungehorsam gegen Gott bezeichnet. Er erwartet im Interesse kirchlichen Friedens wie der Staatsautorität tatkräftiges Einschreiten.»

Versuche des Evangelischen Konsistoriums der Mark Brandenburg, Pfarrer Jacobi wegen seiner Gottesdienste zu disziplinieren, scheiterten. Er liess am 31. Oktober 1934 über den Anwalt Dr. Horst Holstein mitteilen, dass er nicht gewillt sei, solchen Vorladungen Folge zu leisten, da er deren Rechtmässigkeit in Frage stelle. Im Übrigen lasse er sich nicht von einem Angehörigen der Deutschen Christen vernehmen.

Pfarrer Jacobi spielte trotz aller Anfeindungen auch weiter eine bedeutende Rolle beim Aufbau der Bekennenden Kirche auf den Synoden von Barmen (29.-31. Mai 1934) und Dahlem (19. / 20. Oktober 1934). Zu einer Vorbesprechung für die 2. BK-Synode trafen sich die leitenden Synodalen am 18. Oktober abends im «Landwehr-Kasino», Jebensstrasse 2, einem beliebten Treffpunkt neben dem Evangelischen Oberkirchenrat.

Auf den beiden Synoden wurde der theologische Bruch mit den Deutschen Christen endgültig vollzogen, eine eigene Organisationsform gebildet und die Rechtmässigkeit der herrschenden Kirchenbehörden in Frage gestellt. In grossen Bekenntnisgottesdiensten wurden die «Barmer Thesen» verkündet, so auch durch Pfarrer Jacobi in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

## **Gewalt gegen die Verbreitung von BK-Flugschriften**

Der Versuch, die Ergebnisse von Barmen und Dahlem schriftlich zu verbreiten, stiess auf Gegenwehr. Eine von von Pastor von Bodelschwingh u.a. unterzeichnete Flugschrift mit der Rücktrittforderung an den Reichsbischof Müller wurde in einer Auflage von 20'000 Exemplaren nach Berlin in die Geschäftsstelle von Pfarrer Jacobi, Achenbachstrasse 18, gebracht. Dort kam es am Sonntag, den 11. November 1934, gegen 9 Uhr vormittags zu Tätlichkeiten, die als «Schlacht in der Achenbachstrasse» in die Chronik des Berliner Kirchenkampfes einging.

Pfarrer Kurtz (Zwölf-Apostelkirche) in seinem Bericht an den Bruderrat der Bekenntnissynode Berlin-Brandenburg:

«Im Auftrage der Bekenntnissynode Berlin-Brandenburg hatte ich es übernommen, Mitteilungsblätter ‚Die Deutsche Evangelische Kirche in geschlossener Einheit‘ ordnungsgemäss an die Bekenntnisgemeinden zur Verteilung zu bringen. Zu diesem Zweck waren die einzelnen Bekenntnispfarrer aufgefordert worden, Boten mit Ausweis zum Bahnhof Zoologischer Garten zu schicken, damit sie von dort zur Wohnung des Pfarrers Jacobi, Achenbachstrasse 18, geführt werden konnten, um dort in der Wohnung des Pfarrers die Mitteilungsblätter in Empfang zu nehmen.

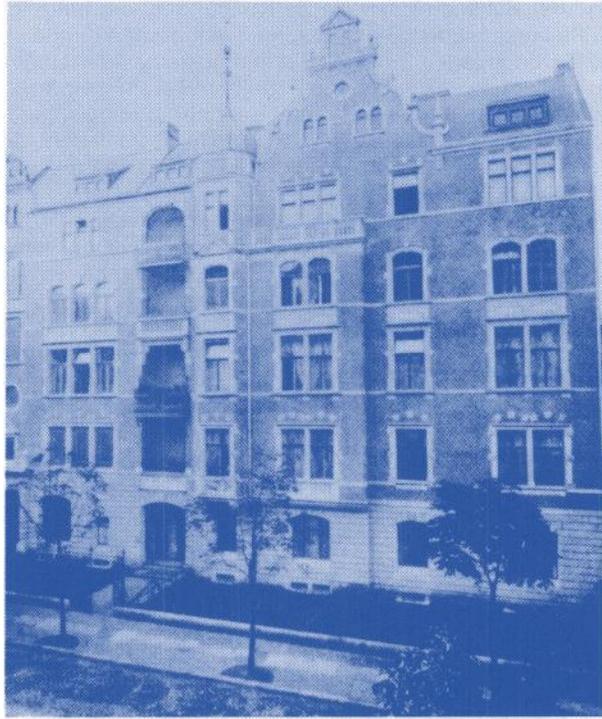
Als etwa fünf Boten auf Grund ihres gestempelten Ausweises ihre Mitteilungsblätter empfangen hatten und das Haus verlassen wollten, fanden sie die Haustür unten besetzt und zwar von einem Amtswalter in Uniform mit goldenen Spiegeln und umgeschnalltem Revolver, sowie von drei Männern mit Abzeichen, so dass die Boten das Haus nicht verlassen konnten. Ich begab mich daraufhin zur Haustür hinunter und wurde an der Gartenpforte gestellt. Auch mir wurde das Verlassen des Hauses verwehrt. Ich erkundigte mich nach dem Grund und erhielt zur Antwort: «Niemand dürfe das Haus verlassen, bevor nicht die Geh. Staatspolizei zur Stelle sei».

Ich verlangte daraufhin von den Männern den Ausweis eines amtlichen Auftrages, wurde aber mit barschen und groben Worten zurückgewiesen. Inzwischen waren einige Boten hinzugekommen, darunter Pfarrer Senger von der Galiläa-Gemeinde, sowie die Pfarrgehilfin, Pg. Fräulein Schütt. In diesem Augenblick gingen die Angreifer ohne jeden Grund zu Tätlichkeiten über.

Pfarrer Senger erhielt mehrere Faustschläge gegen Schulter und Brust. Der kfm. Angestellte Schubring, Sohn des Pfarrers Schubring, von St. Marien, wurde brutal zu Boden geschleudert. Die Pfarrgehilfin Schütt, die schon vorher einige Stösse erhalten hatte, wurde von einem der Männer roh gegen das eiserne Gitter gedrängt und grob misshandelt. Sie versuchte sich freizumachen, wurde aber von dem Angreifer von hinten gepackt, dabei versuchte er ihr das Parteiabzeichen abzureissen. Jetzt rief Pfarrer Senger laut über die Strasse: ‚Überfall-Kommando!‘ – Daraufhin stürzten zwei Angreifer hinter Pfarrer Senger her, als dritter auch der uniformierte Amtswalter, der bei dem wilden Lauf sofort den Revolver zog, auf Pfarrer Senger anlegte und ausrief: ‚Steh oder ich schiess dich nieder!‘ – Nur dadurch, dass der SA-Mann, Pfarrer Drüsedau (Mitglied des Pfarrernotbundes seit September 1933, d. Verf.), schützend dazwischen sprang und dem Amtswalter zurief: «Kamerad mach keinen Unsinn» – wurde Schlimmeres verhütet. Glücklicherweise traf in diesem Augenblick das inzwischen alarmierte Überfallkommando an dem Tatort ein. Selbst in Gegenwart der Polizeibeamten schlug einer der Männer Pfarrer Kurtz dreimal nacheinander.»

Angreifer und Opfer wurden im Polizeiwagen zum Polizeirevier, Schaperstrasse 156, gebracht und nach kurzer Vernehmung entlassen. Die Namen der Täter wurden den Betroffenen von der Polizei nicht mitgeteilt.

Am Sonntag, dem 9. Dezember 1934, nahm Pfarrer Jacobi während des Abendgottesdienstes in der Gedächtniskirche die Ordination von sechs Kandidaten der Theologie für das Pfarramt der Bekennenden Kirche vor, an der etwa 20 weitere Geistliche im Talar teilnahmen. Die Deutschen Christen werfen ihm prompt «Ungesetzlichkeit» vor und der



Gemeindehaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und Wohnung von Pfarrer Gerhard Jacobi, Achenbachstrasse 18

Charlottenburger Superintendent Raack untersagte ihm ein solches Vorgehen für die Zukunft, woran sich Jacobi allerdings nicht hielt. Unter Pfarrer Jacobi als Präses der Bekennenden Kirche erhielten bis Ende 1937 102 Kandidaten ihre kirchliche Weihe. Am 5. Februar 1935 beschloss der von den Deutschen Christen majorisierte Gemeindegemeinderat unter dem Vorsitz des geschäftsführenden Pfarrers Hauk mit 10 gegen 5 Stimmen, ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Amtsenthebung gegen Pfarrer Jacobi «wegen seiner gegen die legale Kirchenregierung in Wort und Tat geäußerten Propaganda, die geeignet ist, das kirchliche Leben der deutschen Volksgemeinschaft zu zerstören.»

Im der vom Pfarrer Hauk unterschriebenen Begründung an das Konsistorium vom 7. Februar wurden weiter die «Wühlereien der sogenannten Bekenntnisgemeinde» kritisiert, «der selbstherrliche und unausrottbare Individualismus evangelischer Pastoren» angeprangert und Pfarrer Jacobis bisherige Tätigkeit für die Bekennende Kirche «als kirchlicher Hochverrat» gebrandmarkt.

Die Bekenntnisgruppe im Gemeindegemeinderat der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche protestierte in einem Brief vom 16. März an das Konsistorium gegen das Misstrauensvotum und das Disziplinarverfahren, der von dem Sprecher des Bruderrates, Direktor Karl Stähler, sowie den Mitgliedern Hermann Mütze, Frieda von Schröder und Elisabeth Liphardt unterschrieben wurde.

Man wandte sich in dem Schreiben auch gegen den Entzug des Kindergottesdienstes für Pfarrer Jacobi und wies auf den starken Rückhalt hin, den Pfarrer Jacobi in der Gemeinde habe, das bewiesen die Besucherzahlen bei seinen Gottesdiensten.

Am 10. April 1935 wandte sich Karl Stähler im Namen des Bruderrates der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde erneut an das Konsistorium. Pfarrer Jacobi sei zusätzlich von den Passions- und Karfreitagsgottesdiensten ausgeschaltet worden und der Bruderrat erwarte ein «sofortiges Eingreifen gegen die dauernden Gewaltmassnahmen des Gemeinde-Kirchenrats».

Für rund 700 Gläubige, bei 32'000 Gemeinemitgliedern, wurden «rote Karten» der Bekenntnisgemeinde ausgegeben (laut einem Fragebogen für die Visitation der BK in den Gemeindebruderräten). Sprecher der Bekenntnisgemeinde war der Kirchenälteste Karl Stähler, Augsburger Strasse 29, als Kassierer fungierte Hermann Mütze, Kantstrasse 154a. Neben den Gottesdiensten von Pfarrer Jacobi und seinen Vertrauten waren über 20 Hausbibelkreise wichtige Kristallisationspunkte der Bekenntnisgemeinde.

In der übergeordneten Kirchenbehörde gab es offensichtlich unterschiedliche Auffassungen in der Handhabung des «Falles Jacobi». Während der Oberkonsistorialrat Freitag für den Präsidenten des Oberkirchenrates von der Eröffnung eines Disziplinarverfahrens Abstand nahm, versuchte man im Konsistorium das Disziplinarverfahren energisch voranzutreiben.

Ungeachtet dessen betonte Pfarrer Jacobi am 27. Juni 1935 seine rechtliche Stellung als Präses der Bekenntnissynode Berlin-Brandenburg gegenüber dem Evangelischen Konsistorium der Mark Brandenburg:

«Die Bekenntnispfarrer müssen es ablehnen, von einer Behörde über Rechts- und Pflichtwidrigkeit belehrt zu werden, die in den letzten 2 Jahren durch eine Fülle von gerichtsnotorischen Rechtswidrigkeiten und Pflichtwidrigkeiten das Recht dazu verwirkt hat.» Im Übrigen, der eigentliche Anlass des Briefes war das Problem der Erteilung von Urlaubsgesuchen, wies er unmissverständlich darauf hin, «dass für die Pfarrer der Bekennenden Kirche der Weg über den Bekenntnissuperintendenten und den Bruderrat der Bekenntnissynode der für sie vorgeschriebene Dienstweg ist.»

Nun begannen die Deutschen Christen auch über die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde hinaus ein Kesseltreiben gegen Pfarrer Jacobi. Dazu trug die Mitteilung des sogenannten «Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern» an den Reichsbischof Müller vom 4. Mai 1934 bei, die inzwischen bekannt geworden war, nach der Pfarrer Jacobi einen jüdischen Grossvater mütterlicherseits habe und somit «nichtarischer Herkunft» sei, woraus Jacobi selbst keinen Hehl machte. Folgerichtig protestierte die Fraktion der Deutschen Christen der Heilandskirchengemeinde (Moabit) beim Konsistorium gegen das Auftreten von Jacobi am 8. September 1935 im Abendgottesdienst der dortigen Bekenntnisgemeinde: «Wir wollen keinen gemeindefremden jüdischen Pfarrer in unserer Deutschen Evangelischen Kirche sehen!»

Den nächste Konfliktstoff an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde lieferte die Kollektenfrage im September 1935. Wie die anderen Bekenntnispfarrer überwies auch Pfarrer Jacobi die Kollekten aus seinen Gottesdiensten an Pfarrer Wiese, Gethsemanestrasse 9, der für die Finanzen der Bekennenden Kirche in Berlin verantwortlich war. Der Gemeindekirchenrat machte dem Superintendenten sofort Mitteilung. Die Einnahme der Kollekten war übrigens für die Bekennende Kirche durchaus eine Existenzfrage, mussten die Verbreitung ihrer Verlautbarungen und vor allem die Unterstützung gemassregelter Amtsträger und ihrer Familien finanziert werden.

## Die Stoeckerfeier am 11. Dezember 1935

Beim Konflikt um das Auftreten von Pfarrer Jacobi auf der Feier der Berliner Stadtmission zum 100jährigen Geburtstag des Hofpredigers Adolf Stoecker am 11. Dezember 1935 spitzte sich die Angelegenheit dramatisch zu. In seiner Ansprache im Stoeckersaal der Stadtmission, Am Johannistisch, hatte Jacobi u.a. vor 700 bis 800 geladenen Gästen ausgeführt:

«Ich bin überzeugt, dass Stoecker in dem kirchlichen Kampf nicht neutral sein würde. Es ist mir auch selbstverständlich, dass er nicht bei den Deutschen Christen stehen würde. Ich bin der Überzeugung, dass er in den Reihen der bekennenden Kirche stehen würde...» und «heute, am 11. Dezember, auch nicht mehr im Reichskirchenausschuss verbleiben würde.» Daraufhin kam es zum Eklat. Die letzte Bemerkung war gegen den Präsidenten Koopmann als Vertreter des Reichskirchenausschusses gemünzt, der seinerseits Stoecker für sich reklamiert hatte. Koopmann verliess zusammen mit etwa 20 Gästen unter Protest den Saal und die Feier endete in völliger Verwirrung.

Die gleichgeschaltete Presse vermengte in einer sofort einsetzenden Kampagne die Kritik an der Bekennenden Kirche mit übelstem Antisemitismus gegen Pfarrer Jacobi. «Jüdisches Blut im Priesterkleid» lautete die Schlagzeile im nationalsozialistischen Hetzblatt «Der Stürmer». Pfarrer Jacobi versandte, um Sachlichkeit bemüht, den Wortlaut seiner Rede u.a. an seine Bekenntnisgemeinde und an die Bekenntnispfarrer Berlins. Ausserdem wurde ein Artikel über den Vorfall bei der Stoeckerfeier in der «Times» vom 30. Dezember 1935 übersetzt und als Flugblatt verbreitet. Pfarrer Jacobi war erneut akut gefährdet. Reichskirchenminister Kerrl drohte mit «Schutzhaftmassnahmen» gegen Jacobi, falls der Reichskirchenausschuss ihn nicht entlasse oder beurlaube. Vermutlich mindestens ein Mitglied des Ausschusses verweigerte jedoch die Unterschrift, so dass der Oberkirchenrat auf Antrag des Konsistoriums die zweifellos unrechtmässige Beurlaubung aussprach. Über die Feiertage hielt die Gestapo Jacobi unter Hausarrest.

Von einem deutschchristlichen Kirchenältesten der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde wurde in einem Brief an den Generalsuperintendenten Eger vom 20.1.1936 «die sofortige Entfernung des Pfarrers Jacobi» gefordert verbunden mit der unverhohlenen Drohung, wegen der Pressemitteilungen über ihn «können bei weiterer Amtstätigkeit des Pfarrers Jacobi Unruhen herbeigeführt werden».

Pfarrer Jacobi predigte trotzdem wieder am 9. Februar, nahm die Kollekte für die Bekennende Kirche in Empfang und versuchte sogar Ordinationen von Kandidaten vorzunehmen. Sogleich griff ihn am 12. Februar 1936 der «Völkischen Beobachter», das Zentralorgan der NSDAP, heftig an und beschimpfte ihn als «Judenstämmling», «übelsten Einpeitscher des Notbundes» und forderte von den Verantwortlichen «in Zukunft solche offenkundigen Verhöhnungen des nationalsozialistischen Volksempfindens zu verhindern».

Am 14. Februar 1936 stellte Pfarrer Hauk im Namen des Gemeindegemeinderates Pfarrer Jacobi ein Ultimatum, sich den Kirchenausschüssen zu unterwerfen, andernfalls man ihn nicht auf den Predigtplan der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche setzen könne. Am 15. Februar wurde Jacobi vom Generalsuperintendenten Eger beschworen, wegen der «Verschärfung der politischen Angriffe» gegen ihn auf die Wahrnehmung seines Gottesdienstes zu verzichten. Das Kirchenministerium betrachte das inzwischen als politische und nicht mehr als rein innerkirchliche Angelegenheit. Es müsse «mit schweren Unruhen gerechnet werden», falls Jacobi seinen Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche halte. Am 17. Februar konterte der Sprecher der Bekennenden Gemeinde, Karl Stähler, das Ultimatum vom 14. Februar mit dem Antrag an die Kirchenausschüsse auf Auflösung des Gemeindegemeinderates der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wegen «grober Pflichtwidrigkeit» und «Arbeitsunfähigkeit».

## Kampf um die Besetzung der Pfarrstellen

In den Jahren 1935 und 36 waren Pfarrer Jacobi und seine Bekenntnisgemeinde von den Plänen der Deutschen Christen alarmiert worden, die beiden vakanten Pfarrstellen der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit Pfarrer Kost, einem extremen Vertreter der thüringischen Richtung der DC und mit dem Reichsvikar des Reichsbischofs Müller, D. Engelke, zu besetzen. Mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, wie Geschäftsordnungstricks, Einsprüche, Anzweifeln der Qualifikation der Kandidaten, Eingaben von Gemeindegliedern mit teilweise 200 Unterschriften u.a. gelang es der Bekenntnisgemeinde, mit ihrem Sprecher Karl Stähler an der Spitze, aus ihrer Minderheitsposition heraus, die Durchführung der Beschlüsse des Gemeindegemeinderates endgültig im Herbst 1936 zu unterlaufen. Bei der Besetzungsfrage gab es allerdings auch beim Konsistorium von Berlin-Brandenburg und im Evangelischen Oberkirchenrat angesichts dieser Kandidaten grosse Zurückhaltung, worüber der Gemeindegemeinderat der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im Juli und September 1936 Beschwerde führte.

## Ehrendoktorwürde für Jacobi und Niemöller

Als ideelle Unterstützung in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen wurden den Pfarrern Gerhard Jacobi und Martin Niemöller für ihre Verdienste im Kirchenkampf von der Theologischen Fakultät der Universität Eden in St. Louis / USA im Jahre 1936 der Grad eines Ehrendoktors der Theologie (doctor divinitatis h.c.) verliehen. Das Evangelische Konsistorium und der Evangelische Oberkirchenrat lassen aus diesem Anlass im Dezember 1936 beim Reichs- und Preussischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung anfragen, ob die beiden zur Annahme überhaupt berechtigt sind oder nicht eine ministerielle Genehmigung zur Führung des Doktorgrades benötigten. Eine Antwort blieb aus. Ein Vermerk vom 25. Februar 1941 (!) illustriert den menschenverachtenden Zynismus der Nationalsozialisten: «Solange Pf. Niemöller im KZ sitzt, kann die Angelegenheit noch auf sich beruhen» und zu Pfarrer Jacobi wird auf dessen Wehrmehrdienst verwiesen und im Übrigen sei «für eine offizielle Anfrage» beim Minister für kirchliche Angelegenheiten «der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet». Dieser Vermerk wurde am 3. Juli 1941 bestätigt, als der sogenannte Prüfungsprozess, bei dem Pfarrer Jacobi auch angeklagt wurde, gegen die Bekennende Kirche vorbereitet wurde.

## Vikar Gerhard Lohmann

Zu Beginn des Jahres 1937 wurde der Vikar Gerhard Lohmann, der am Neujahrstag die Predigt hielt, von einem Kirchenbesucher denunziert, was glücklicherweise folgenlos blieb. Folgender Auszug aus diesem Schreiben (verfremdet durch die Sichtweise des Denunzianten) zeigt den Gottesdienstalltag der Bekenntnisgemeinde an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche:

«Herr Pfarrer Lohmann glaubte, die Kirchenbesucher mit der Verlesung zweier Beschlüsse einer Breslauer Synode der Bekenntniskirche belästigen zu müssen. Ich hatte mich bisher schon fast der Hoffnung hingegeben, dass der in jeder Beziehung unerfreuliche Verein, der sich Bekenntniskirche zu nennen erlaubt, bereits in der Versenkung verschwunden wäre, in die er von Anfang an gehört hätte. Dem war, wie ich diesen eigentümlichen Beschlüssen entnahm, allerdings leider nicht so. Der Inhalt der Beschlüsse dürfte den massgebenden Stellen bekannt sein. Er betraf u.a. die ohne Angabe von Gründen (aber sicher nicht ohne Gründe!) erfolgte Schliessung eines Predigerseminars oder dgl. im Westen des Reiches durch die Geheime Staatspolizei, ferner die angebliche Tatsache, dass es den Theologiestudenten immer mehr

unmöglich gemacht würde, die Vorlesungen solcher Professoren zu besuchen, die ‚das unverfälschte Wort Gottes‘ lehrten u. anderes. Es fiel hierbei endlich wenigstens einmal offen das Wort des Kampfes vom Staat gegen die Kirche (die arme bedrohte Kirche!!); zum Schluss dieses eigentümlichen ‚Gottes‘-dienstes beliebte der Herr Lohmann, zwei Strophen des Liedes ‚Ein‘ feste Burg ist unser Gott‘, darunter auch die Strophe ‚Das Wort sie sollen lassen stahn‘ singen zu lassen, nachdem er vorher noch durch entsprechende Redewendungen auch dem Einfältigsten klar zu machen versucht hatte, dass dies Lied jetzt als Kampflied gegen den Staat, d.h. gegen das Dritte Reich gesungen werden sollte.»

Gerhard Lohmann, der zur Untermiete in der Achenbachstrasse 6 bei Mittag wohnte, war am 27. Februar 1934 dem Pfarrernotbund beigetreten und zum 1. April 1936 Pfarrer Jacobi als Prädikant überwiesen worden. Die wöchentlichen Bibelkreise der Bekenntnisgemeinde in Privatwohnungen waren vor allem auf seine Initiative zurückzuführen. Neben Vikar Gerhard Lohmann waren Pfarrer Jacobi von der Bekennenden Kirche die Hilfsprediger Götz Grosch und Joh. Goebel und die Vikarinnen Zinn (von 1930 bis zu ihrer Heirat mit Prof. Bornkamm 1938), Annemarie Grosch, geb. Schilling (ab 1939), sowie Lore Schlunck zeitweilig zur Unterstützung zugeordnet worden.

Am 18. Februar 1937 verbot der Reichsinnenminister, Namen von aus der Kirche ausgetretenen Gemeindemitgliedern im Gottesdienst oder sonst öffentlich bekanntzugeben. Man wollte staatlicherseits verhindern, dass Nationalsozialisten, die die Kirche verließen, öffentlich blossgestellt würden. Dagegen wandte sich der altpreuussische Brudererrat, dem auch noch Pfarrer Jacobi angehörte, in Beschlüssen vom 3. Juni und 17. Juni 1937.

Dieses sowie Bestrebungen zu einem bekennniskirchlichen Boykott der möglicherweise bevorstehenden Kirchenwahl nahm die Gestapo zum Anlass zu einer Verhaftungsaktion gegen die Mitglieder des altpreuussischen Bruderrates.

Am 23. Juni drang die Gestapo in die Friedrichswerdersche Kirche am Werderschen Markt ein und verhaftete aus der Sitzung des Reichsbruderrates acht Teilnehmer, unter ihnen die Berliner Pfarrer Hans Böhm und von Rabenau sowie den Assessor Friedrich Justus Pereis, Justitiar des altpreuussischen und pommerschen Bruderrates. In den Folgetagen wurden auch andere evangelische Geistliche, unter ihnen Pfarrer Gerhard Jacobi, vorübergehend verhaftet.

### **Solidarität für Pfarrer Gerhard Jacobi**

Sofort nach der Verhaftung von Pfarrer Jacobi organisierte der Vikar Gerhard Lohmann am 25. Juni 1937 eine Solidaritätsveranstaltung. An der Versammlung, die in einem Saal in der Schlüterstrasse stattfand, nahmen etwa 400 Personen teil, überwiegend Mitglieder der Bekennenden Gemeinde an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Nach einer kurzen Predigt informierte Vikar Lohmann die Gemeinde über die Massnahmen der Geheimen Staatspolizei gegen Pfarrer und in leitenden Stellen befindliche Anhänger der Bekennenden Kirche. Vermutlich seien die Verhaftungen vorgenommen worden, um die Bekennende Kirche in den bevorstehenden Wahlen kopflos zu machen. Nun müsse man solidarisch zusammenstehen und trotzdem weitermachen. Vikar Lohmann wird daraufhin verhaftet, am 2. Dezember 1937 wird Anklage gegen ihn erhoben, das Verfahren jedoch am 10. Juni 1938 eingestellt.

Während die meisten altpreuussischen Bruderratsmitglieder nur kurze Zeit in Haft waren, blieb Pfarrer Niemöller, der am 1. Juli 1937 verhaftet wurde, auch nach seinem Gerichtsverfahren in Haft und wurde von der Gestapo am 2. März 1938 ins Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert und wurde von Juli 1941 bis Kriegsende in Dachau gefangengehalten.

**Pfarrer Jacobi** selbst bekam am 2. Juli 1937 ein Schnellgerichtsverfahren wegen Verstosses gegen den Runderlass vom 18. Februar, ohne dass eine weitere Freiheitsstrafe verhängt wurde.

(In der Schlüterstrasse soll es nach 1939 eine sogenannte Saal- bzw. Notgemeinde gegeben haben. Diese Form der Selbsthilfe von BK-Gemeinden war von Sup. Albertz (Spandau) angeregt worden und wurde später von Pfarrer von Rabenau betreut.)

### **Das Ende des Kirchenkampfes an der KWG und Kriegszeit**

Am 17. Oktober 1938 starb der geschäftsführende Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Georg Hauk, im Alter von erst 56 Jahren. Die Gruppe der Deutschen Christen wettete sofort gegen Pfarrer Jacobi, der als «sein Todfeind offen über ihn triumphiert» habe, ohne zu wissen, dass Jacobi seinen erbitterten kirchenpolitischen Gegner Hauk über Jahre finanziell unterstützt hatte und auf dessen Wunsch am Krankenlager als Seelsorger zur Verfügung stand. Es spricht für die menschliche Grösse Jacobis, dass er diese Unterstützung damals nicht publik machte, sondern wegen der erneuten Angriffe gegen ihn nur in einem vertraulichen Schreiben dem Superintendenten mitteilte.

Nach dem Tode von Pfarrer Hauk beruhigten sich die Verhältnisse in der Gemeinde. Auf die vakanten Stellen wurden die Pfarrer Paul Schmidt (Lutherkirche, Berlin), Schütz, Heidenreich (Heilsbronn), Professor D. Victor Grüner (Riga) berufen.

Der Kriegsbeginn im September 1939 veränderte die Situation für die Gemeinde. Pfarrer Jacobi meldete sich freiwillig im Herbst 1939 zur Wehrmacht, die ihm nach seiner Überzeugung relativen Schutz bot, und nahm bis November 1940 als Leutnant d. R. und Ordonnanz-Offizier eines Infanterie-Regiments am Krieg teil. Er wurde mit der «Spange zum EKII» ausgezeichnet. Nach seiner Rückkehr schied er im November 1940 aus dem Bruderrat aus. (Einige Freunde nahmen Jacobis Entscheidung mit Befremden auf.) Im Jahre 1941 wurde er in den sogenannten Prüfungsprozess verwickelt (S. 140). In den Folgejahren versuchte er die Gemeinde über die immer schwerer werdenden Kriegsjahre zu bringen. Im Oktober 1943 vollzogen Jacobi und fünf weitere Pfarrer noch einmal eine illegale Ordination an 6 Vikarinnen.

**Pastorin Annemarie Grosch** erinnert sich an ihre eigene Ordination:

«Die Gestapo hatte Wind davon bekommen. Wir waren 6 Theologinnen und wurden zum Verhör vor das Konsistorium geladen.

Jacobi hatte als mein Vikariatsvater mitgewirkt, dazu noch fünf andere Ordinatoren. Kriterium dafür, ob diese Handlung illegal gewesen sei oder nicht, war die Ordinationsurkunde. Die anderen fünf konnten wahrheitsgemäss sagen, dass sie keine Urkunde bekommen hätten war-die lagen nämlich alle bei mir, weil Jacobi noch unterschreiben musste. Ich habe kräftig gelogen – so blieb diese illegale Handlung ohne Konsequenzen.»

Im Jahre 1944 war mindestens 70 Prozent der Gemeinde und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche selbst ausgebombt.

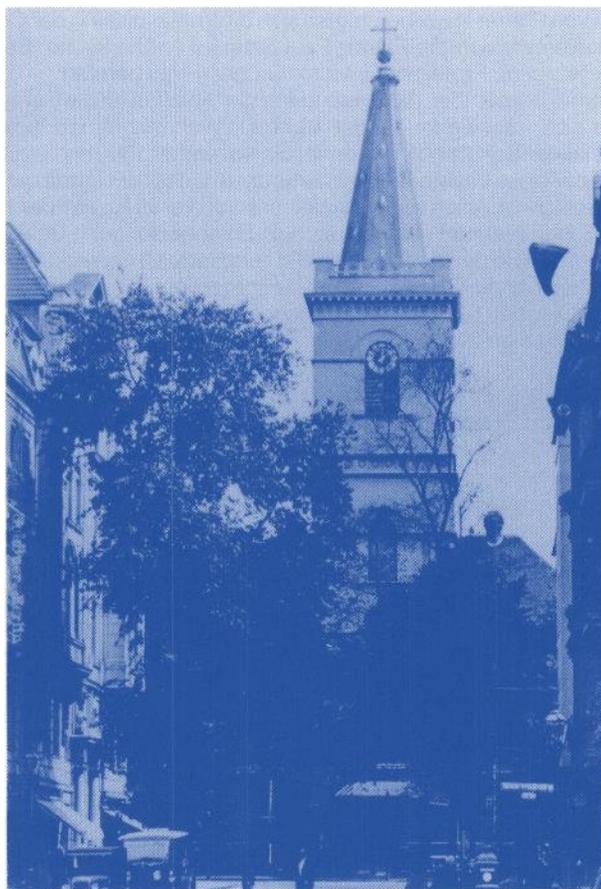
(Nach den Krieg wurde Gerhard Jacobi Inhaber der 1. Pfarrerstelle an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Superintendent des Kirchenkreises Charlottenburg und schliesslich Generalsuperintendent von Berlin, bis er schliesslich 1954 zum Bischof von Oldenburg ernannt wurde. Gerhard Jacobi starb im Jahre 1971.)

## Luisenkirche

Kirchplatz (Gierkeplatz)

In der evangelischen Luisenkirchengemeinde, der Charlottenburger ‚Muttergemeinde‘, gab es in derzeit des Nationalsozialismus heftige kirchenpolitische Auseinandersetzungen, in deren Mittelpunkt Pfarrer Paul-Friedrich Klingenberg, geb. 1895 in Mecklenburg, stand. Die Konstellation im Gemeindegemeinderat nach den Kirchenwahlen vom Juli 1933 war vergleichbar der in vielen anderen Gemeinden in Berlin. Im Sog des nationalsozialistischen Umbruchs errangen die «Deutschen Christen» eine dreiviertel Mehrheit.

Sie stellten damit 14 von 18 Mitglieder des Gemeindegemeinderats, während die «Positiven», die vorher die Mehrheit gestellt hatten, sich mit 4 Mitgliedern begnügen mussten. Diesen vier Kirchenältesten (Emil Denda, Otto Feist, Paul Martin und Wilhelm Müller) sowie ihrem Pfarrer Klingenberg stand ein heftiger Kampf bevor. Die Fraktion der Deutschen Christen bestand durchweg aus ‚Parteigenossen‘, hiervon waren 12 bereits langjährige Mitglieder der NSDAP, unter ihnen ein Ortsgruppenleiter, ein Ortsgruppenamtsleiter sowie ein Ortsobmann der Deutschen Arbeitsfront (DAF).



Die Luisenkirche in den dreissiger Jahren von der Kaiser-Friedrich-Strasse aus

Der DC-Mehrheit wurde Pfarrer Klingenberg besonders verhasst, da er vor der «Machtübernahme» zusammen mit der NSDAP gegen den Ludendorffschen Tannenbergbund, der einen primitiven «Deutschglauben» propagierte, gekämpft hatte, zumindestens zeitweise Mitglied der SA war und 1934 als DC-Kandidat zum Pfarrer in Luisen bestellt wurde. Angesichts der brutalen Versuche der Deutschen Christen, den christlichen Glauben zu vereinnahmen und zu bestimmen, wurde Pfarrer Klingenberg jedoch zu einem der erbittertsten Gegner der Deutschen Christen in seiner Gemeinde.

Im Mai 1935 wurde Pfarrer Klingenberg vom Leiter der DC-Gruppe wegen «staatsfeindlichen» Verhaltens zum ersten Mal bei der Gestapo angezeigt, da er im Gottesdienst Fürbitte für verhaftete Pfarrer und ihre Gemeinden gehalten habe.

Im April war den Vertrauten Klingenbergs, Frau Luise Denda-Birk und Frau Dorothea Weidehoff, vom DC-Gemeindekirchenrat die Aufgabe über die Frauenarbeit entzogen und ihnen sowie dem Theologiestudenten Helmut Birk, Sohn von Frau Denda-Birk, das Betreten des Gemeindehauses und Pfarrhauses unter Androhung einer Anzeige wegen Hausfriedensbruch untersagt worden. Frau Denda-Birk wandte sich in dieser Angelegenheit am 15. Mai 35 sogar an den Reichsbischof Ludwig Müller.

Obwohl er erst am 15.12.1935 Mitglied im Pfarrernotbund wurde, wählte der Bruderrat der Bekennenden Kirche von Berlin Pfarrer Klingenberg am 22. November 1935 einstimmig zum Bekenntnissuperintendenten der Kreissynode Berlin-Friedrichswerder II.

Ein erster Höhepunkt der Auseinandersetzungen von Pfarrer Klingenberg mit der Majorität der Deutschen Christen im Gemeindekirchenrat fand im Dezember 1935 statt. Am 3. Dezember forderte ein Mitglied der DC-Frauengruppe Klingenbergs Konfirmanden auf, sich nicht von dem «Heuchler und Reaktionär» einsegnen zu lassen. Klingenberg's Gottesdienst in der Lützowkirche wurde von der «D.C.-Terrorgruppe» (so Klingenberg wörtlich) massiv gestört. Schliesslich hetzte ein der NSDAP angehörender Kirchenältester in Uniform vor der Kirchentür gegen Klingenberg, so dass es zu erregten Auseinandersetzungen kam, die nur durch das Dazwischentreten besonnener Mitglieder der Bekennenden Gemeinde beendet werden konnte.

Die Auseinandersetzungen der folgenden Jahre führen schliesslich zum Beschluss des Gemeindekirchenrates vom 1. November 1937, der «Bekenntnisfront» insgesamt die Benutzung des Gemeindehauses zu untersagen, Pfarrer Klingenberg mit sofortiger Wirkung die Jugendarbeit zu entziehen und ihn seines Amtes an der Luisen- und Lützowkirche zu entheben.

Die Begründung dieses Antrages von Pfarrer Richter-Reichelm verdeutlicht die Auseinandersetzungen der DC-Mehrheit mit Klingenberg in der Gemeinde:

«Dank der Zurückhaltung, die die Kirchenvertretung den Kämpfen der Folgezeit einsetzen, war der Friede auch gesichert, bis um 1934 die ‚Bekenntnisfront‘ auch in unserer Gemeinde auftauchte...

In unserer Gemeinde hat die ‚Bekenntnisfront‘ sich durch die Untreue des Pfarrers Klingenberg eingeschlichen, der sich unter der Tarnung als deutscher Christ' wählen liess und dann abfiel. Sein Auftreten war, ohne dass ihm dazu Anlass gegeben war, von Anfang an herausfordernd. Er entwickelte sich zu offener Widersätzlichkeit und Eigenmächtigkeit derart, dass er gesetzmässige Forderungen des Kirchenrates trotz Wiederholungen einfach nicht achtete, Kollekten für die ‚Bekenntnisfront‘ trotz mehrfacher Verbote einsammelte und die eingesammelten Geldertrotz entgegenstehender Verbote an Stellen ausserhalb der Kirchengemeinde abführte, ohne die mehrfach geforderte Rechenschaft abzulegen. Eine Rechenschaft ist aber deswegen notwendig, weil in der ‚Bekenntnisfront‘ die Kollektengelder weniger für kirchliche als vielmehr für Propaganda- und unfriedliche Zwecke gesammelt werden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass durch die ‚Bekenntnisfront‘ solche Gelder als Kampfmittel gegen die Staatsordnung verwendet werden.

Den Gipfel erklomm das Auftreten des Pfarrers Klingenberg damit, dass es sich zur Rechtfertigung all dieser Handlungen darauf berief, dass für ihn die Behörden der Landeskirche, in die er eingeführt ist, und in der er amtiert und Gehalt bezieht, nicht vorhanden seien, da er nur seinem ‚Bruderrat‘ Gehorsam schulde....

Neben diesem unverantwortlichen Auftreten den kirchlichen Amtsstellen gegenüber ging bei Pfarrer Klingenberg als schlimmstes Vergehen gegen den Volksfrieden eine planmässige und gehässige Verhetzung der Gemeindemitglieder (einher)....

Auch behördliche Massnahmen und staatliche Anordnungen (Verhaftung renitenter Pfarrer, Gemeinschaftsschule u. dgl.) trug er in einer Weise an seine Hörer heran, die ihr politisches Verständnis verwirren musste....

So wurden in der Gemeinde Unsicherheit, Spaltung und Gegnerschaft hervorgerufen, die nur als gemeingefährlicher Unfriede bezeichnet werden können.»

Pfarrer Klingenberg antwortete mit der ihm eigenen Ironie auf den Antrag zwecks Amtsenthebung an das Konsistorium:

«Der «Erfolg‘ meiner Gemeindegarbeit ist in Wirklichkeit ja gar nicht gross. Was will es in einem Bezirk von 10'000 Seelen bedeuten, wenn wöchentlich 250 Gemeindemitglieder zur Bibelarbeitsstunde, ca. 450 zu den Monatlichen Gemeindeabenden, ca. 100 zu den Frauenabenden und ca. 900 zu den Hauptgottesdiensten und 500 zu den Nebengottesdiensten kommen? Gemessen an der fast völligen Ablehnung der D.C.-Veranstaltungen ist das riesengross, aber auf Prozente, hinsichtlich der Bevölkerung aufgerechnet, ist das so beschämend klein, dass ich noch mehr Wege und Abende einrichten werde, damit hier wieder eine lebendige evangelische Gemeinde werde...

Wenn nun die D.C. nicht arbeiten und, soweit sie arbeiten, Misserfolg haben, so ist das doch nicht auf meine Arbeit zurückzuführen, sondern aus der ganzen sachlichen Verkehrtheit ihrer Sache schon allein durchaus erklärbar.»

Der Rückhalt, den Pfarrer Klingenberg in seiner Gemeinde hatte, bedeutete einen gewissen Schutz. Viele Gemeindemitglieder, die möglicherweise im Sommer 1933 die DC-Liste gewählt hatten, wandten sich angesichts der rüden Kirchenpolitik der Deutschen Christen in der Luisengemeinde von ihnen ab. Pfarrer Klingenberg's Situation war möglicherweise auch durch die SA-Mitgliedschaft (ob er austrat oder sie ruhen liess, ist bislang ungeklärt) und durch seine Stellung als Wehrmachtsoffizier relativ sicher.

So taufte Pfarrer Klingenberg unerschrocken unmittelbar nach der Brand- und Mordaktion der Nationalsozialisten vom 9. / 10. November 1938, der sogenannten «Reichskristallnacht», am 14. November einen Juden (Herrn Schönberg) und löste durch dieses Zeichen einen Proteststurm im von den Deutschen Christen majorisierten Gemeindekirchenrat aus. Pfarrer Klingenberg wurde mitgeteilt, dass die «Judentaufe» für ungültig anzusehen ist. Herr Schönberg wurde aufgefordert, seine Taufbescheinigung zurückzugeben. Der Fall wurde ausserdem der Gestapo gemeldet.

Eine weitere «Judentaufe» im Jahre 1944 blieb unentdeckt. Geschickt im Taufbuch zurückdatiert hat Pfarrer Klingenberg am 15. Juni 1944 die Jüdin Frau Meta Arendt, geb. Löwe, aus der Wilmersdorfer Strasse getauft. Beide Eltern der 1897 geborenen Heta Arendt waren laut Taufbuch unter Nr. 68 «mosaischen» Glaubens.

68	Meta Arendt geb. Löwe	25. Juni 1944	ehel. mim	Stenfonnen Lessor Löwe	mos. folimor
----	-----------------------------	---------------------	--------------	------------------------------	-----------------

Während des Krieges, Anfang 1942, beerdigte Pfarrer Klingenberg den Rohrleger Rudolf Knopf, einen Deserteur, was ebenfalls vom GKR heftig missbilligt und dem Superintendenten gemeldet wurde.

Um Pfarrer Klingenberg bei der Betreuung seiner grossen Bekenntnisgemeinde zu unterstützen, er war auch für die kleine Bekenntnisgemeinde der Gustav-Adolf-Kirche verantwortlich, wurden ihm vom Bruderrat der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg mehrere junge Prädikanten bzw. Lehrvikare geschickt: Ingeborg Brüssow, Gisela-Greta von Witzleben, Siegfried Kirsch, Rudolf Kanz und Helmut Birk.



Paul-Friedrich Klingenberg

Von Beginn des Krieges an spitzten sich die Ereignisse in der Luisengemeinde wieder zu, da Pfarrer Klingenberg seit Mitte März 1940 als Hauptmann einer Panzer- und Jäger-Abteilung im Kriegseinsatz stand und die Deutschen Christen seine Abwesenheit sofort nutzten, um gegen seine Bekenntnisgemeinde in Luisen vorzugehen.

Am 10. März 1940, dem sogenannten «Heldengedenktag», predigte Klingenberg ein letztes Mal vor seinem Kriegseinsatz sehr nachdenklich in der Luisenkirche. Einige seiner Worte sind durch ein Denunziationsschreiben erhalten:

«... Da, wo [er] sich auf das Gebiet der Politik begab, da wurde er gefährlich, denn verschiedene hundert Menschen hörten ihm zu ...  
Vor Beginn des eigentlichen Gottesdienstes nach den Abkündigungen kam ein Gebet für die im Konzentrationslager... In der Predigt selbst: *Wenn man mich fragt, warum wir eigentlich Krieg führen, muss ich antworten: Nach dem Weltkrieg sind wir verändert wiedergekommen; wir werden auch nach diesem Krieg verändert wiederkommen.* Punkt. Pause. Was kannst Du Dir dabei denken? Entweder gar nichts oder sehr viel, und dann ist es Landesverrat, trotzdem es sehr schlaue ausgedrückt ist. Was er dann vom Heldentod der Soldaten sagte, zeigte die ganze persönliche gemeine, niedrige Gesinnung dieses Menschen: *Ich weiss nicht, ob der Tod des Soldaten so viel wert ist, dass er an der Wahrheit Gottes vorbeikommt. Er wird doch in das Gericht Gottes kommen.*» (Hervorhebungen im Original)

Nach dem Gottesdienst von Pfarrer Klingenberg war wegen des Heldengedenktages ein Gedächtnisgottesdienst der «N.S.-Kriegerbünde» und der «N.S.-Kriegsopferversorgung» in der Luisenkirche vorgesehen. Ob absichtlich oder nicht, der Gottesdienst von Pfarrer Klingenberg zog sich ungewöhnlich lange hin, so dass die Durchführung der NS-Feier mit einem «Einmarsch der Fahnen» etc. erheblich gestört wurde.

Nach jener Denunziation wurde am 29. März 1940 eine vorher angekündigte Veranstaltung der Bekenntnisgemeinde im Gemeindehaus, auf der Pfarrer Klingenberg sich von der Vikarin von Witzleben und dem Prädikanten Birk vertreten lassen wollte, vom geschäftsführenden Pfarrer Stahn kurzerhand abgesetzt. Die Mitglieder des Bruderrates der Bekenntnisgemeinde, Stadtinspektor Paul Martin und Stadtoberinspektor i.R. Otto Feist reagierten sofort mit einem Protestschreiben, dass von 418 Mitgliedern der Bekennenden Kirche unterschrieben wurde. Auch Pfarrer Klingenberg reagierte prompt von der Front mit einem Brief vom 8. April 1940 an die Mitglieder der Bekennenden Gemeinden Luisen und Gustav-Adolf, in dem er den Protest seiner Bekenntnisgemeinde unterstützte und die Wiederherstellung des alten Zustandes in der Gemeinde einforderte.

Am 29. April 1940 wies die DC-Mehrheit im Gemeindekirchenrat den Protest der Bekenntnisgemeinde trotz der vielen Unterschriften zurück, stellte die Amtsberechtigung der Vikarin von Witzleben und des Prädikanten Birk in Frage und forderte einmal mehr die Amtsenthebung von Pfarrer Klingenberg. Pfarrer Stahn behielt sich am selben Tag eine eigene Stellungnahme vor, in der er die Bekennende Gemeinde unter anderem verdächtigte, andere als religiöse Ziele zu verfolgen.

In einem weiteren Brief von Pfarrer Klingenberg vom 30. April 1940 an die Kirchenältesten der Luisengemeinde warnte er davor, eine Märtyrergemeinde zu schaffen, befürchtete den Verlust seiner «militärischen Dienstfreudigkeit» durch die Auseinandersetzungen in seiner Heimatgemeinde und forderte erneut die Wiederherstellung seiner Rechte, vor allem Gemeindehausräume und Predigtvertretung für seine Bekenntnisgemeinde.

Am 7. Mai schliesslich schrieb der geschäftsführende Pfarrer Stahn an die Geheime Staatspolizei, Grunerstr. 12, und fügte, obwohl der Gemeindekirchenrat nur die Denunziation weiterleiten wollte, den gesamten Briefwechsel bei mit der Bemerkung: «Wir überlassen der Geheimen Staatspolizei die Feststellung, ob eine solche Aufwühlung und Zerklüftung der inneren Front mit der in der Kriegszeit besonders nötigen Geschlossenheit vereinbar ist.» Am 9. Mai 1940 bekam Hauptmann Klingenberg Rückendeckung von seinem Major und Abteilungs-Kommandeur, der in einem Schreiben an Kirchenkanzlei und Landeskonsistorium die «Dienstfreudigkeit» von Klingenberg durch die Konflikte zu Hause ernstlich gefährdet sah: «Aus diesem militärischen Grunde bitte ich sehr dringend, schleunigst die entsprechenden Befehle für die Aufhebung der den Hauptmann Klingenberg bedrückenden Massnahmen zu erlassen.»

Am 6. Juni schliesslich wandte sich Pfarrer Klingenberg inzwischen auch mit Unterstützung des EOK an den Superintendenten und pochte vehement auf die vom ihm festgelegte Predigtvertretung:

«... Sie werden inzwischen das Schreiben des E.O.K., in dem mir die Predigtvertretung durch B.K.-Pfarrer zugestanden wird, erhalten haben. Ich habe meiner Frau mitgeteilt, dass *genau* nach dem Predigtplan zu gehen sei und dass folgende Pfarrer um Predigten zu bitten seien: 1) Pfarrer Nebel. 2) Pfarrer Hitzigrath. 3) Pfarrer Schlemmer. 4) Pfarrer Grüneisen. 5) Pfarrer Kroppenstedt. 6) Pfarrer Thieme. 8) Sup. Ungnad. 8) Pfarrer Lichtenstein (dessen Dienst nun freilich schon getan ist). 9) Pfarrer Wiese. Ich muss sehr dringend bitten, dass Sie darauf achten, dass dies nun auch wirklich durchgeführt wird. Die Konfirmandenjungen sind unter einem legalen, sächsischen Pfarrer, Pfar-

rer Müggenberg, den ich sehr schätze, die Mädels unter Frl. v. Witzleben, die, wie ich durch meine Tochter weiss, einen sehr ernsten und gehaltvollen Unterricht gibt. Die Jungen müssen nach der Verfügung des E.O.K. ohne Weiteres Zugang zum Gemeindehaus haben. Bei den Mädels muss die Zurücksetzung im Verhältnis zu meiner Garnisonszeit als Last zunächst getragen werden und um das Recht weiter gekämpft werden. Die Gemeindeabende und Wochennachmittage unter Leitung der von mir eingesetzten Helfer und Vertreter müssen sofort von Ihnen im Gemeindehaus erzwungen werden.»

(Hervorhebung im Original)

Die Auseinandersetzung der Bekennnisgemeinde mit der der Mehrheit der Deutschen Christen im Gemeindekirchenrat und den mit ihnen zusammenarbeitenden Pfarrer ging noch weiter. Klingenberg konnte sich zwar trotz des Widerstandes weitgehend durchsetzen, aber mit 11:4 Stimmen wurden 1940 die beiden Kirchenältesten Feist und Martin aufgrund «geistig unsauberem Verhalten und schädigenden Wirkens in der Gemeinde» aus den Ausschüssen des GKR ausgeschlossen. Im Jahre 1943 wurden sie übrigens wieder in die Ausschüsse gewählt. Offensichtlich brauchte man die beiden Ältesten in schwerer Notzeit.

In der Nacht vom 3. zum 4. September 1943 brannte die 227 Jahre alte Luisenkirche nach einem Bombenangriff aus. In einem tröstenden Wort an die Luisengemeinde drückte (der inzwischen wieder in Berlin weilende) Pfarrer Klingenberg seine Hoffnung auf die Zukunft aus:

«...Wir müssen ... in der Vernichtung unserer Kirche Gottes unerforschlichen Ratschluss sehen. ... Es möge uns Zeiten eines gesegneten Friedens geben, wo innerlich das Verlangen nach Gottes Wort und nach Stätten der Verkündigung in der Gesamtheit unseres Volkes vorhanden ist; es wird sich dann das Äussere schon von selbst finden. ...»

Über die Militärzeit Klingenberg ist wenig bekannt. Er nahm als Hauptmann an dem Krieg 1940 gegen Frankreich teil und wurde im gleichen Jahr zum Major befördert. Frau Gaede, die von 1942-43 als Gemeindegewesener in Luisen tätig war, berichtet, dass Klingenberg als Major nach der gnadenlosen Niederschlagung des Warschauer Aufstandes 1944 polnische Gefangene vor dem Erschiessen gerettet haben soll und sich für ihre Überweisung in ein Lager einsetzte.

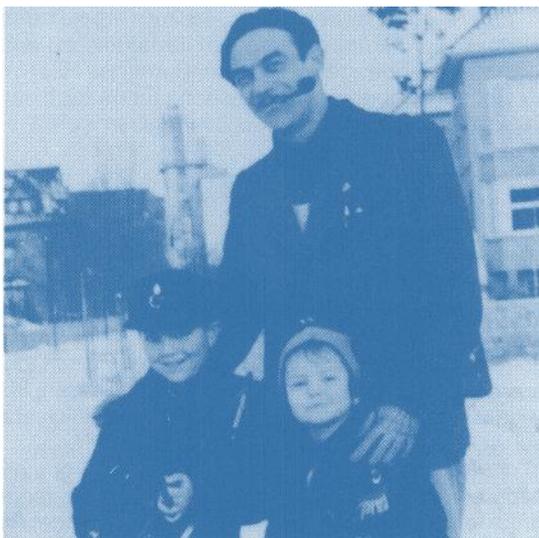
(Nach 1945 verliess Pfarrer Klingenberg die Luisengemeinde für immer, selbst zu ihrer 250-Jahr-Feier schickte er nur ein kurzes Telegramm. Er übernahm ein Pfarramt in Niedersachsen und starb 1975 im hohen Alter von 80 Jahren.)

## Gustav-Adolf-Kirche

Herschelstrasse 14

Die 1915 entstandene Gustav-Adolf-Gemeinde, zu der das ganze Gebiet Charlottenburgs nördlich der Spree gehörte, hatte im «Dritten Reich» den zweifelhaften Ruf, eine Hochburg der «Deutschen Christen» zu sein. In die Schlagzeilen kam die Gemeinde durch den beeindruckenden Kirchenneubau, der noch in der Weimarer Republik begonnen worden war und erst in der Zeit des Nationalsozialismus vollendet wurde. Den Kirchenneubau hat Prof. Otto Bartning entworfen, ein Pionier moderner Baukunst, der stark von der Architektur des Bauhauses geprägt war.

Einer seiner Mitarbeiter beim Bau der Kirche war der Dipl.-Ing. Paul («Pali») Meller. Er wurde wegen seiner jüdischen Herkunft am 31. März 1943 im Zuchthaus Brandenburg ermordet. (Gedenktafel)



Paul Meller mit seinen Kindern

Am 16. September 1934 fand die Einweihung der neuen Kirche durch den Reichsbischof Ludwig Müller als grosse Selbstdarstellung der «Glaubensbewegung Deutsche Christen» statt. (Die Schirmherrschaft über den Bau hatte Hermann Göring, in seiner Funktion als preussischer Ministerpräsident, persönlich übernommen.) Es entbehrte nicht einer gewissen Ironie der Geschichte, dass die Architektur der Moderne im Mittelpunkt dieser Weihefeier stand.

Noch 1930 war Bartning in der Diskussion um die Ausschreibung für den geplanten Kirchenneubau der Heerstrassengemeinde die Verwendung eines «undeutschen Baustils der .neuen Sachlichkeit» vorgeworfen worden, der die «Zersetzung deutschen Wesens» zum Ziel habe und «darum grundsätzlich abzulehnen» sei. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass in den Berichten über die Einweihung der Gustav-Adolf-Kirche, über den grossartigen Bau selber wenig Worte verloren wurden. In der «Neuen Zeit» vom 18.9.34 wurde in einem Artikel über die Einweihung der Kirche sogar der Name des Architekten unterschlagen. Dafür wurde die «vorbildliche Zusammenarbeit» zwischen Partei und Gemeinde betont:

«Die Zusammenarbeit zwischen Partei und Gemeinde, die 100prozentig deutsch-christlich ist, gestaltet sich wahrhaft vorbildlich für ganz Berlin. Niemals ist auch nur die geringste Reibung zwischen beiden vorgekommen, sondern die ganze Zusammenarbeit geschah stets auf der Grundlage des gegenseitigen Verstehenwollens.

Die Spende eines Abendmahlkelches durch die Ortsgruppe Charlottenburg-Nord der NSDAP und die bei der Einweihung von dem Ortsgruppenleiter Täuber gesprochenen Worte, dass dies Gotteshaus ein Bindeglied werden möge zwischen Volk und Kirche, damit von hier aus eine Erneuerung des ganzen Volkes ausginge, hatten tiefere Bedeutung.»

## Bekenntnisgemeinde Gustav-Adolf

Dieses Bild traf sicher in grossem Masse auf die Gustav-Adolf-Gemeinde zu, aber es gab auch eine kleine Gruppe der Bekennenden Kirche, die sich der totalen Vereinnahmung des Glaubens widersetzte. Selbst der damals geschäftsführende DC-Pfarrer Paarmann äusserte in einem Schreiben vom 6. Juli 1933 an den Vorsitzenden des «Deutschen Protestantentbundes», D. Schubring, seine Bedenken gegen «den rücksichtslosen und nicht zu brechenden Willen des neuen Staates, sich auf jedem Gebiet, auch auf dem kirchlichen, die volle Macht zu gewinnen». Trotz solcher Nachdenklichkeit liess sich Pfarrer Paarmann auf «das grosse Experiment der Staatstotalität» ein.

Die kleine Gruppe der Bekennenden Kirche in der Gustav-Adolf-Gemeinde war völlig isoliert. Sie suchte darum Kontakt zu Pfarrer Klingenberg (S. 150) von der Luisengemeinde, dessen Gottesdienste und Bibelstunden sie besuchte. Der Bekenntnissuperintendent Klingenberg hatte nebenher die Betreuung der etwa 100 Mitglieder der Bekenntnisgemeinde von Gustav-Adolf übernommen. Im Bruderrat der Bekennenden Gemeinde von Gustav-Adolf waren die Herren Eugen Bender, Eberhardt und Lubitz und die Familie Ackermann besonders aktiv.

Zu seiner Entlastung berief die Bekennende Kirche im Februar 1938 als Hilfsprediger Pastor Arthur Rau in die Kirchengemeinde Gustav-Adolf, wo er knapp ein Jahr lang blieb. Die kleine Bekenntnisgemeinde konnte nach Auskunft von Pfarrer Klingenberg nur einen Zuschuss zum Gehalt aufbringen. Charlottenburg-Nord war keine wohlhabende Gegend.

Da der deutsch-christliche Gemeindegemeinderat der Bekenntnisgemeinde die Nutzung von Räumen untersagte, hielt Pastor Rau Hausbibelstunden bei der Familie Eberhardt in der Königin-Luise-Strasse 3 ab und alle 14 Tage fanden Gottesdienste in der Schifferkirche am Westhafen statt. (Für die Gemeinde der Binnenschiffer war der Bekenntnispfarrer Friedrich Lindemeyer aus Wilmersdorf verantwortlich.) Während des Krieges traf sich die kleine Gemeinde auch in anderen Wohnungen zu Bibelstunden und wurde dabei auch von verschiedenen Pfarrern der Bekennenden Kirche unterstützt.

Es gab eine Reihe von Auseinandersetzungen zwischen der überwältigenden deutsch-christlichen Mehrheit und der kleinen Bekenntnisgemeinde, als deren Sprecher vor allem Eugen Bender auftrat. Bender, der früher als Kirchenältester im Gemeindegemeinderat vertreten war, war bei den Kirchenwahlen 1933 nicht mehr aufgestellt worden.

Den ersten Protest erhob die Bekenntnisgruppe um Bender, der (wie Pfarrer Klingenberg) selber Mitglied der SA war, gegen eine der neuen Kirchenglocken für die im Bau befindliche Gustav-Adolf-Kirche. Die sogenannte «Vaterlandsglocke» zierte nämlich der Reichsadler mit dem Hakenkreuz, was aus der Bekenntnisgemeinde heftig als unchristliche Symbolik kritisiert wurde.

Gegen das Abspielen des nazistischen Horst-Wessel-Liedes und des Deutschlandliedes anlässlich der von Pfarrer Lipp gehaltenen Heldengedenkfeier vom 9.11.1935 in der Kirche wandte man sich ebenfalls «in den, uns Nationalsozialisten nicht gut gesinnten Gemeindegemeinden», so GKR-Sitzung v. 17.7.1936. Ausserdem war man in den Bekenntniskreisen der Ansicht, dass Kränze mit Hakenkreuzschleifen nicht in die Ehrenhalle der Kirche gehörten.

## Auseinandersetzung um die Jugendarbeit

Im Herbst 1935 kam es zu einem Konflikt um den Kindergottesdienst- und Jugendarbeitshelfer Robert Richter, dem am 23. August durch den Diakon Böhm die kirchlichen Räume für seine Gruppenarbeit gesperrt wurden. Richter erhob dagegen Protest mit einem Rundschreiben vom 27.8.35 «an die Eltern des Ev. Jugenddienstes». Es kam sogar zu einer kleinen «Demonstration» seiner Jugendlichen vor dem Gemeindehaus. Bereits am 2. September wurde er von seiner Helfertätigkeit beurlaubt. Am 30. September verzichtete der Gemeindegemeinderat endgültig auf die «weitere kirchliche

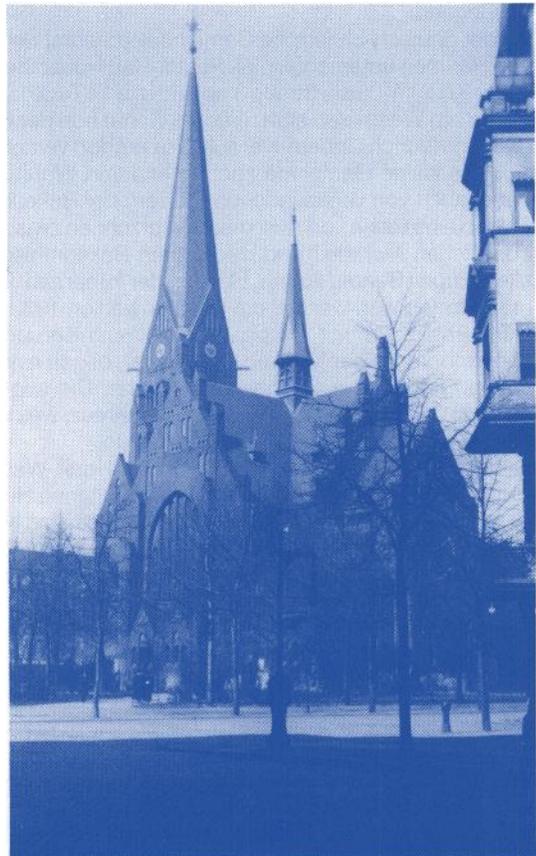
Mitarbeit» Richters und verbot ihm das Betreten des Gemeindehauses und der Kirche. In einem Denunziationsschreiben an den Gemeindegemeinderat vom 10. Oktober 35 verurteilte der Helferkreis die «Machenschaften des Robert Richter» und teilte mit, dass Richter mit seiner Schar des Öfteren statt zum Gottesdienst in der Gustav-Adolf-Kirche in die Gemeinderäume der Epiphaniengemeinde ziehe und damit gegen die Verordnung des GKR verstosse. «Um Schutz gegen die Pflichtwidrigkeiten des Gemeindegemeinderates» schalteten Bender und Richter sogar den Superintendenten Raack ein, dessen Unterstützung in dieser Angelegenheit jedoch offensichtlich folgenlos blieb.

Im Jahre 1936 versuchte Eugen Bender die Besetzung einer vierten Pfarrstelle mit einem weiteren DC-Pfarrer zu verhindern, in dem er dem Kandidaten Pfarrer Borning in mehreren Schreiben «Irrlehre» vorwarf. Er forderte stattdessen, die 4. Pfarrstelle mit einem Bekenntnispfarrer zu besetzen-angesichts des deutsch-christlichen Charakters der Gustav-Adolf-Gemeinde ein vergebliches Unterfangen! Er musste sich sogar vom GKR vom 17. Juli 36 als «Leisetreter und Wühler» beschimpfen lassen. Vermutlich hat Bender seine SA-Mitgliedschaft geschützt, denn auf der gleichen GKR-Sitzung hiess es: «Nach seinem ganzen Tun und Treiben gehört er nicht in die S.A., sondern ... unter die Aufsicht der Staatspolizei.»

## Trinitatiskirche

Karl-August-Platz

In Trinitatis, der 1895 gegründeten Tochtergemeinde der Charlottenburger Muttergemeinde Luisen (S. 150), war die Ausgangslage anders als in den Nachbargemeinden. An der Trinitatiskirche wirkte in der Zeit der Weimarer Republik Pfarrer August Bleier, einer der bekanntesten religiösen Sozialisten von Berlin.



Der «rote Bleier», wie er genannt wurde, war als einer der wenigen Pfarrer Mitglied in der SPD. Schon im Kampf um die Republik von Weimar war er als erklärter Pazifist und Mitbegründer der «Vereinigung der Freunde von Religion und Völkerfrieden» ein entschiedener Gegner des aufkommenden Nationalsozialismus gewesen. In seiner Kirchengemeinde Trinitatis blieben Pfarrer Bleier und seine Vereinigung in den zwanziger Jahren jedoch stets in der Minderheit. Seine Gruppierung (zu der 1925-28 auch der preussische Kultusminister Adolf Grimme gehörte) kam bei den Kirchenwahlen über ein Viertel der Stimmen nicht hinaus und wurde von der Mehrheitsfraktion der «Liberalen», die sich gegen ihn mit den sogenannten «Positiven» verbündeten, bekämpft. Diese Fraktionen wollten sogar gegen den Einspruch der Fraktion um Bleierein Mitglied des «Stahlhelm» zum 6. Pfarrer von Trinitatis machen. Von diesen Auseinandersetzungen war der Wahlkampf für die Kirchenwahl in Trinitatis im November 1932 geprägt.

**In «Der religiöse Sozialist» Nr. 41, vom 9.10.1932 beschreibt Bleier das Szenarium in seiner Gemeinde und warnt vor den Gefahren:**

«... Der positive ‚Stahlhelm‘-Pfarrer und ein Liberaler sind öffentlich zu den Nationalsozialisten übergegangen, der Positive mit seiner Fraktion, die darüber zur Spaltung gekommen ist. Beide Pfarrer führen hier die Liste deutscher Christen‘ und redeten kürzlich in einer Versammlung, in der alle *antisemitischen Ungeister* entfesselt, offen der *Zukunftskrieg mit den Polen* gewünscht und die *Waffen für diesen Krieg im Voraus gesegnet* wurden. Darüber kommt *auch die liberale Fraktion* zur Spaltung. Viele rein religiöse Positive und Liberale sprechen offen aus: Wir beteiligen uns nicht an der Wahl. Wir sehen bisher ruhig dieser Frontenbildung zu und arbeiten im Stillen. Mit guter Zuversicht ziehen wir in den Wahlkampf den sich *religiös auflösenden* Gruppen gegenüber mit der Parole: ‚*Christliche Freiheit*‘.

Wie wir stets bei den kirchlichen Wahlkämpfen mit unseren «religiös-sozialistischen» Freunden in Berlin gemeinsam kämpften, tun wir es auch diesmal und rufen alle Freunde in Preussen, die kämpfen, zu: «Wir wollen kämpfen im Panier der Christlichen Freiheit’ *gegen Gewissensdruck*, unter den Fahnen des Friedenskreuzes von Golgatha *gegen das Hakenkreuz* aller Germanen, Judenhasser und Deutschkirchler, im Panier des Friedensfürstes gegen die, die Gewalt predigen und das *Evangelium des Friedens umfälschen in eine Hetze zum ‚heiligen Krieg*». (Hervorhebungen im Original, das antikierte «im Panier» bedeutet etwa «unter dem Banner», d. Verf.)

Die Warnungen waren vergeblich. Bei den Kirchenwahlen im November 1932 gewannen die «Deutschen Christen» 42 Prozent der Stimmen und 8 Sitze im Gemeindecirchenrat, die «Liberalen» kamen auf 31 Prozent und 5 Sitze und die Liste der «Vereinigung der Freunde von Religion und Völkerfrieden» stagnierte bei 27 Prozent und 5 Sitzen.

Die Gruppe der Deutschen Christen versuchte unverzüglich durchzusetzen, dass der Vereinigung der religiösen Sozialisten um Pfarrer Bleier die Trinitatiskirche für religiöse Feierstunden nicht mehr zur Verfügung gestellt wurde. Die Andachten, «religiösen Feierstunden» und Vortragsveranstaltungen der Vereinigung der Freunde von Religion und Völkerfrieden gehörten zum kulturellen Angebot Charlottenburgs.

Frau Ilse Gottstein, die im Jugendheim von Anna von Gierke (S. 171) unweit der Trinitatiskirche tätig war, berichtet von Veranstaltungen mit Pfarrer Bleier, die wegen des enormen Andranges auf den Kirchvorplatz übertragen wurden. Nun begann sich die politische Lage zu wenden.

Knapp zwei Wochen nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, fand eine Veranstaltung der Vereinigung in der Aula der Kaiser-Friedrich-Schule in der Knesebeckstrasse am Savignyplatz statt. Pfarrer Rabsch aus Güterholz hielt einen Lichtbildervortrag über den sozialkritischen Künstler George Grosz. Pfarrer Bleier, der sich in den 20er Jahren für Grosz in einem Prozess eingesetzt hatte, sprach dazu einleitende Worte.

Diese Veranstaltung über George Grosz nahmen die Gemeindegruppe der «Deutschen Christen» und der Vorsitzende des Gemeindegemeinderates Pfarrer D. Freitag zum Anlass, um gegen Pfarrer Bleier vorzugehen: «Nach den angeführten Tatsachen ist es untragbar, dass ein Pfarrer Bilder einer solchen Persönlichkeit und solcher Tendenz in seiner Gemeinde und überhaupt vorführt und sich ihren Inhalt zu eigen macht.» Bereits einen Tag nach den letzten halbwegs freien Wahlen, am 6. März 1933, formulierten die «Deutschen Christen» bereits eine Anzeige an die vorgesetzte Behörde «gegen Pfarrer Bleier wegen dieses Vorfalls und bitten um disziplinarische Verfolgung der Angelegenheit». Die Verabschiedung dieser Anzeige im GKR wurde auf den 10. April vertagt. Am Sonntag, dem 19. März 1933, äusserte Pfarrer Bleier, obwohl schon von den DC bedrängt, in seiner Predigt anlässlich der Einsegnung seiner Konfirmanden, darunter seine Tochter, eindeutig seine Meinung zur politischen Entwicklung:

«...Jesu, geh voran, habt Ihr gesungen. Es soll Euer Führer sein; einen anderen Führer als ihn wollen wir nicht. Ein anderer Führer ist Euch nicht in dem Unterricht gezeichnet worden. Jesus allein geht Euch voran...»



August Bleier am 19. März 1933

Zwei Tage später, am 21. März 1933, läuteten die Nationalsozialisten mit dem sogenannten «Tag von Potsdam», der Eröffnung des Reichstages in der Potsdamer Garnisonkirche, ihren Führerstaat propagandistisch ein. Am 23. März 1933 wurde das Ermächtigungsgesetz vom Reichstag verabschiedet.

Am Freitag, dem 24. März 1933, einen Tag nach der Selbstentmachtung des Reichstages, wurde nach einem Bericht von Pfarrer Bleier vom 3. April eine öffentlich angekündigte und polizeilich genehmigte Versammlung der «Freunde von Religion und Völkerfrieden» in der Aula der Kaiser-Friedrich-Schule am Savignyplatz von der SA

aufgelöst. Pfarrer Bleier hielt vor etwa 80-100 Personen einen Vortrag über die Malerin Paula Modersohn-Becker. (Vom ursprünglichen Thema «Christentum und Marxismus» war bereits Ende Februar mit Rücksicht auf «die veränderte Zeitlage und die politische Hochspannung» Abstand genommen worden.)

Mit den Worten, dass die Zeit, wo über Marxismus gesprochen werden könne, vorbei sei, schickte der SA-Führer die Versammelten nach Hause und forderte Pfarrer Bleier zum Bleiben auf. Einige Frauen brachen zusammen, eine, Mitglied der Gemeindevertretung von Trinitatis, erhielt einen Nervenschock. Der SA-Führer nahm gegenüber Bleier eine bedrohliche Haltung ein, in dem er ihn einen Kommunisten nannte und machte ihm klar, dass die SA es auf alle Fälle nicht dulden würde, dass er noch einmal in dieser Aula spräche. Ein herbeigerufener Polizeibeamter neutralisierte die brenzliche Situation, die nicht zuletzt darin bestand, dass die SA vom kommissarischen preussischen Innenminister Hermann Göring zur Hilfspolizei erklärt worden war.

Bei der Durchsuchung der Mappe von Pfarrer Bleier fand man neben einem Buch über Paula Modersohn-Becker, Vortragsnotizen, von ihm selbst herausgegebene April-Nummern des «Weltfrieden»-Pfarrers Bleier hatte sogar noch den Nerv, dem Polizisten ein Exemplar zu überreichen und dem SA-Führer eines anzubieten – und einen Bericht des ehemaligen Kreuzberger Pastors und religiösen Sozialisten Hans Francke über dessen Verschleppung und Misshandlung in eine SA-Kaserne am 6. März 1933. Dieses Papier war Pfarrer Bleier vor der Versammlung von dem Versammlungsleiter Willy Schönherr aus Steglitz überreicht worden.

Dieses Manuskript nahm der Polizeibeamte zum Anlass, um die Herren Bleier und Schönherr auf das 128. Polizeirevier (Grolmanstrasse / Ecke Kurfürstendamm) zu bitten. Angesichts der Unberechenbarkeit der SA im Frühjahr 1933, als diese Organisation in ihrer «Hilfspolizeifunktion» Dutzende von sogenannten «wilden Konzentrationslager» in Berlin unterhielt, war dies für Pfarrer Bleier und seinen Freund vermutlich die Rettung. Der Polizeibeamte betonte auch ausdrücklich, mit der Versammlung sei alles in Ordnung gewesen. Er habe sie nur mitgenommen, damit sich die Leute verlaufen sollten. Auf dem Polizeirevier wurde sogar zugegeben, dass die Auflösung der Versammlung in dieser Form ohne Zuhilfenahme der Polizei ein Gewaltakt gewesen sei, aber die Polizei nicht befugt sei, etwas gegen die SA zu unternehmen. In Anbetracht der politischen Lage solle Pfarrer Bleier auch von einer Beschwerde gegen die Auflösung Abstand nehmen. Das Manuskript von Pastor Francke wurde einbehalten und die beiden Herren nach Feststellung der Personalien entlassen.

Vor dem Polizeirevier wurden Pfarrer Bleier und Willy Schönherr von Freunden erleichtert begrüßt. Schon nach wenigen Schritten stellten sich ihnen jedoch Nationalsozialisten in den Weg, fragten nach ihren Personalien und forderten sie schliesslich mit gezogenen Trommelrevolver auf, ihnen zu folgen. Unerschrocken verneinte Pfarrer Bleier, solche privaten Aktionen seien verboten. Auf dem Weg zurück zum Polizeirevier erpresste ein junger Nazi von Schönherr dessen Adresse und drohte ihm Besuch an. (Willy Schönherr wagte sich später nicht in seine Wohnung und wurde am 26. März mit schwerem Nervenzusammenbruch in ein Sanatorium eingeliefert.) Als man einen Polizisten zur Hilfe rief, flüchtete die Gruppe. Nach Meldung des Vorgangs auf dem Polizeirevier bat man um polizeiliche Begleitung für den Weg nach Hause, die auch gewährt wurde.

Pfarrer Bleier war kaum in seiner Wohnung, Weimarer Strasse 36, von seinen Angehörigen freudig begrüßt worden, als sich ein Sturmführer telefonisch bei ihm meldete und nach dem Brief von Pastor Francke fragte. Der Mitteilung Bleiers, dass sich das Papier in der Hände der Polizei befände, wurde von dem Anrufer kein Glaube geschenkt. Sein Trupp werde in 5 Minuten an seiner Wohnung sein und alles kurz und klein schlagen, wenn er den Brief nicht von ihm bekäme. Geistesgegenwärtig rief Pfarrer Bleier das Überfall-Kommando an sowie das 128. und das örtliche Polizeirevier. Der Nazi-Trupp

und das Überfall-Kommando der Polizei trafen gleichzeitig vor der Haustür in der Weimarer Strasse ein. Nachdem die Polizisten des Überfallkommandos und einer der Nazis in der Wohnung von Bleier den Verbleib des Manuskripts von Pastor Francke telefonisch klären konnten, verliessen die Nazis den Ort des Geschehens, nicht ohne Pfarrer Bleier noch einmal ausdrücklich zu bedrohen. Auf seine Bitte hin blieben zwei Beamte zum Schutz seiner Familie bis zum frühen Morgen.

(Ein Beispiel wie in der Anfangsphase des Dritten Reiches die preussische Polizei – geprägt durch die jahrelange sozialdemokratische Innenpolitik des preussischen Innenministers Carl Severing – sich nicht ohne Weiteres von den Nationalsozialisten instrumentalisieren liess.)

Nicht zuletzt dieses traumatische Ereignis führte bei Pfarrer Bleier zu der Entscheidung, sich völlig aus der Politik zurückzuziehen. Am 25. März erklärte er seinen Austritt aus der SPD und trat später auch nicht dem Pfarrernotbund bei.

Seine Position bezog er noch einmal am 10. April 1933 in einer eindrucksvollen Erwidern auf die am gleichen Tag vom Gemeindekirchenrat mit 16: 6 Stimmen verabschiedeten Anzeige der «Deutschen Christen» gegen Bleier an das Konsistorium. Nach der Zurückweisung der Vorwürfe, die er als Versuch der «Gleichschaltung ... der Kirche» kritisierte, betonte Bleier unter Berufung auf den Generalsuperintendenten Dr. Dibelius die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und bekräftigte seine pazifistische Position aus dem Evangelium heraus:

«... Die Freiheit, dieses Evangelium innerhalb der evangelischen Kirche zu verkünden, kann keinem Prediger der evangelischen Kirche verwehrt werden von einem Gemeindekirchenrat. Auch der Gemeindekirchenrat der Trinitatisgemeinde ist verpflichtet, die Verkündigung dieses Evangeliums nicht zu hindern.

Ich habe gesprochen.

August Bleier»

Die Gemeindegruppe der «Deutschen Christen» mit dem Geschäftsführenden Pfarrer D. Freitag an der Spitze setzte die Aktion gegen Pfarrer Bleier fort. Mit einer Beschwerde vom gleichen Tag, dem 10. April 1933, über die Durchführung der Grosz-Veranstaltung unterstützte der Ev. Bezirks-Elternbund diese Kampagne. Dieses Schreiben ist auch vom DC-Pfarrer Hoff aus der Luisengemeinde unterzeichnet worden, der Mitglied der SA und stellvertretender Vorsitzender des Elternbundes war.

Am 23. April 1933 zeigte der von den «Deutschen Christen» beherrschte Gemeindekirchenrat Pfarrer Bleier bei der Geheimen Staatspolizei an. Der Vorsitzende des GKR, Pfarrer D. Freitag, verfasste am gleichen Tag für das Ev. Konsistorium und die Gestapo eine Art Generalabrechnung mit Pfarrer Bleier über dessen langjährige Tätigkeit in Trinitatis. Dieses hässliche Denunziationsschreiben ist ein Beispiel, wie 1933 mit Andersdenkenden umgegangen wurde. Zum Schluss heisst es darin:

«... Als Symptom für die Erregung der Bevölkerung gegen ihn führte ich an, dass, als er die Stirn hatte, Anfang März wiederum einen Vortragsabend anzusetzen, auf dem er über «Paula Becker-Modersohn» sprechen wollte, eine Abteilung S.A. die Versammlung auflöste und ihn selbst vorübergehend in Haft nahm. Zweifellos würde er unter dem harmlosen Thema nur wieder sein altes Gift verspritzt haben.

Auch erwähne ich, dass unser Antragsteller, Kirchenältester Grevemeyer, am 27. März persönlich bei dem Evangelischen Oberkirchenrat vorstellig geworden ist, um der Empörung im Kirchenvolk willen Pfarrer Bleier nahe zu legen, sich schnellstens *beurlauben zu lassen*, oder seitens der Kirche seine *Beurlaubung auszusprechen*.

Auch ist dem kommissarischen Kultusminister unmittelbar nach jedem Vortrag über den Fall Bleier Mitteilung gemacht worden.



Nach den Wahlen im Sommer 1933 wandten sich die Deutschen Christen nun mit ihrer Mehrheit im Gemeindegemeinderat gegen Pfarrer Nebel. Dieser Konflikt, der von Diffamierung bis zur Forderung nach Ablösung Nebels reichte, zog sich über mehrere Jahre hin. Im Zuge der allgemeinen kirchenpolitischen Auseinandersetzungen traten Pfarrer Nebel am 12.11.33 und Pfarrer Lie. F.A. Lichtenstein im September 1933 dem Pfarrernotbund bei und vertraten offensiv die Positionen der Bekennenden Kirche in der Epiphaniengemeinde. Die beiden Pfarrer wurden unterstützt von den Kirchenältesten der Bekennenden Kirche im Gemeindegemeinderat, Fischer, Huth, Fabian, Kiepert und Claudius. (Paul Linsel, Fridericiastrasse 6, war der Kassenführer der Bekenntnisgemeinde.) 1935 zählte die Bekenntnisgemeinde von Epiphaniern etwa 1'000 Mitglieder.

Pfarrer Nebel und Lichtenstein verlasen in ihren Gottesdiensten unter anderem die Abkündigungen der Bekennenden Kirche, protestierten zusammen mit der Jugendleiterin Fräulein Glogner gegen die Gleichschaltung der kirchlichen Jugendverbände durch die Hitlerjugend, liessen die Kollekte für die Bekennende Kirche einsammeln und versuchten, die Verteilung der DC-Zeitschrift «Evangelium im III. Reich» zu verhindern.

Nach dem Gottesdienst vom 25. Februar 34 kam es vor der Kirche zwischen Anhängern von Pfarrer Nebel und Verkäufern des DC-Blattes zu erregten Zusammenstössen. Das führte zu erregten Äusserungen einiger Frauen, was denn die «roten Fahnen» in der Kirche zu suchen hätten. (Gemeint war die Ausschmückung der Kirche mit Hakenkreuzfahnen und mit der Fahne der Ortsgruppe Westend der NSDAP zum Festgottesdienst am 30.1. 1934.)

In der folgenden Sitzung des Gemeindegemeinderates soll Pfarrer Nebel unter anderem ausgeführt haben: Wer den Frieden wolle, könne das Blatt nicht auslegen, das das schärfste Kampfblatt sei. Der mehrheitlich von den Deutschen Christen besetzte Gemeindegemeinderat forderte daraufhin am 14. 3. 1934 die Abberufung Nebels. Den ersten Vorstoss zur Entlassung von Pfarrer Nebel hatten sie bereits am 8.11. 1933 gemacht.

Trotz dieser Bestrebungen vertrat Pfarrer Nebel weiter seine Glaubensüberzeugung, z.B. bei einem Vortragsabend der «Glaubensgemeinschaft biblisches Christentum» am 19. April 1934, als er laut Protokoll des Dipl.-Ing. Georg Eger u.a. ausführte:

«... Der heutige Ruf Gottes ist ein Ruf der Liebe. Aber es ruft auch ein Anderes, auch der Satan. Der Satan erweist sich heute so geschäftig, wie seit lange nicht. Das Gewand, das er heute anlegt, ist ein völkisches Gewand. Es gibt eine Bewegung des Deutschen Glaubens, und diese Bewegung ist gemeint. Die Gefahr wird seit Langem nicht in vollem Ernst erkannt...

*Es ist eine Vergötzung der menschlichen Natur eingetreten, eine Anbetung der Rasse. Denn nach dem Christentum ist es gleich, ob man Neger oder Deutscher, Eskimo, Jude und dergleichen.* (Hervorhebung im Original)...

Christus ist niemals artgemäss gewesen, und wird es nicht werden, weder für Semiten noch für Germanen. Christus ist einzig in der Weltgeschichte, ist weder arisch noch semitisch.... Christus ist nicht rassengemäss, nicht artgemäss, und wer ihn so haben will, hat nicht den richtigen Christus.

Wer haben will ein artgemässes Christentum, dem sage ich: Nimm Dir das neue Testament, dann wirst Du etwas anderes finden. Aber Jesus ist für jede Art und Rasse der Heiland. ...»

Gegen den Versuch, Pfarrer Nebel abzurufen, der einen grossen Rückhalt in seiner Gemeinde hatte, erhob sich ein Proteststurm. In mehreren Eingaben an das Konsistorium setzten sich viele Gemeindeglieder mutig für Ihren Pfarrer ein und im Namen des Christlichen Vereins Junger Männer, der in Charlottenburg in der Schillerstrasse 36 sein Domizil hatte, protestierte Ernst Stähler gegen die drohende Versetzung Nebels.



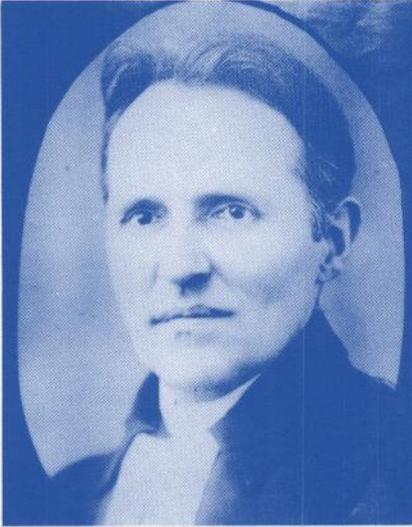
Durch die Unterstützung aus der Epiphaniengemeinde und selbst aus der benachbarten Lietzenseegemeinde sah sich der Superintendent gezwungen, den Forderungen der Deutschen Christen eine Absage zu erteilen.

In den folgenden Jahren gingen diese Auseinandersetzungen weiter. In der Sitzung des Gemeindegemeinderates vom 5. März 1935 wurde von der DC-Mehrheit abgelehnt, dem Bruderrat der Bekennenden Gemeindegruppe der Epiphaniengemeinde die Räume des Gemeindehauses zur Verfügung zu stellen.

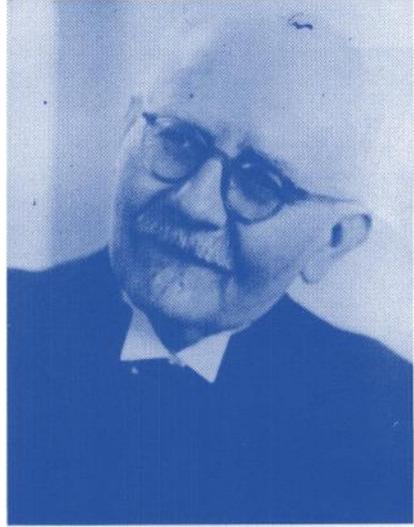
Weiter wurde auf der Sitzung des Gemeindegemeinderates vom 14. Mai 1935 beschlossen, dem Konsistorium zu melden, dass Pfarrer Nebel die Kollekte vom 12. Mai nicht abgeführt, sondern für die Frauenhilfe der Bekennenden Kirche gesammelt habe.

Im Jahre 1936 gab es einen heftigen Streit um die Besetzung der Stelle des Pfarrers Scharrer. Pfarrer Nebel versuchte am 16.6. 1936 die Pfarrwahl bis zur Neuwahl des Gemeindegemeinderates hinauszuschieben, um die Wahl eines weiteren DC-Pfarrers zu verhindern. Sein DC-Gegenspieler Pfarrer Hertel liess nach dem Auszug der 6 BK-Mitglieder aus dem 22köpfigen Gemeindegemeinderat 3 DC-Mitglieder, die entschuldigt fehlten, heranholen, um mit ihrer Hilfe den verbliebenen anderen 9 Mitglieder der Deutschen Christen wieder zur Beschlussfähigkeit zu verhelfen. Diese Diskussion wurde erst vom Ev. Konsistorium am 2.2.1937 zugunsten der DC-Mehrheit entschieden. Am 27. November 1936 wurden mit der DC-Mehrheit die Pfarrer Haack und Krause auf die 4. und 5. Pfarrstelle gewählt. Bei der Wahl gaben die der Bekennenden Kirche angehörenden Mitglieder des Gemeindegemeinderats aus Protest «gegen die Vergewaltigung der Gemeinde durch eine Wahl, die das höchste Recht der Ältesten zum höchsten Unrecht macht» weisse Zettel ab.

Im Dezember beanstandete die Bekenntnisgemeinde die Wahlen beim Konsistorium. Man wandte sich besonders gegen Pfarrer Krause, der als NSDAP-Mitglied den Arierparagrafen propagierte. Der Kampf der BK-Gemeinde mit dem Konsistorium erstreckte sich über nahezu 1½ Jahre, bis nach Ablehnung aller Gegenvorschläge der Bekennenden Kirche Pfarrer Krause am 3. April 1938 eingeführt wurde.



Franz Nebel



Adolf Lichtenstein

Am 7. August 1937 wurde der Wortführer der Bekenntnisgemeinde Pfarrer Nebel in «Schutzhaft» genommen. Eine Aktennotiz in der Kanzlei des Ev. Oberkirchenrates v. 3.1.38 gibt formal Auskunft über die Existenz einer Anklage gegen Pfarrer Franz Nebel vom 3.12.1937. Offensichtlich kam es jedoch nicht zu einem Prozess. Aus Solidarität mit Pfarrer Nebel nahmen die BK-Mitglieder des Gemeindekirchenrates bis zum 25. Mai 1938 (hier war Pfarrer Nebel wieder anwesend) nicht an den Sitzungen teil und machten den GKR dadurch zeitweilig beschlussunfähig.

Die vergiftete Atmosphäre in der Gemeinde zeigte sich im September 1937 auch in einer Denunziation Pfarrer Lichtensteins durch den Organisten. Nach der Verhaftung von Pfarrer Nebel hatte Lichtenstein im Gottesdienst der «um des Evangeliums willen in Konzentrationslagern befindlichen Geistlichen, mit Redeverbot belegten, in Untersuchungshaft sitzenden, aus ihrer Gemeinde ausgewiesenen Geistlichen» gedacht. Bereits im April 1933 war Pfarrer Lichtenstein von einem langjährigen Gemeindeglied wegen seiner jüdischen Herkunft denunziert worden.

Kurz vor der Vereinnahmung der Evangelischen Jugend durch die nationalsozialistischen Verbände setzte sich Pfarrer Lie. Lichtenstein als Vorsitzender des «Ost-deutschen Verbandes für Kindergottesdienst» im Dezember 1933 energisch für eine regelmässige Teilnahme der Kinder am sonntäglichen Gottesdienst, «mindestens drei Sonntage im Monat», ein. Ein regelmässiger Kirchgang würde «unmöglich gemacht, wenn fast sonntäglich Ausmärsche der Verbände stattfinden». Diese «Kollision zwischen kirchlicher und vaterländischer Pflicht» würde zu einer Gewissensverwirrung bei den Kindern und zu einer «Schädigung des Familienlebens» führen.

In ihrer Jugendarbeit, die durch die Eingliederung in die Hitlerjugend auf die religiöse Unterweisung beschränkt war, wurde die Jugendleiterin Erna Glogner auf mehreren Veranstaltungen durch den Vertrauensmann der jungen Brüder Erich Klapproth unterstützt. Klapproth der Vikar bei Pfarrer Harder war, hatte mehreren Gemeinden seine Hilfe angeboten.

## Elisabeth Grauer

Reichsstrasse 5

Elisabeth Grauer wurde im Jahre 1937 als Vikarin bei der Epiphaniengemeinde angestellt. Vorher war sie nach ihren beiden theologischen Examen 1928 und 1931 in der Krankenhauseelsorge und ab 1932 in der Studentinnenseelsorge an der Berliner Universität tätig. Sie gehörte seit Dezember 1933 als Vikarin dem Pfarrernotbund an. Im Jahre 1938 wurde ihr die Leitung des Kreises der Berliner Vikarinnen der Bekennenden Kirche übertragen.

Im Jahre 1941 war sie im sogenannten «Prüfungsprozess» (S. 140) gegen die Bekennende Kirche zusammen mit Albertz, Jacobi und anderen mitangeklagt.

Aus dem Urteil vom Dezember 41:

«Die Angeklagte Grauer gehört der Gruppe ‚BK‘ ebenfalls seit 1934 an. Seit dem Jahre 1936 zog sie der Angeklagte Superintendent Martin Albertz, Spandau, Nicolai, als Prüferin zur Teilnahme an mündlichen Prüfungen von Kandidatinnen u. Vikarinnen sowie zur Zensurierung der schriftlichen Arbeiten heran. 1937 gab sie ihre Stellung als Vikarin a.d. Universität Berlin auf, um von der Bekennenden Gemeinde Epiphania als Vikarin angestellt zu werden. 1938 wurde ihr die Leitung des Kreises der zur BK gehörenden Berliner Vikarinnen, deren Zahl jedoch gering war, übertragen, mit denen sie Zusammenkünfte u. Besprechungen abhielt. ...»

Das Gericht verurteilte Elisabeth Grauer zu vier Monaten Gefängnis. Da die Untersuchungshaft angerechnet wurde, konnte sie das Gerichtsgebäude frei verlassen. Während ihrer Inhaftierung von Mai bis Dezember 1941 wurde sie von Ilse Fredrichsdorff betreut.

Ab April 1942 übernahm Elisabeth Grauer nach der Berufung durch den Bruderrat der Bekennenden Kirche Schlesiens die Vertretung des Pfarrers in der St. Bernhardin Gemeinde Breslaus, wo sie über das Kriegsende hinaus für die Gemeinde tätig war.

## Kirche am Lietzensee

In der Kirchengemeinde am Lietzensee verlief der Alltag im Gemeindeleben nach 1933 scheinbar ungestört. Kirchenpolitische Auseinandersetzungen zwischen einem DC-beherrschten Gemeindegemeinderat und Bekenntnispfarrern wie in anderen Kirchengemeinden fanden hier zunächst nicht statt. Die Gemeinde pflegte einen volksskirchlichen Charakter mit liberaler Tradition. Die Pfarrer waren kirchenpolitisch zwar unterschiedlich orientiert, bemühten sich jedoch um einen Konsens. Mitglieder im Pfarrernotbund waren der geschäftsführende Pfarrer Fritz Siems (Eintritt 5.10.33) und Pfarrer Ernst Schlemmer (Eintritt 24.12.33). Sie machten aus ihrer Glaubenshaltung keinen Hehl, vermieden aber offene Konflikte, zum Beispiel durch Unterlassung von Abkündigungen der Bekennenden Kirche im Gottesdienst usw.

Über die Kirchenwahlen vom November 1932 und Juli 1933 gibt es keine Unterlagen mehr. Lapidar heisst es dazu als Antwort auf einen Fragebogen von 1947, indem es um das Verhältnis der Gemeinde zur NSDAP ging: «Beziehungen waren gute. Kirchenwahl nach gegenseitiger Vereinbarung durch Kompromiss erledigt.»

Dass es dennoch eine Reihe von Streitfällen gab, davon zeugen drei Beschwerden gegen Pfarrer Siems, der nach den «Tag von Potsdam», am 21. März 1933, der NSDAP beigetreten war und am 5. Oktober 1933 Mitglied im Pfarrernotbund wurde.

In einem an den Superintendenten Raack vom Kirchenkreis Friedrichswerder II gerichteten Hetzbrief gegen Pfarrer Siems kritisierte ein Gemeindeglied (vermutlich unter falschem Namen) die Aufführung einer Art Revue von dessen Konfirmanden gegen Ende Oktober 1933. Diese Beschwerde wandte sich gegen das internationale Liedgut und

Monierte die Teilnahme von Juden bei der Veranstaltung: ...»Das Ganze war ein Skandal! Ein Hohn auf Hitlers Lehre, der uns zu christlicher Moral, zu deutscher Zucht und Sitte zurückführen will.... Solche Darbietungen gehören ins Kabarett, aber nicht ins Gemeindehaus! Und wenn Pfarrer Siems mit seinen ehemaligen Konfirmanden nicht mehr fertig wird und diese ihm über den Kopf gewachsen sind, dann müssen eben höhere Geistliche eingreifen....»

Pfarrer Siems pflegte den Kontakt zu seinen Konfirmanden. Zu den monatlichen Treffen (auch in den dreissiger Jahren) kamen regelmässig 200 bis 400 ehemalige Konfirmanden im Gemeindehaus zusammen. Wie zurückhaltend Pfarrer Siems wirkte zeigt die Einladung an seine Konfirmanden im Gemeindeblatt vom 26. September 1937:

«... Durch die Einführung des Arbeitsdienstes und der allgemeinen Wehrpflicht, sowie durch Beanspruchung der weiblichen Jugend im BDM und weiblichen Arbeitsdienst, ist die Zahl der regelmässigen Teilnehmer natürlich geringer geworden, vielleicht auch mit durch die Schwierigkeiten auf kirchlichem Gebiet.

Umso mehr wende ich mich an euch alle, jung und älter, mit der herzlichen Bitte: Bleibt mir treu und kommt auch in diesem Winter an jedem 3. Montag im Monat. Zum erstenmal am Montag, 18. Oktober, um 8 Uhr abends, im Gemeindegemeinschaftssaal.

Gerade heute heisst es: Der evangelischen Kirche die Treue halten.

Euer Pfarrer Siems.»

Zwei weitere Beschwerden wandten sich gegen Predigten von Siems. Nach dem Tod des Reichspräsidenten von Hindenburg am 2. August 1934, dem Siems unter anderem durch seine langjährige Funktion als Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge persönlich verbunden war, betonte Pfarrer Siems in einer Predigt ausdrücklich den Verlust des evangelischen Reichspräsidenten unter Anspielung auf den unklaren christlichen Glauben des vermeintlichen Nachfolgers. Wegen dieser Äusserung wurde Pfarrer Siems u.a. beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda denunziert.

In einer anderen Beschwerde eines zum Kirchenaustritt entschlossenen Gemeindegliedes wird auf eine Predigt von Pfarrer Siems verwiesen, in der er sich über die allgemeine Glaubenslosigkeit in der Gesellschaft beklagt haben soll.

Da Siems Mitglied der NSDAP war, war er jedoch schwer angreifbar. Seine Tochter beschreibt in welchem Konflikt Pfarrer Siems stand und wie er seinen Spielraum nutzte:

«Mein Vater kannte Hindenburg persönlich und verehrte ihn sehr. Und nach dem Tag von Potsdam war er begeistert und trat in die Partei ein. Das hat ihm dann bald wieder leid getan, aber er blieb drin, obgleich er fürchterliche Auseinandersetzungen, vor allem mit meinem einen Bruder hatte, wie es sehr oft in Familien ist: Die Jungen sind begeistert, die Eltern dagegen. Vor allem meine Mutter war eisern dagegen. (...)

Mein Vater (...) konnte sich erlauben, etwas zu sagen. Er hatte zwar immer das Gefühl, dass da Spitzel sitzen; (...) seine Sekretärin, Frl. Fenner, musste jede Predigt mitschreiben als Dokumentation für das, was er gesagt hat, damit es nachher nicht verdreht wurde.

Er hat aus der Parteigeschichte nie irgendetwas herausgeschlagen, aber er wollte nachher auch nicht austreten, weil er merkte, dass er dadurch mehr sagen konnte als die anderen. Das war ihm wichtig.

Er hat z.B. einmal eine Predigt über diesen Film 'Ich klage an', eine Euthanasiegeschichte, gehalten. Da hat er mit Storm angefangen. Storm hat eine Novelle geschrieben, die davon handelte. Die hat er angebracht, um gegen den Film zu sprechen. (...)

Es kam oft vor, wenn Mutter zum Markt ging, dann kamen Leute auf sie zu und sagten: Frau Pfarrer, Ihr Mann sollte doch bloss ein bisschen vorsichtiger predigen!...»

Dass Siems möglicherweise gefährdet war, wird aus einem Schreiben eines Gemeindegliedes an den Superintendenten Raack in Berlin-Schöneberg vom 25.7.1936 deutlich:

«Im Anschluss an das mit Ihnen geführte fernmündliche Gespräch teile ich Ihnen heute mit, dass ich gestern in der Angelegenheit auf der Ortsgruppe Kant der *NSDAP* eine Unterredung hatte, wodurch meine Annahme bestätigt wurde, dass Herr Pfarrer *Siems* Parteigenosse ist. Es ist mir somit die Möglichkeit genommen, zu den Auslegungen, die Herr Pfarrer Siems der Angelegenheit in seinem Briefe vom 5.v.Mts. gibt, Ihnen bzw. dem Konsistorium gegenüber Stellung zu nehmen.» (Hervorhebung im Original)

Nicht zuletzt aufgrund dieser relativ sicheren Stellung war Siems in der Lage, auch Mitgliedern seiner Gemeinde, die jüdischer Herkunft waren, sogenannten «nicht-arischen Christen», beizustehen. Seine Tochter erinnert sich:

«Als dann die Judenverfolgungen begannen, war das fürchterlich (...). Wir hatten so viel Bekannte, wo wir das überhaupt nicht wussten. Da kamen sie zu uns: Herr Pfarrer, wir können nicht mehr!

Ich denke noch ganz besonders an eine Familie: Er war Arzt, Dr. Hein, die schrieben dann auch an meinen Vater, sie können nicht mehr kommen, sie gingen nicht mehr raus wegen des Judensterns. Die hatten eine alte treue Seele, eine Wirtschafterin. Mit dieser Frau hat sich mein Vater in Verbindung gesetzt, die hatten ja auch kein Telefon mehr. Dann waren sie weg. Dann kriegte mein Vater einen Brief von ihnen aus Wilna. Die Tochter war nach England gegangen, der Sohn nach Amerika. Von den Eltern hörte man nichts mehr. Dabei waren sie so religiös. Kamen jeden Sonntag in die Kirche.

Im Westendkrankenhaus gab es den Gehirnochirurgen, ein Dr. Heimann. Die Söhne waren auch Konfirmanden von Vater. Der starb – Gott sei Dank bevor er abgeholt wurde –, Vater sollte ihn beerdigen. Da kriegte er von den Assistenten und den anderen Leuten aus dem Krankenhaus Briefe, sie könnten es nicht riskieren, zur Beerdigung zu kommen. Das war eine vollkommen christliche Familie. Die Leute, denen es fürchtbar peinlich war, standen dann doch da, aber weit vom Grab entfernt.»

Pfarrer Siems trug massgeblich dazu bei, dass die Gemeinde nicht auseinanderbrach, denn neben den Pfarrern Spindler, Ruhmland, Molkentin, die Mitglieder der Deutschen Christen waren oder ihnen nahestanden, gehörte Ernst Schlemmer und er selbst zum Pfarrernotbund der Bekennenden Kirche.

## Pfarrer Ernst Schlemmer

Neue Kantstrasse 13

Pfarrer Schlemmer hielt die wöchentliche Bibelstunde, betreute den Kindergottesdienst und hatte eine enge Verbindung zur Berliner Mission.

Die Bibelstunde wurde zur Keimzelle der Bekennenden Gemeinde am Lietzensee. Anders als Pfarrer Siems, der sich wohl in besonderem Masse der gesamten Kirchengemeinde verantwortlich fühlte, versammelte Schlemmer eine kleine Bekenntnisgemeinde um sich. Sein Sohn erinnert sich:

«Die Bekennende Gemeinde mit ‚roter Karte‘ versammelte sich regelmässig im Amtszimmer meines Vaters in unserer Wohnung Neue Kantstrasse 13.»

Zum Amtszimmer gehörte das dreigeteilte Erkerfenster im dritten Stock des Hauses Neue Kantstrasse 13 / Lietzenseeufer 1. Wieviele Rote Karten, die für Zusammenkünfte der Bekennenden Kirche als Ausweis dienten, an Gemeindemitglieder ausgegeben wurden, ist nicht mehr bekannt. Zum Kreis um Pfarrer Schlemmer gehörten der Kammergerichtsrat Strecker und seine Frau, die eine Gruppe von Frauen und Müttern betreute, ferner der Buchhändler Koppe, die Gemeindehelferin Stephanie Fenner, die Musiklehrerin Annemarie Nagel-Heyer und das Ehepaar Friedrich, das bei einem Bombenangriff umgekommen ist.

Die kleine Bekenntnisgemeinde konzentrierte sich im Wesentlichen auf die Bewahrung des Glaubens. Vereinzelte Gemeindemitglieder, die ein entschiedeneres Handeln gegen die Vereinnahmung durch den nationalsozialistischen Staat für nötig hielten, gingen nach Dahlem und schlossen sich dem Kreis um Martin Niemöller an.

## Gemeinde an der Heerstrasse

Die Gemeinde Berlin-Heerstrasse in der Tannenbergallee 6 wurde erst 1919 als «Tochter» der Epiphanienkirche gegründet.

In der Zeit des Nationalsozialismus war Pfarrer Ernst Gürtler, der in der Kranzallee wohnte, Mitglied im Pfarrernotbund (Eintritt 5.12.1933). Auch die Vikarin Gertrud Frischmuth trat im April 1934 dem Pfarrernotbund bei und war inoffiziell bei Pfarrer Gürtler beschäftigt. Sie wurde von der BK bezahlt. Frau Frischmuth war unter anderem für die Finanzen der kleinen Bekenntnisgemeinde zuständig. Aufseherregende Auseinandersetzungen im Kirchenkampf gab es u. W. in der Gemeinde nicht. Pfarrer Gürtler wirkte eher im Stillen, beispielsweise warnte er jüdische Gemeindemitglieder vor der drohenden Deportation. Er und Frau Frischmuth unterstützten nach Auskunft von Gemeindemitgliedern auch jüdische Nachbarn.

Die Gemeinde an der Heerstrasse wurde 1973 aufgrund der Neubautätigkeit im Gemeindebereich geteilt in die «Friedensgemeinde an der Heerstrasse» (als bewusster begrifflicher Gegensatz) und die «Gemeinde Grünes Dreieck an der Heerstrasse». Das Gemeindehaus ‚Angerburger Allee 56‘, ist im Gedenken an den Kriegsdienstverweigerer Hermann Stöhr (S. 244) aus Stettin, der in Plötzensee hingerichtet wurde, benannt worden.

---

## Carmerstrasse 12

---

### Anna von Gierke

Anna von Gierke (1874-1943) war eine Sozialpolitikerin und Sozialpädagogin, deren Wirken eng mit dem Bezirk Charlottenburg verbunden ist, deren Bedeutung aber weit darüber hinaus reicht. Sie war eine Tochter des Rechtsgelehrten Professor Otto von Gierke und seiner Frau Lili, geb. Loening, deren Eltern nach ihrer Hochzeit vom jüdischen zum christlichen Glauben übertraten. Obwohl evangelisch erzogen, galt Anna von Gierke nach dem Rassenwahn des Nationalsozialismus als «Halbjüdin».

Geprägt unter anderem durch die Sozialpädagoginnen Henriette Schrader-Breyman (der Begründerin des Pestalozzi-Fröbel-Hauses) und Hedwig Heyl und unterstützt unter anderem von Agnes von Zahn-Harnack und ihrer mütterlichen Freundin Helene Weber (Mutter der Soziologen Max und Alfred Weber), baute Anna von Gierke das Jugendheim in Charlottenburg auf.

Als Abgeordnete der Deutschnationalen Volkspartei in der Charlottenburger Stadtverordnetenversammlung und der Verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar realisierte sie über die Parteigrenzen hinweg, in enger Zusammenarbeit mit anderen weiblichen Abgeordneten, gemeinsame sozialpolitische Gesetzesvorhaben. Als die Deutschnationale Partei sie nicht mehr als Kandidatin aufstellte, erklärte Anna von Gierke und ihr Vater ihren Austritt. Als der Versuch, eine Frauenpartei für die Reichstagswahlen von 1920 zu begründen, scheiterte, widmete sie sich ganz dem Jugendheim in Charlottenburg.

Es befand sich in der Goethestrasse 22, an der Stelle der heutigen Eichendorff-Grundschule. Mit grosser Energie baute sie das Jugendheim zu einem einzigartigen Betreuungszentrum für Kinder (2'000 täglich), erwerbslose Jugendliche (300) und erwerbslose Erwachsene (500) sowie einer beispielhaften sozialpädagogischen Ausbildungsstätte aus (jährlich 500 Schülerinnen, insgesamt 6'000 Absolventinnen). Zum Aufgabenbereich des Jugendheims gehörte von 1922 an auch das Landjugendheim Finkenkrug.

Unmittelbar nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten begannen die Verfolgungen. Anna von Gierke wurden zwei Vertreter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt kontrollierend zur Seite gestellt.

Bereits im Mai wanderte die enge Vertraute von Anna von Gierke, Anita Rosenberg, nach Australien aus. Wenig später wurden die jüdischen Mitarbeiterinnen Lilli Oberwarth, Emmy Wolff und Alice Bendix entlassen. Lilli Oberwarth und Emmy Wolff retteten sich nach England und waren dort weiter sozialpädagogisch tätig. Alice Bendix, über zehn Jahre Leiterin des «Finkenkruges», betreute für einige Jahre in München ein Heim für verlassene jüdische Kinder. «Solange in Deutschland», schrieb sie, «noch ein jüdisches Kind lebt und leidet, dem ich helfen kann, solange bleibe ich in Deutschland.» Sie blieb, bis die Gestapo sie erst nach Theresienstadt, von dort nach Ausschwitz deportierte, wo sie im Herbst 1944 den Tod fand.

In der letzten Oktoberwoche 1933 wurde Anna von Gierke unter Androhung von Zwangsmassnahmen gezwungen, die Leitung des Jugendheimes niederzulegen. Die Nationalsozialisten untersagten ihr, die von ihr aufgebauten Einrichtungen zu betreten. Unter den Mitarbeiterinnen des Jugendheimes herrschte helle Empörung, und sie formulierten eine Eingabe mit 105 Unterschriften an die neuen, nationalsozialistischen Vorstandsmitglieder des «Vereins Jugendheim», an die Stadtverwaltung und an eine Reihe führender Persönlichkeiten, in der sie ihre Betroffenheit ausdrücken.

Die Eingabe schliesst mit den Worten:

«Wir verdanken ihr nicht nur das Erlebnis ihrer vorbildlichen Leistung und Persönlichkeit, sondern auch eine besondere Berufsauffassung, die selbst bescheidensten Dienst im engen Kreise mit tiefer Freudigkeit zu erfüllen vermag. Wir halten es deshalb für eine selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit, die wir unserer hochverehrten Frau von Gierke schulden, zum Ausdruck zu bringen, wie stark wir durch ihren Verlust getroffen wurden.»

### Isa Gruner

Auf einer eigens einberufenen Versammlung schlägt dem neuen Leiter, der die Eingabe als widersetzlich brandmarkt, der Unmut der Mitarbeiterinnen entgegen. Aber nur Isa Gruner wagt es, sich offen zu Anna von Gierke zu bekennen:

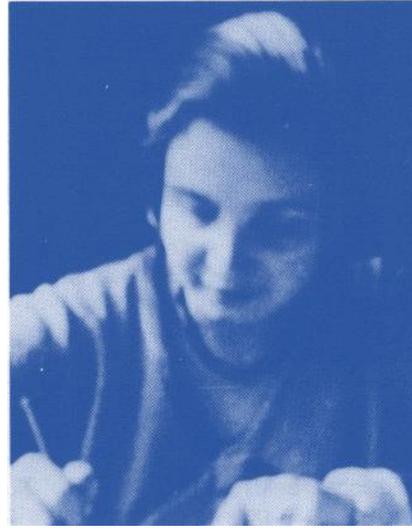
«Mitten in seiner Wut meldete ich mich – also in der Wut des Dritten-Reich-Mannes, der eben immer wieder empört war, dass da Proteste ausgingen – mitten in seiner Wut meldete ich mich, obwohl meine Freundin, die neben mir sass, leise flüsterte: ‚Hinunterschlucken, hinunterschlucken‘. Als ich aufstand überlegte ich mir, sagst du: du, ich oder wir, das heisst, sprech ich jetzt für mich alleine, oder kann ich mir das Recht nehmen, für alle zu sprechen im Widerstand gegen das Unrecht des Dritten Reiches? Es wurde mir blitzschnell klar, hier kann nur jeder für sich sprechen. Ich wusste noch nicht, was ich sagen sollte, doch wie eine wundersame Eingebung wiederholte ich seine Worte und sagte: ‚Sie haben so richtig gesagt Herr..., ein Schuft, ein Schweinehund sondergleichen wäre man, wenn ich ihnen jetzt nicht sagen würde, dass ich nach wie vor hinter Anna von Gierke stehe, und wenn diese Gesinnung der Treue im Widerspruch steht mit der, die durch Sie in dieses Haus ziehen soll, dann bitte ich um meine Entlassung. Totenstille war es im Saal.‘ Den Versuch des neuen Leiters einzulenken, wehrte sie ab: ‚Uns trennen Welten. Ihre Anschauung ist nicht meine Anschauung. Es gibt keine Brücke von mir oder von unserer Anschauung zu Ihrer Anschauung.‘»

Nach ihrer Entlassung, die sie mit «einem unaussprechlichen Gefühl der Befreiung und Beglückung» entgegennahm, zog Isa Gruner auf Einladung Anna von Gierkes in deren elterliches Haus in der Carmerstrasse 12. Im gleichen Haus wohnte von nun an auch Martha Abicht, die als «Seele des Jugendheimes» galt und ebenfalls ihren Dienst quittiert hatte. Dem Zugriff durch die Nationalsozialisten entzogen blieb die «GmbH Landjugendheim», zu der das Landjugendheim Finkenkrug und Grundstücke in Charlottenburg gehörten. Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, die den Jugendheimverein übernommen hatte und im Juni 1934 auflöste, versuchte das Landjugendheim durch sofortige Darlehensrückforderungen in den finanziellen Ruin zu treiben. Isa Gruner, die auch für den «Finkenkrug» verantwortlich war, führte verzweifelt die Verhandlungen. Rettung kam im Jahre 1936 durch Karl Friedrich von Siemens, der 40 Morgen des zum Finkenkrug gehörenden Landes kaufte und somit finanzielle Entlastung brachte. Er schrieb: «Ich bin dankbar, in dieser Zeit eine Ungerechtigkeit gutmachen zu können. Ich helfe von Herzen gern.»

Durch die Tätigkeit von Isa Gruner im Landjugendheim Finkenkrug wurde eine Reihe jüdischer Kinder, die dort illegal lebten, vor der Verfolgung und Vernichtung geschützt. Beispielsweise übernahm sie die Vormundschaft für Christa Winkler, geb. Schmey, deren Mutter 1942 im Konzentrationslager Ravensbrück umkam. Eine Anzahl jüdischer



Anna von Gierke



Isa Gruner

Kinder konnte in Zusammenarbeit mit den Quäkern nach England gebracht und auf diese Weise gerettet werden.

**Charlotte Hoffmann** berichtet:

«Frau Isa Gruner... hat mich im Jahre 1938 im Landjugendheim Finkenkrug bei Berlin aufgenommen. Ich war 17 Jahre alt.

Mein jüdischer Vater hatte auf Grund der politischen Lage einen totalen Nervenzusammenbruch erlitten und wurde in das Landeskrankenhaus Warstein eingeliefert.

Meine Mutter führte das Manufakturwarengeschäft für kurze Zeit alleine weiter. Als sich die Lage mehr und mehr verschlechterte, brachte Frau Gruner mich am 7. Juli 1939 nach England zu Freunden....

Nach dem Kriege kehrte ich nach Deutschland zurück. Meine Eltern waren in einem Konzentrationslager ums Leben gekommen.»

Anna von Gierke litt darunter, von heute auf morgen ihren Wirkungskreis verloren zu haben, aber isoliert war sie nicht. Ihr 60. Geburtstag am 14. März 1934 wurde zu einer ungewöhnlichen Demonstration der Verbundenheit mit der ehemaligen Leiterin des Jugendheimes.

**Ilse Gottstein**, ehemalige Schülerin am Jugendheim, erinnert sich:

«Als Anna ihren Geburtstag hatte, standen wirklich 10, 20 Schupos in der Carmerstrasse, beobachteten den Zug der Frauen mit Blumensträußen, die ihr zum Geburtstag gratulierten. Da war sie gerade aus dem Jugendheim geschmissen worden, und da kamen die alle... Die Polizei war so beunruhigt, als sie das sahen...»

In einem Rundschreiben zu Pfingsten 1934 bedankt sie sich bei «den über 1'000 Freunden, die meiner gedacht haben», informiert alle sachlich über die Vorgänge bei der Zerstörung ihres Lebenswerkes und kündigt sogar an, die Zeitung «Soziale Arbeit» auch in Zukunft weiterführen zu wollen.

Auf vielen Reisen mit dem Auto pflegte Anna von Gierke die Verbindung zu Freunden und früheren Mitarbeiterinnen. Das Auto gab ihr Bewegungsfreiheit und die Sicherheit, völlig ungestört und unbelauscht Gespräche zu führen. Isa Gruner erinnerte sich an eine Autofahrt mit der Schriftstellerin Ricarda Huch und Marie Baum. Auf die Frage von Anna von Gierke, wie lange dieses furchtbare Regime noch dauern könne, antwortete Ricarda Huch: «Ein Staat, der auf dieser Rechtlosigkeit und Brutalität aufgebaut ist, kann nicht für immer bestehen, aber», sie hielt einen Moment inne, «aber er kann uns alle überleben.»

Das Haus in der Carmerstrasse 12 wurde in derzeit des Nationalsozialismus immer mehr zu einem wichtigen Anlaufpunkt für rat- und hilfeschuchende Menschen und zu einem Treffpunkt für Gleichgesinnte. Anna von Gierke und Isa Gruner richteten einen täglichen Mittagstisch ein, luden zum Bibelkreis ein und organisierten Vortragsabende. Isa Gruner schreibt am 3. August 1939 ihrer Lebensgefährtin Anna von Gierke: «...Was mag an wirklichem Leid noch vor uns liegen! Sie sind heute für Viele nötiger als vielleicht früher für die Unzähligen. Immer wieder höre ich: Dass es die Carmerstrasse gibt, ist ein solcher Trost! Vielleicht dass wir beide jetzt unsere Kräfte wirklich Wesentlichem zuführen dürfen.»

Unter welchen Gefahren diese Arbeit stand, zeigte die Verhaftung von Frau Eva Weisbach-Lepsius (Enkelin des Historikers und Archäologen Ernst Curtius), die auch im Hause wohnte und aufgrund einer angeblichen regimekritischen Äusserung beim Besuch ihrer in Südtirol verheirateten Tochter zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt wurde. Auch die Tochter des Schriftstellers Gustav Landauer (am 1.5.1919 ermordetes Regierungs-Mitglied der Bayrischen Räterepublik von 1919) wohnte zeitweilig in der Carmerstrasse, bevor sie sich noch im Jahre 1940 durch Auswanderung retten konnte. Ihr zurückgelassener Rundfunkapparat verhalf der Hausgemeinschaft – die bis dahin aus Vorsicht keinen besass – zum streng verbotenen Abhören des englischen Senders.

Ein grosser Verlust war der Tod von Martha Abicht, die, obwohl schwer herzleidend, die Mutter ihrer erneut sehr gefährdeten ehemaligen jüdischen Schülerin Alice Bendix besuchte und auf dem Rückweg nahe der Carmerstrasse im November 1941 einen Herzschlag erlitt.

Der tägliche Mittagstisch für etwa 8 bis 10 Gäste war ein wichtiger Ort der Begegnung und Hilfe. Diese Tafelrunde für Freunde und Bedrängte wurde auch während des Krieges trotz der Rationierung durch Lebensmittelmarken weitergeführt. Ohne Lebensmittel aus der kleinen Landwirtschaft des «Finkenkrug» wäre das oft nicht möglich gewesen.

Viele Freunde und Freundinnen von Anna von Gierke gehörten der Bekennenden Kirche an oder standen ihr nahe. Sie und ihr Kreis besuchten regelmässig, auch nach der Inhaftierung von Pfarrer Martin Niemöller, die Dahlemer Kirche und die dort abgehaltenen Bibelstunden. Sie war ebenfalls Pfarrer Gerhard Jacobi (S. 132ff) von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche sehr verbunden. Im Haus in der Carmerstrasse traf sich auf die Initiative von Anna von Gierke hin mittwochs (vierzehntägig) ein Bibelkreis, an dem stets 40 bis 50 Menschen teilgenommen haben sollen. Anfänglich wurde der Kreis von Pfarrer Jacobi, später von dem Bachforscher und Bibliothekar der Staatsbibliothek, Friedrich Smend, geleitet. Zu Beginn jeder Versammlung wurde vor der Bibellesung über die Lage der Bekennenden Kirche berichtet. Wie Teilnehmer in dieser Gemeinschaft Trost und Stärkung für den eigenen Lebenskampf fanden, zeigt ein Brief aus Palästina an Anna von Gierke:

«Ich weiss nicht, ob ich ohne Ihre Mittwoch-Abende die furchtbare Zeit der Verfolgung in Deutschland bis zu meiner Befreiung hätte je überstehen können.»

Abwechselnd mit den Bibelstunden fanden vierzehntägig donnerstags Vortragsabende statt, zu denen bis zu achtzig Gäste kamen. Gegen einen kleinen Unkostenbeitrag erhielten sie sogar ein Abendessen. In einer Zeit, in der man vor Freunden und Bekannten ängstlich jedes Wort hütete, ergaben sich hier lebhaftes Gespräche bis weit über Mitternacht hinaus. An diesen Abenden wurden auch Abschnitte von Lebensmittelmarken gesammelt, um Menschen, die verfolgt wurden und sich versteckt hielten, zu unterstützen. Ausserdem wurden Kontakte geknüpft, um gefährdeten Menschen die Flucht zu ermöglichen.

Die geistige Rahmen, in dem sich die Vorträge bewegten, wurde weit gezogen, wenn auch der Schwerpunkt ohne Zweifel bei religiösen und ethischen Themen lag. Beeindruckend allein die von Marie Baum überlieferte Liste der Redner:

Die Theologen Martin Niemöller, Romano Guardini, Helmut Gollwitzer und Hermann Maas sprachen über religiöse Themen. Die Vikarin Ludwig referierte über Bernanos «Unter der Sonne des Satans» und «Über das wahre Gesicht der Heiligen», Idamarie Soltmann über Paul Claudel und über Gertrud von LeFort, Agnes von Zahn-Harnack über die Ehe. Über literarische Themen informierten Lina Mayer-Kulenkampf, Gertrud Bäumer über «Otto I. und Adelheid» und «Dante», Elly Heuss-Knapp über «Erzählungen von Selma Lagerlöf», Mario Kramer über «Die Romantiker», Agnes von Zahn-Harnack über Ina Seidels «Lenacker», Fritz Klatt über Ernst Jüngers «Auf den Marmorklippen».

Theodor Heuss hielt einen Vortrag über Robert Bosch und Hilde Thumwald über «Südseeforschungen».

### Marie Baum berichtet:

«Auf diese Ansammlung von Menschen hatte die Gestapo natürlich ihr Auge geworfen und schickte eines Abends zwei Beamte, die den Vortrag anhören und darüber berichten sollten. Man kann sich die stille Heiterkeit der Besucher ausmalen, als der Redner, ein Stadtschulrat, schnell gefasst das vorbereitete Thema umwarf und sich sehr gewandt über ‚Die Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitlerjugend‘ ausliess. Isa Gruner fiel die Aufgabe zu, vor dem Beginn des Vortrages die Gäste von der Anwesenheit der Beamten zu verständigen.»

Bemerkenswerterweise konnten diese Versammlungen bis Ende 1942 stattfinden. Dann erhielt Anna von Gierke, die inzwischen schon gesundheitlich sehr geschwächt war, eine Vorladung zur Gestapo am Alexanderplatz. Isa Gruner begleitete sie. Nach stundenlangen, anstrengenden Verhören wurde ihnen mitgeteilt, dass die literarischen Abende in Zukunft verboten seien. Die Bibelstunden durften noch fortgeführt werden. Eine weitere Vorladung zur Gestapo in Potsdam konnte ihr Isa Gruner abnehmen. Dort ging es in einer langen Vernehmung um die Kinder und Jugendlichen verfolgter Eltern, denen sie seit Jahren im «Finkenkrug» Schutz gegeben hatte.

Im Juli 1942 hatte Anna von Gierke ihr letztes Gespräch mit Schülerinnen in Finkenkrug geführt. Es handelte sich um eine Klasse der Westfälischen Wohlfahrtsschule mit ihrer Leiterin Frau Soltmann, die während ihres vierzehntägigen Studienaufenthaltes im Landjugendheim wohnte und arbeitete. Alle Schülerinnen sympathisierten mit dem Bischof Graf von Galen von Westfalen, der gegen die von den Nationalsozialisten begonnene Euthanasie, die sogenannte Tötung unwerten Lebens, predigte. Diese Schülerinnen schrieben die Predigten des «Löwen von Münster» ab und verbreiteten sie.

Sie baten Anna von Gierke, von ihrer Arbeit zu berichten. Zum Schluss sagte Anna von Gierke zu den Schülerinnen:

«Helfen Sie, dass bei uns das Recht wieder massgebend wird, helfen Sie, dass jeder im anderen Menschen wieder seine Würde sieht und an das Gute im Menschen glaubt.»

Anna von Gierke starb am 3. April 1943 in ihrer Wohnung.

Neben ihr fand man auf einem Zettel folgende Zeilen:

«Schwer lastet das tägliche Erleben auf uns allen.

Dunkelheit umgibt uns,  
leuchten Freundschaft und Treue hell.

Je schwerer und dunkler die Zeiten  
werden uns umso heller leuchten...

Hab Sonne im Herzen dennoch»

### Elisabeth von Thadden

Nach dem Tode von Martha Abicht (1941), der engen Mitarbeiterin von Anna von Gierke, zog in die frei werdende Wohnung im Untergeschoss der Carmerstrasse 12 Elisabeth von Thadden ein.

Elisabeth von Thadden (1890-1944) begründete 1929 das evangelische Landeserziehungsheim Schloss Wieblingen bei Heidelberg. Geprägt von den sozialreformerischen Ideen Friedrich Siegmund-Schulzes, lernte sie an der berühmten Sozialschule von Alice Salomon und kam in Berlin mit dem Theologen Adolf von Harnack, dem Politiker Friedrich Naumann, Elly Heuss-Knapp und Anna von Gierke zusammen. Ihre erste Stelle erhielt sie über die Freundin der Dichterin Ricarda Huch und Schülerin von Anna von Gierke, Marie Baum, die Regierungsrätin in Baden war.

Als Jugendheimleiterin geriet Elisabeth von Thadden schon bald in Konflikt mit dem Nationalsozialismus, da sie von ihrer humanistischen Überzeugung her den Rassenvorurteil zutiefst ablehnte. Sie hielt weiterhin Kontakte zu rassisch Verfolgten, begrüßte sie auf der Strasse und traf sich mit jüdischen Bekannten offen im Café. Sie arbeitete eng mit dem Pfarrer Hermann Maas zusammen, der in Elisabeth von Thaddens Schule Konfirmationsunterricht gab. Hermann Maas verhalf vielen jüdischen Familien zur Ausreise, wurde mehrfach verhaftet und mit Predigtverbot belegt. Elisabeth von Thadden hielt auch weiterhin Kontakt zu Friedrich Siegmund-Schulze, in der Schweiz, in dessen Haus sich Anhänger des deutschen Widerstandes trafen. Einmal gelang es ihr, ein konspiratives Treffen mit ihm, dem die Einreise nach Deutschland verboten war, und etwa 50 Gleichgesinnten in Heidelberg zu arrangieren. In der Schweiz las Elisabeth von Thadden das Buch von Hermann Rauschnig «Gespräche mit Hitler», das sie in ihrer Widerstandshaltung bestärkte.

Die Denunziation durch eine ihrer Schülerinnen führte im Mai 1941 zum Entzug der Genehmigung für den Betrieb ihres Landerziehungsheims, «da dieses Unterrichtsunternehmen keine ausreichende Gewähr für eine nationalsozialistische Erziehung der Jugend bietet». Die Verfügung zerstörte ihr Lebenswerk, die Schule wurde verstaatlicht. In Berlin bekam sie nach ihrer Entlassung eine Aufgabe beim Deutschen Roten Kreuz in Babelsberg zugewiesen. Elisabeth von Thadden nahm an den Vortragsabenden im Hause Anna von Gierkes teil und war Gast im sogenannten Solf-Kreis. Hanna Solf war die Witwe des ehemaligen Botschafters in Tokio Wilhelm Solf (1862-1936). In ihrer Wohnung in der Alsenstrasse 9 (Tiergarten) fand sich eine Gruppe in der Ablehnung des Nationalsozialismus gleichgesinnter Menschen zu einer regelmässigen Teegesellschaft zusammen. Dieser Kreis hatte keine direkten umstürzlerischen Absichten, aber einige Teilnehmer, wie der Gesandte Otto Kiep und der Staatssekretär Arthur Zarden, hatten Kontakte zur bürgerlich-militärischen Opposition.



Elisabeth von Thadden

Am 10. September 1943, dem Geburtstag ihrer Schwester Anza, wollte Elisabeth von Thadden mit der Ausrichtung der Teegesellschaft in der Carmerstrasse 12 die Einladungen von Frau Solf dankbar erwidern. Zu diesem Zweck wurde ihr die repräsentative Wohnung Anna von Gierkes zur Verfügung gestellt, die Isa Gruner nach deren Tod weiter bewohnte. Isa Gruner nahm rein zufällig nicht an der Geburtstagsfeier teil.

An der Teegesellschaft nahmen neben Elisabeth von Thadden und ihrer Schwester Marie-Agnes Braune, «Anza», folgende Gäste teil:

Anne Rühle (Cousine von Friedrich Siegmund-Schulze), Fanny von Kurowsky, Hanna Solf, der Staatssekretär Arthuer Zarden mit seiner Tochter, Irmgard Zarden, der Diplomat Otto Carl Kiep, der Diplomat Hilger van Scherpenberg (Schwiegersohn des früheren Reichsbankpräsidenten Schacht) und der Gestapospitzel Dr. Reckzeh, der sich mit einem Empfehlungsschreiben von Bianca Segantini, einer Freundin von Elisabeth von Thadden in der Schweiz, Zugang zu der Runde verschaffte. Dr. Reckzeh, der sich auch der Bekanntschaft zum ehemaligen Reichskanzler Joseph Wirth, zu Minister Kindt-Kiefer und zu Siegmund-Schultze rühmte, bot fast jedem im Kreis seine «Kurierdienste» an, ohne dass ein Verdacht gegen ihn aufkam. Elisabeth von Thadden gab ihm leichtsinnigerweise einen belanglosen Brief an ihre Freundin in der Schweiz mit, den sie in den Folgetagen vergeblich zurückforderte.

Den Verlauf jenes Nachmittages am 10. September 1943 hat Irmgard von der Lühe nach Gesprächsprotokollen damaliger Gäste rekonstruiert. Zuerst diskutierte man den Zusammenbruch des italienischen Faschismus durch die Verhaftung Mussolinis, wobei sogleich die Frage im Raum stand, ob das auch in Deutschland möglich sei. Man war sich einig, dass die Fortführung des Krieges aussichtslos sei. Hitler mache bestimmt keinen Frieden. Alles würde zugrunde gehen. Es gäbe eines Tages keine andere Möglichkeit als einen Staatsstreich oder eine Revolution. Kiep schilderte die Möglichkeiten eines solchen Umsturzes. Zuerst müsse die SS und Gestapo mattgesetzt werden und ein Schattenkabinet bereitstehen, um die Regierung zu übernehmen. Hitler müsse an die Wand gestellt werden, meinte Frau Solf. Um Hitlers Platz sofort zu besetzen, schlug Fanny Kurowsky Carl Friedrich Goerdeler vor. Für die neue Regierung müsse im Ausland um Vertrauen und Verständnis geworben werden.

Dr. Reckzeh fuhr danach wieder in die Schweiz und kontaktierte Joseph Wirth, bis er von Friedrich Siegmund-Schultze als Spitzel entlarvt wurde. Es war zu spät, um die Freunde in Berlin noch rechtzeitig zu warnen. Dr. Reckzeh besass sogar die Skrupellosigkeit, noch einmal in der Carmerstrasse bei Elisabeth von Thadden und Elisabeth Wirth zu erscheinen, die inzwischen allerdings alarmiert waren. Seine Denunziation führte zur Überwachung und später im Januar 1944 zur Verhaftung der Teilnehmer der Teegesellschaft und in der Folge zur Festnahme von ca. 70 Persönlichkeiten des Kreises um Hanna Solf. Elisabeth von Thadden wurde am 12. Januar in Frankreich auf dem Weg zu einem Rot-Kreuz-Einsatz verhaftet. Frau Inge van Scherpenberg konnte der Verhaftung als Mitwisserin knapp entgehen und informierte einflussreiche Freunde in Berlin über die Festnahmen.

Vergeblich hatte Helmuth James Graf von Moltke, der von Oppositionellen in der Abwehr über die Ermittlungen informiert worden war, versucht, seinen Bekannten Kiep zu warnen, der seinerseits die zu späte Warnung sofort weitergab. Kiep, der zusammen mit seiner Frau am 16. Januar verhaftet wurde, machte sich keine Illusionen über die Konsequenzen: «Die geführten Gespräche waren absolut tödlich.» Der Kopf des Kreisauer Kreises, Graf von Moltke, der damals im Oberkommando der Wehrmacht als Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht tätig war, geriet wegen der Warnung selber in Haft.

Nach Verhören durch die Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 kommen Hanna Solf, Irmgard Zarden, Elisabeth Wolf und Elisabeth von Thadden als Untersuchungshäftlinge ins KZ Sachsenhausen. Hanna Kiep, Gräfin Ballestrem, Marie-Agnes Braune und Anne Rühle wurden im Polizeipräsidium am Alexanderplatz verhört. Schliesslich wurden nach und nach alle Frauen sowie Otto Kiep und Hilger van Scherpenberg in den Zellenbau des Konzentrationslagers Ravensbrück verschleppt. Die Verhöre fanden in der nahe gelegenen Gestapo-Schule Drögen statt. «Mir ist kein einziges Wort entschlüpft, das andere belastet hätte», vertraute Elisabeth von Thadden kurz vor ihrem Tode dem Gefängnisgeistlichen Pfarrer Ohm mit. Marie-Agnes Braune und Anne Rühle kommen frei, gegen sie wird keine Anklage erhoben.

Nach einigen Monaten wurden Kiep und van Scherpenberg ins Zuchthaus Brandenburg verlegt. Arthur Zarden hatte sich nach seiner Verhaftung in einer Zweigstelle der Gestapo in der Joachim-Friedrich-Strasse durch einen Sturz aus dem Fenster des Waschraumes das Leben genommen.

Am 1. Juli 1944 wurde der Prozess gegen Elisabeth von Thadden, Hanna Solf, Irmgard Zarden, Fanny von Kurowsky, Otto Kiep und Hilger van Scherpenberg vor dem Volksgerichtshof mit Roland Freisler als Vorsitzendem eröffnet. Das Verfahren gegen Frau Solf wurde während der Verhandlung abgetrennt. Der japanische Botschafter, Oschima, hatte sich für sie wegen der Verdienste ihres Mannes in Japan verwandt. Nach vierzehnstündiger Verhandlung verlas Freisler um 21 Uhr 45 das Urteil. Elisabeth von Thadden und Otto Carl Kiep wurden zum Tode verurteilt, Hilger van Scherpenberg erhielt 2 Jahre Gefängnis und Irmgard Zarden sowie Fanny von Kurowsky wurden freigesprochen.

Fieberhaft versuchten Verwandte und Freunde, ein Gnadengesuch für die Todeskandidaten zu erwirken, aber das Scheitern des Umsturzes vom 20. Juli 1944 besiegelte die Todesurteile. Otto Carl Kiep wurde am 26. August und Elisabeth von Thadden am 8. September 1944 in Plötzensee hingerichtet. Die Hinrichtung von Frau von Thadden verzögerte sich um fast vier Stunden, da in dieser Zeit führende Personen des 20. Juli, darunter Joseph Wirth und Ulrich von Hassell, hingerichtet wurden.

# Widerstehen aus katholischem Glauben

## Dompropst Bernhard Lichtenberg

Bernhard Lichtenberg (1875-1943) war ein ungewöhnlich engagierter katholischer Pfarrer in Charlottenburg. Eine Reihe von Gemeindeneugründungen, St. Canisius (1921), St. Thomas von Aquin und Heilig Geist (1922), St. Kamillus (1923) und Mariä Himmelfahrt (1926), sind nicht zuletzt auf seinen unermüdlichen Einsatz zurückzuführen. Er wirkte von 1913-1930 an der Herz-Jesu-Kirche und war Bezirksverordneter der Zentrumsparterie in Charlottenburg. In der Bezirksversammlung von Charlottenburg setzte sich Lichtenberg Anfang der 30er Jahre sehr engagiert besonders für Jugend-, Sozial- und Bildungsfragen ein.

Wie verhasst Bernhard Lichtenberg den Nationalsozialisten war, zeigte 1931 die Auseinandersetzung um den Film «Im Westen nichts Neues», nach dem Roman von Erich Maria Remarque. Als die Ortsgruppe Berlin des Friedensbundes Deutscher Katholiken auch im Namen von Bernhard Lichtenberg Veranstaltungen für diesen «künstlerisch hochstehenden Film» organisierte, wurde besonders Lichtenberg in einer Hetzkampagne übelster Art im «Angriff», der Zeitung des NSDAP-Gauleiters von Berlin, Joseph Goebbels, diffamiert.

1931 wurde Lichtenberg zum Administrator der St. Hedwigsgemeinde und 1932 zum Dompropst St. Hedwig ernannt. Im Januar 1939 wurde der Pfarrei Herz Jesu, mit der Lichtenberg weiter sehr eng verbunden war, verboten, die Pfarrnachrichten zu drucken. Die Druckausrüstung wurde von der Gestapo beschlagnahmt.

In Gebeten und Predigten trat Lichtenberg öffentlich für die verfolgten Juden und Häftlinge in den Konzentrationslagern ein. Er wurde am 23. Oktober 1941 verhaftet und war bis Mai 1942 in Untersuchungshaft in Berlin-Moabit. Vom Sondergericht I in Berlin wurde er am 22. Mai 1942 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung seiner Haftstrafe in der Strafanstalt Tegel wurde er von der Gestapo am 23. Oktober 1943 erneut verhaftet, obwohl er erkrankt und durch die Haft sehr geschwächt war. Nach einem Zwischenaufenthalt im Arbeitslager Wuhlheide, wo Lichtenberg vermutlich schwer misshandelt worden ist, wird er auf einen Transport in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Bereits vom Tode gezeichnet, kam Bernhard Lichtenberg mit dem Sammeltransport bis Hof, wo er am 5. November 1943 im Krankenhaus der Stadt starb. (Sein Grab befindet sich in der St. Hedwigskathedrale, und in der Krypta von Maria Regina Martyrium erinnert eine Gedenktafel an Bernhard Lichtenberg.)

## Katholischer Frauenbund von Berlin

Gefördert von ihrer Vorsitzenden Maria Hessberger, versuchte der Katholische Frauenbund von Berlin, sich durch unterschiedliche Aktivitäten dem Nationalsozialismus zu verweigern. Im Frauenbundhaus am Lietzensee, Königsweg (heute Wundtstrasse), wurden in diesem Sinne regelmässige Vortragsabende zu religiösen Themen durchgeführt. Bei diesen Abenden waren als Redner eingeladen: Bischof Nikolaus Bares, Bischof Konrad Graf von Preysing, Professor Romano Guardini, Helene Weber, der Schriftsteller und Kulturphilosoph Theodor Haecker und viele andere.

Der zweite Vortragsabend mit Theodor Haecker wurde von der Gestapo gestört, der Redner vorübergehend verhaftet und mit Redeverbot belegt.

### **Margarete Ehlert:**

«Unvergesslich sind die beiden Abende während der Nazizeit, an denen Theodor Haecker im Saal des Frauenbundes über ‚Der Christ in der Geschichte‘ vor einem grossen, geistig gespannten Auditorium sprach und wo ihn am zweiten Abend das Redeverbot durch die Gestapo erteilte. Wie Maria Hessberger in dieser gefährvollen Situation das geschehene Unrecht in gelassener Ruhe zurückwies, sich mutig zur Geisteshaltung des führenden Philosophen bekannte, darin lag Grösse, die die ganze Versammlung ergriff. Der erregende Vorgang, der den Forscher von dieser Stunde ab zum Schweigen verurteilte, bestärkte viele im zähen Widerstand.»

Später wurde Maria Hessberger bei der Gestapo vorgeladen und die Zusammenkünfte des Vereins untersagt.

Die Heimleiterin, Schwester Norberta Oblöser, berichtet, wie im Frauenbundhaus Briefe des Bischofs Münster Graf von Galen gelesen und vermutlich auch weiterverbreitet worden seien. Weiter habe man in der Zeit, als Fronleichnamprozessionen vom NS-Regime verboten waren, eine Prozession im Frauenbundhaus durchgeführt.

Es sei des Öfteren über die Judenverfolgungen gesprochen und Juden auf unterschiedliche Weise geholfen worden. Hierbei setzte sich Frau Margarete Sommer vom bischöflichen Ordinariat in besonderem Masse ein. Im Hause selbst waren vom November 1942 bis zum Kriegsende zwei Jüdinnen versteckt, und zwar unter den Decknamen «Frau Hitzer» und «Luise Bartog» (Frau Buttermilch aus dem Hansaviertel). Frau Buttermilch unterstützte mit Hilfe des Hauses ein jüdisches Ehepaar, das sich in einem Gartenhaus versteckt hielt, regelmässig mit Lebensmitteln.

In der Sozialen Frauenschule des Katholischen Frauenbundes am Königsweg (seit 1936 Wundtstrasse) wurde versucht, den Schülerinnen eine eigene Urteilsbildung zu ermöglichen, statt sie im «Geiste des Nationalsozialismus» zu erziehen.

### **Marianne Pünder**

«Jede Unterrichtsstunde solcher Art war wie eine Gratwanderung. Rückschauend wissen wir, dass unter unseren Schülerinnen kein Spitzel war. Dass sie sich und uns auch durch ihr Schweigen vor der ungerechten Gewalt behütet haben, das dankt die Schule ihnen heute noch.»

1944 wurde Pater Hermann Josef Schmitt (1896-1964), der Religionslehrer der Schule seit 1937, verhaftet und ins Konzentrationslager Dachau verschleppt. Pater Schmitt hielt Vorlesungen über die katholische Moraltheologie und war auch als Studentenseelsorgertätig. Er wurde vermutlich von einem Spitzel in einer studentischen Gruppe denunziert. Pater Schmitt kam aus Köln, wo er sich in der katholischen Sozialarbeit engagiert hatte. Aus dieser Zeit stammen seine Kontakte zum christlichen Gewerkschaftsfunktionär Nikolaus Gross (1898-1945). Weiter soll er Verbindungen zur Gruppe der Jesuiten im Kreisauer Kreis unterhalten haben.

Pater Schmitt konnte Dachau überleben und nahm nach 1945 am Wiederaufbau der katholischen Arbeiterbewegung in Köln teil.

**Dr. med. Hilde Westrick**, Stallupöner Allee 31, war als Anstaltsärztin in der Frauenhaftanstalt in der Lehrter Strasse tätig. Sie setzte sich in besonderem Masse für die inhaftierten Frauen ein und versorgte sie u.a. mit zusätzlichen Medikamenten und Lebensmitteln. Frau Greta Kuckhoff (S. 233) lernte Frau Westrick während ihrer Haftzeit kennen. Sie berichtete unmittelbar nach Kriegsende, dass Frau Westrick eine zum Tode verurteilte Frau vor der schon angesetzten Vollstreckung der Todesstrafe bewahren konnte, indem sie diese am Tage der Hinrichtung in ein künstliches Koma versetzte. Die Frau überlebte,

da es in den letzten Kriegswochen nicht mehr zu einem neuen Hinrichtungstermin kam. (Frau Westrick, tiefgläubige Katholikin, betreute in der Notzeit nach dem Krieg ein Flüchtlingslager in Westend und baute eine kleine Klinik auf. Ihr Mann Ludger Westrick war später Staatssekretär in der Regierung Adenauer.)



## Hilde Westrick

### Schülerinnenheim «Maria Regina»

Ahornallee 33

1934 erwarben die Schwestern Unserer Lieben Frau, die das Lyzeum Liebfrauen-schule betrieben, das Schülerinnenheim «Maria Regina» in der Ahornallee 33 in Westend. Auf dem Grundstück steht heute die Katholische Schule Liebfrauen.

In dem Schülerinnenheim wurden von den Schwestern jüdische Kinder und vermutlich auch Erwachsene versteckt, um sie vor der Verfolgung und später vor der Deportation zu retten. Margrit K., geb. 1930, lebte von 1937 oder 1938 bis ungefähr 1941 im Mädchenheim und erinnert sich:

«Einige Kinder wurden nicht zur Schule geschickt. Sie lebten praktisch im Heim verborgen, ebenso wie einige Erwachsene, die in Dachstuben untergebracht waren. Mir und den anderen Kindern gegenüber taten die Schwestern immer so, als wären diese Erwachsenen und die Kinder, die nicht zur Schule gingen, krank. Die Schwestern wollten eigentlich, dass wir gar nichts von diesen anderen Kindern wüssten, die noch im Heim waren. Erst recht durften wir draussen nicht erzählen, was im Heim passierte.

Einmal wurde das Heim kontrolliert. An diesem Tag wurden wir alle versteckt. Das Gebäude ist eine Villa, in deren Keller sich ein kleines ‚Schwimmbad‘ befand. Es war zu dem Zeitpunkt nicht mehr in Betrieb, und dort versteckten wir uns. Als die Kontrolle vorüber war, gingen wir ohne zu fragen wieder zur Tagesordnung über.»

### Canisius-Kolleg, Gymnasium am Lietzensee

Neue Kantstrasse 2

Im Herbst 1936 entbrannte der Kampf um den Erhalt der katholischen Schulen in Charlottenburg, als im August der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Abt. für höheres Schulwesen, den Abbau von fünf privaten katholischen Oberschulen Berlins, darunter das Gymnasium am Lietzensee und das Liebfrauen Oberlyzeums am Königsweg 48-50 (seit 1936 Wundtstrasse), anordnete. Von den Nationalsozialisten wurde verfügt, zuerst die Ordenslehrkräfte und dann die weltlichen Lehrkräfte zu entlassen.

Das Gymnasium am Lietzensee war eine katholische Schule für Jungen, die erst 1925 nach langjährigen Verhandlungen mit dem preussischen Kultusministerium vom Jesuitenorden eröffnet worden war. Von der Schulleitung alarmiert, legte das Patronat der Schule sofort Einspruch gegen die Abbaufürung ein. Am 26. September 1936 sandte der Kardinalstaatssekretär Pacelli, der spätere Papst Pius XII., eine Protestnote an den Erziehungsminister Rust gegen den Abbau katholischer Schulen und verwies auf den Artikel 25 des Reichskonkordats, in dem das NS-Regime den Schutz katholischer Privatschulen zugesagt hatte.

Auch der für das katholische Schulwesen zuständige Bischof Berning forderte die Rücknahme der Verfügung und argumentierte dabei mit dem deutschen Schulrecht und der formell nicht abgeschafften Weimarer Verfassung.

Der Vater eines Schülers des Gymnasiums am Lietzensee, der Reichsverkehrs- und Reichspostminister Paul Freiherr von Eltz-Rübenach (1875-1943), setzte sich für die Schule ein. Eltz-Rübenach, der sich nach dem Tode Erich Klauseners (S. 186) den Nationalsozialisten gegenüber loyal verhalten hatte, beschwerte sich nun zunächst beim Erziehungsminister Rust und schliesslich sogar bei Hitler persönlich, der jedoch von dem Beschluss nicht abrückte. Als Hitler in der Unterredung heftig wurde, erinnerte Eltz-Rübenach ihn an seinen auf die Verfassung geleisteten Eid und betonte, dass er selbst den Eid halten würde. In der Kabinettsitzung am 30. Januar 1937 aus Anlass der nationalsozialistischen Machtübernahme kam es zum Eklat, als alle noch nicht der NSDAP angehörenden Minister in die Partei aufgenommen und ihnen Goldene Parteiabzeichen verliehen werden sollten. Als die Reihe an Eltz-Rübenach kam, knüpfte er an die Annahme die Bedingung, dass die Angriffe gegen die katholische Kirche eingestellt werden müssten. Hitler war darüber so empört, dass er Eltz-Rübenach bei der Verabschiedung des Kabinetts die Hand verweigerte und ihn zum Rücktritt aufforderte, den dieser sofort einreichte. Nachdem Eltz-Rübenach sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, liess Hitler zeitweilig seine Pension sperren. Das Ehepaar Eltz-Rübenach wurde ausserdem eine zeitlang von der Gestapo überwacht, nachdem Frau Eltz-Rübenach, von ihrem Mann unterstützt, die Annahme des ihr verliehenen Mutterkreuzes verweigerte. Eltz-Rübenach starb 1943 in Linz am Rhein.

Gleichfalls ohne Erfolg für die Rettung der katholischen Schulen wie der Vorstoss von Freiherr von Eltz-Rübenach blieb der Versuch des Vatikans, über ein Rechtsgutachten des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag die Abbaufürung rückgängig zu machen. Ab 1937 begann der Abbau, der noch beschleunigt wurde durch die Verfügung, dass die neunklassige Oberschule in eine achtklassige umgewandelt wurde. Bis Ostern 1940 gelang es den NS-Behörden, die Schule endgültig stillzulegen.

Pater Josef Riethmeister, früher Minister des Canisius-Kollegs, war von August bis Oktober 1944 in Haft. Er wurde festgenommen, weil die Gestapo von ihm den Aufenthaltsort von Pater Lothar König (Teilnehmer des Kreisauer Kreises) erfahren wollte.

## Erziehung zum Nachdenken

Wie sehr der Lehrbetrieb im Gymnasium am Lietzensee von einer Atmosphäre der Verweigerung gegenüber dem Machtanspruch der Nationalsozialisten gerade auch in Glaubensfragen geprägt war, beschreibt Herr Loeb-Ullmann, ehemaliger Schüler des Gymnasiums am Lietzensee von 1932 bis zur Schliessung:

«Das Gymnasium am Lietzensee war ganz entschieden anti-nationalsozialistisch... Ich kann mich nicht entsinnen, einen Lehrer gehabt zu haben, der in Richtung Nationalsozialismus tendiert hätte. Das Kolleg war sehr stark von der Jugendbewegung her geprägt war, speziell durch den Bund Neu Deutschland. Der Bund Neu Deutschland war ein Bund speziell für Schüler von höheren Schulen, und zwar nur für Jungens. Der Bund war von der Jugendbewegung geprägt. ...

Man war einfach mit der Schule verbunden, dadurch dass die Schule von den Nazis bekämpft wurde und dass wir auf dieser Schule geschult wurden zum Dialog mit Andersdenkenden. Dieser Unterricht ging immer in der Weise vor sich, dass ein Schüler ans Katheder gesetzt wurde und dann die Klasse mit ihm zu diskutieren hatte und er war sozusagen der Advocatus Diaboli, musste also die Gegenseite verteidigen und das waren dann eben auch nazistische Positionen. Und einmal hatten wir das Thema Tyrannenmord, was nun auch theologisch natürlich ein interessantes Thema ist. Ich kann jetzt Einzelheiten nicht mehr wiedergeben, aber das war eine aufregende Sache... Und was für Thomas von Aquin typisch war, dass er zunächst einmal die Thesen der Gegenseite wiederholt und dass man sich vom Gegner bestätigen lässt, dass man ihn richtig wiedergegeben hat. Alle diese Dinge, die haben wir da gelernt.»

Loeb-Ullmann wurde mit vielen anderen Schülern seiner Klasse nach der Schliessung des Gymnasiums am Lietzensee vom Kaiserin Augusta Gymnasium in der Cauerstrasse übernommen. Er musste «wegen weltanschaulich nicht einwandfreier Leistungen» nach einem Jahr die Schule verlassen und machte über eine private Schule extern 1941 das Abitur. Als «Halbjude» war ihm das Studium verwehrt und er arbeitete als Arbeiter bei den Firmen Degussa und Bruno Lange, bis er als Zwangsarbeiter bei der Organisation Todt eingesetzt wurde. Sein jüdischer Vater und viele Familienangehörige wurden im Februar 1943 deportiert und in Auschwitz ermordet.

(Das Gymnasium am Lietzensee wurde bereits im Juni 1945 als «Canisius-Kolleg» wieder eröffnet und erhielt 1947 sein neues Domizil in dem ehemaligen Verwaltungsgebäude der Firma Krupp in der Tiergarten Strasse.)

### **Pater Bruno Schmidt**

St. Canisius, Neue Kantstrasse 2

In der Nachbarschaft der von den Nationalsozialisten aufgelösten Schule versuchten in der St. Canisius-Gemeinde die Kapläne Pater Bruno Schmidt, Pater Matzker und Pater Michalke die religiöse Jugendarbeit unter sich immer mehr verschärfender politischer Überwachung zu organisieren.

Der Jesuitenpater Bruno Schmidt (1909-1965) war 1939 Kaplan in St.



Bruno Schmidt

Canisius geworden und hatte als Leiter der «Religiösen Arbeitsgemeinschaft der St. Canisius-Pfarrei» regelmässig wöchentliche Zusammenkünfte im Pfarrsaal veranstaltet, an denen etwa zehn Jugendliche im Alter von 17-20 Jahren teilnahmen. Dort besprach Pater Schmidt auch weltliche Themen und kommentierte kritisch die staatlichen Massnahmen gegen die katholische Kirche. Als einer der Jungen im Februar 1942 in einem Schulaufsatz in diesem Sinne leichtsinnigerweise eine «Führerrede» kritisch kommentierte, wandte sich nach einem Verhör des Schülers bei der Gestapo der Verdacht gegen Pater Schmidt und dessen Jugendarbeit. Der Junge sollte im Auftrag der Gestapo den Arbeitskreis auch bespitzeln. Am Abend des 25. März 1942 kam es zu einer gross angelegten Hausdurchsuchung durch etwa 30 Beamte Gestapo, die jedoch weitgehend erfolglos blieb, da verdächtiges Material bereits durch die alarmierten Pater zur Seite geschafft worden war. Pater Schmidt und seine Jugendgruppe wurden verhaftet. Die Jugendlichen wurden nach nächtlichem Verhör im Polizeipräsidium am Alexanderplatz wieder entlassen. Pater Schmidt kam in Untersuchungshaft.

Am 21. Mai 1943 wurde Pater Schmidt «wegen fortgesetzten Kanzelmisbrauchs in Tateinheit mit Vergehen gegen das Heimtückegesetz zu 2 Jahren und 3 Monaten Gefängnis» verurteilt. Unter Anrechnung der Untersuchungshaft verbrachte Pater Schmidt weitere 13 Monate im Gefängnis in der Lehrter Strasse. Unmittelbar nach der Haftzeit wurde Pater Schmidt von der Gestapo ins Sammellager in der Grossen Hamburger Strasse gebracht. Seine drohende Verschleppung ins Konzentrationslager Dachau konnte Dr. Lux, Oberarzt im St. Hedwigkrankenhaus, durch Krankschreibung des Kaplans mehrfach herauschieben. Schliesslich wurde Pater Bruno Schmidt ins KZ Dachau überführt, wo er bis zur Befreiung im Mai 1945 blieb. Er verstarb 1965 im Alter von erst 57 Jahren.

## **Pater Franz Syring**

St. Kamillus, Friedrich-Karl-Platz (heute Klausenerplatz )

Pater Franz Syring war Kuratus von St. Kamillus am ehemaligen Friedrich-Karl-Platz, einer erst 1932 eingeweihten Niederlassung des Kamillus-Ordens. Die Finanzierung dieser Aufgabe hatte Pater Syring mit der Universum-Bank unter Aufnahme ausländischer Kredite gelöst. In der Zeit der Notverordnungen konnte der Orden noch mit einer Sondergenehmigung zur Devisenausfuhr seinen Rückzahlungsverpflichtungen nachgehen. Die Nationalsozialisten erteilten diese Genehmigung nicht mehr, so dass die Ordensleutenötigt waren, zur Selbsthilfe zu greifen. Im Rahmen ihrer Devisenprozess-Kampagne gingen die Nationalsozialisten auch gegen die Orden vor.

Am 14. März 1935 kam es zur Hausdurchsuchung im Kamillus-Kloster und zur Verhaftung von Pater Syring und Pater Marquardt. Während Pater Marquardt am gleichen Tag wieder freikam, wurde Pater Syring nach Tempelhof, vermutlich ins Columbia-Haus, gebracht. Später kam er zum Verhör bei der Gestapo in die Prinz-Albrecht-Strasse 8 und von dort ohne Prozess ins Konzentrationslager Oranienburg.

Im Herbst 1935 wurde er aus dem KZ entlassen und sofort zur Niederlassung des Ordens nach Freiburg gebracht. Eine Kontaktaufnahme zu Berliner Freunden wurde verhindert. Ohne Prozess bekam Pater Syring Aufenthaltsverbot für Berlin, Brandenburg, Rheinland und Westfalen. Er starb im Februar 1938 als gebrochener Mann.

Über seine Zeit im Konzentrationslager sprach er wegen des strikten Redeverbots mit niemandem. Ein Mithäftling aus dem KZ Oranienburg, ein Franziskanerpater, sagte später:

«Was wir Franziskaner im KZ mitgemacht haben, war nichts gegen das, was ihr Pater Syring mitgemacht hat.»

In seiner Gemeinde, St. Kamillus, fand als Demonstration der Standfestigkeit des katholischen Glaubens am 27. Juni 1943 eine Fronleichnamprozession auf dem Friedrich-Karl-Platz (heute Klausenerplatz) statt, die um den damals dort befindlichen Luftschutzbunker herumführte.

### **Pfarrer Max Schnura**

St. Thomas von Aquin, Schillerstrasse

Pfarrer Max Schnura setzte sich für die katholisch getaufte Jüdin, Marianne Mallowan, ein. Er veranlasste im Herbst 1941, dass die krebskranke siebzigjährige Frau Mallowan im St. Norbert Krankenhaus Aufnahme fand, und liess die Krankenhausrechnung aus der Pfarrkaritaskasse bezahlen. (Im Jahre 1937 und sicher auch in den Folgejahren hatte Frau Mallowan mit Zustimmung Pfarrer Schnuras auf den Frauenabenden der Gemeinde Vorträge gehalten.)

Pfarrer Schnura wurde im April 1942 von der Gestapo wegen der Unterstützung für Frau Mallowan 10 Wochen lang im Polizeipräsidium am Alexanderplatz inhaftiert und erst gegen 2'000 Reichsmark Sicherungsgeld freigelassen.

### **Treffen im Kolping-Haus**

Lützow 9 (heute Alt-Lietzow)

Hedwig Quadflieg berichtet, wie sich Mitglieder des katholischen Arbeitervereins nach dessen Auflösung weiter als «Himmelfahrtsbrüder» getroffen haben:

«Es kam die Zeit, da die Fahnen der katholischen Vereine abgegeben werden mussten. Mein Vater war Vizepräsident des Arbeitervereins. Er musste die Arbeitervereinsfahne zu irgendeiner Sammelstelle in Berlin bringen.

Die Männer vom Arbeiterverein wollten auf ihre Vereinsarbeit und auf ihr Zusammensein nicht verzichten. Sie machten das dann illegal und nannten sich jetzt 'Himmelfahrtsbrüder' und trafen sich einmal im Monat im Kolping-Haus neben der Feuerwache. Dazu brachten sie zur Tarnung Frauen und Kinder mit. Die Männer trauten sich nicht, allein zusammenzutreffen, weil damals eine furchtbare Spitzelei herrschte: Einer hatte vor dem anderen Angst. Aber diese Treffen hörten nach einiger Zeit auf.»



Kolping-Haus, Lützow 9

## Erich Klausener

Lutherstrasse 47 (heute Keithstrasse 8), Gedenktafel

Erich Klausener war Ministerialdirektor im Reichsverkehrsministerium und von 1928 bis zu seiner Ermordung am 30. Juni 1934 Vorsitzender der Katholischen Aktion in Berlin. Klausener hoffte nach dem Machtantritt Hitlers, dass die katholische Kirche ihren gesellschaftlichen Einfluss auch unter den Nationalsozialisten geltend machen könne, um zur Erneuerung der Gesellschaft nach dem Zusammenbruch der Weimarer Republik beizutragen.

Auf dem 31. Katholikentag im Bistum Berlin erklärte Klausener am 25. Juni 1933 im Grunewald-Stadion in diesem Sinne: «...wenn die Revolution der nationalen Erhebung nicht begleitet wird von einer Revolution der inneren geistigen Erneuerung, dann ist alle Kraft und alle Arbeit und alles Mühen vergebens...»

Dann stellte er sich schützend vor die christlichen Arbeitervereine, die gerade vom Führer der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, als staatsfeindlich beschimpft worden waren: «Es wird daher jeden vaterländisch denkenden Katholiken mit tiefem Schmerz erfüllen müssen, wenn in diesen Tagen die katholischen und die evangelischen Arbeitervereine schlechthin als Staatsfeinde erklärt worden sind.»

Klausener schloss seine Ausführungen unter dem Beifall von Zehntausenden von Zuhörern: «Nichts wäre schlimmer – ich stimme einem nationalsozialistischen Führer völlig zu, der wörtlich sagte: ‚wenn man in Deutschland und gerade in der jungen Generation jetzt in den Gegensatz zum Liberalismus verfielen, nämlich in die gleichgültige und gedankenlose Einordnung in ein vollkommenes Staatssystem‘...»

Seine Ausführungen riefen wütende Angriffe seitens der Nationalsozialisten hervor. Alfred Rosenberg führte im Leitartikel des «Völkischen Beobachters» vom 27. Juni 1933 unter der Überschrift «Sonderbares vom Berliner Katholikentag» unverhüllt drohend aus:

«... mit unserer Bewegung schliesst das Mittelalter ab! Es täte gut, wenn möglichst viele Zentrumsführer sich diese einfache Wahrheit einmal recht deutlich zu Gemüte führen wollten, dann würden sie unter Umständen Konsequenzen verhüten, die sie mit unerträglichen Redensarten heraufbeschwören könnten...»

Und wenn jetzt ein bald vergessener Ministerialrat Klausener kommt und über den Mangel an Geist jammert, dann zeigen er und alle seine Anhänger, dass sie von diesem staatlichen Willen Deutschlands, trotz stärkster symbolischer Akte in diesen Monaten, noch nichts begriffen haben...»

Das Konkordat zwischen dem Vatikan und dem Deutschen Reich vom 20. Juli 1933 schien jedoch ein Wohlwollen des Nationalsozialismus gegenüber der Katholischen Kirche zu signalisieren, und Klausener glaubte vielleicht auch, Kirche und Nationalsozialismus in Einklang bringen zu können. Dabei vertrat Klausener jedoch unbeirrt eine eigenständige katholische Position, beispielsweise am 11. Februar 1934 im Sportpalast bei der Begrüßungsfeier des neuen Bischofs von Berlin, Nicolaus Bares, der den im September gestorbenen Christian Schreiber ablöste.

Wie konsequent und unerschrocken Klausener versuchte, die christliche Lebensauffassung der Katholiken in der Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen, zeigte der Aufruf der Katholischen Aktion zum 1. Mai 1934:

«Für den 1. Mai, den Tag der Nationalen Arbeit, hat das Bischöfliche Ordinariat angeordnet, dass in allen Pfarr- und Kuratalkirchen ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

Katholiken Berlins, Arbeiter der Hand und des Geistes, nehmt alle an diesen gottesdienstlichen Feiern teil!

Bekannt Euch am 1. Mai zur Soziallehre der Kirche, zum christlichen Staat, zur deutschen Volksgemeinschaft!

Katholische Aktion  
Dr. Klausener»

Für die eucharistische Feier am 24. Juni 1934 anlässlich des 32. Katholikentages im Bistum Berlin wählte der Vorstand der Katholischen Aktion die Rennbahn in Hoppegarten, da das Grunewald-Stadion wegen des Beginns der Baumassnahmen für die Olympiade 1936 nicht zur Verfügung stand.

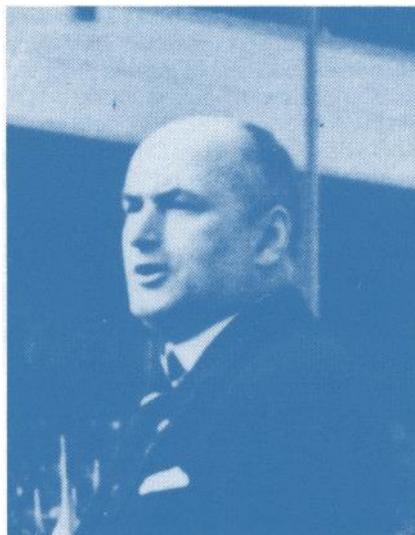
Die Atmosphäre unter den 60'000 Katholiken in Hoppegarten war geprägt von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit angesichts der wachsenden Bedrängnisse, denen die Kirche unter dem NS-Regime entgegenging.

Nach der Schlussansprache von Professor Emil Dovifat nahm Klausener noch einmal, obwohl als Redner gar nicht vorgesehen, das Wort und bekräftigte unter grosser Begeisterung der Gläubigen seine christlichen Grundsätze für die Gesellschaft. Seiner Mutter schrieb er nach dem 24. Juni eine Karte im Telegrammstil:

«Glänzender Verlauf ohne jeden Missklang, nur zum Frieden und zur Liebe geredet.»

### Mord an Erich Klausener

Eine Woche später, am 30. Juni 1934, wurde Erich Klausener im seinem Dienstzimmer im Reichsverkehrsministerium am Wilhelmplatz von einem SS-Kommando erschossen. Auf persönlichen Befehl Hitlers wurden an diesem Tag, den die Nationalsozialisten später als «Röhm-Putsch» bezeichneten, die gesamte SA-Führung und andere vermeintliche politische Gegner, wie General Kurt von Schleicher, Generalmajor von Bredow, Edgar Jung, Herbert von Bose und andere ermordet.



Erich Klausener

Von den SS-Leuten wurde auf Befehl Heydrichs ein Selbstmord Klauseners vorge­ täuscht. Während sich Frau Klausener mit ihrem Sohn nach der Todesnachricht sofort ins Ministerium begab, durchsuchte die Gestapo die Wohnung in der Lutherstrasse 47 nach Materialien über die Katholische Aktion. Um eine nähere Untersuchung des Mordes zu unterbinden, liess die SS wenig später Klauseners Leiche und die anderer politischer Opfer im Krematorium Wilmersdorf verbrennen.

Durch schnelles Handeln gelang es der Familie Klausener, eine Todesanzeige in sieben Zeitungen zu veröffentlichen. In der ursprünglichen Anzeige, die in den Zeitungen «Germania» und «Kölnische Volkszeitung» erschien, hiess es noch «Er wurde uns nach einem Leben der Liebe und des Opfers für Familie, Kirche und Vaterland am 30. Juni 1934 plötzlich entrissen.» Dann griff die Gestapo ein und verlangte die Streichung des Wortes «Vaterland». Wenig später untersagte die Gestapo und das Propagandaministerium generell Anzeigen über die Opfer des 30. Juni 1934.

Die Nachricht von der Ermordung Erich Klauseners löste nicht nur unter Katholiken Entsetzen und Empörung aus. Gleichzeitig wurde als Fazit des 30. Juni 1934 nun jedem vor Augen geführt, dass für die Nationalsozialisten kaltblütiger Mord ein legitimes Mittel der offiziellen Staatspolitik war. So erklärte Hitler am 13. Juli 1934 vor dem Reichstag: «Wenn man mir zum Vorwurf macht, weshalb man nicht die ordentlichen Gerichte zur Aburteilung herangezogen hätte, dann kann ich nur sagen: In dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation und damit des deutschen Volkes oberster Gerichtsherr. Es soll jeder für alle Zukunft wissen, dass, wenn er die Hand zum Schlag gegen den Staat erhebt, der sichere Tod sein Los ist.»

Die Gestapo wollte eine Diskussion über den Mord an Klausener mit allen Mitteln verhindern. So wurde versucht, die Gedenknummer des «Katholischen Kirchenblattes» für Erich Klausener vom 15. Juli 1934 zu beschlagnahmen. Die Beschlagnahme der geplanten Ausgabe wurde dann kurzfristig wieder aufgehoben. Bis heute ist unklar, von wem diese Weisung kam. Die Klausener-Nummer erreichte eine Auflage von 120'000 Exemplaren und wurde auch im Berliner Strassenverkauf abgesetzt.

Im Dezember 1934 gewann der Schöneberger Pfarrer Coppenrath Bischof Bares und Generalvikar Steinmann für den Plan, ein Denkmal am Grabe Erich Klauseners auf dem St. Matthias-Friedhof in Berlin-Mariendorf zu errichten. Es sollte die erste Kreuzwegstation darstellen: Christus wird unschuldig zum Tode verurteilt – Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld. Am 10. Februar war die Kollekte in den katholischen Gottesdiensten für das Denkmal vorgesehen. Die Nationalsozialisten reagierten heftig auf die entsprechende Kanzelvermeldung und machten deutlich, dass sie auf jeden Fall ein Denkmal für Klausener zu verhindern wüssten.

Nach dem Tode von Bischof Bares, am 1. März 1935, beschlagnahmte die Gestapo das Konto des Bischöflichen Ordinariats, um die Denkmalkollekte sicherstellen zu können. Pfarrer Coppenrath und Steinmann wurden wegen des Verstosses gegen das Sammelgesetz angeklagt. Erst nach 3½ Jahren wurde das Verfahren eingestellt.

Inzwischen war der Generalvikar verstorben und Pfarrer Coppenrath kam das Amnestiegesetz vom 30. April 1938 zugute. Die Denkmalkollekte wurde am 6. Februar 1940 vom Landgericht Berlin endgültig für eingezogen erklärt.

Später hoffte Frau Klausener mit einer Klage beim Landgericht Berlin auf Schadensersatz gegen das Deutsche Reich und das Land Preussen, dass die Verhandlung zur Aufklärung des Todes ihres Mannes beitragen könnte. Als die beiden Berliner Anwälte Werner Pünder und Erich Wedell die Klage einreichten, wurden sie sofort von der Gestapo wegen Verleumdung verhaftet. Durch Intervention des Reichsaussenministers von Neurath bei Hitler kamen sie jedoch nach einiger Zeit wieder frei.

Die Diskussion über den Mord an Erich Klausener wollte dennoch nicht verstummen. Bischof Galen spielte am 9. Februar 1936 im Xantener Dom auf den Mord an, in dem er ausführte: „... Es gibt in deutschen Landen frische Gräber, in denen die Asche derer ruht, die das katholische Volk für Märtyrer des Glaubens hält.“ Er löste damit eine Kampagne gegen sich aus.

Eine Reihe von Pfarrern und Kaplänen wurden angeklagt, weil sie Klausener ebenfalls als Märtyrer gefeiert hatten. Der Mord an Klausener spielte auch eine Rolle im Kampf um die Saarabstimmung 1935. Schließlich soll auch an den stillen Protest der Männer erinnert werden, die nach 1934 Jahr für Jahr am 30. Juni zum Gedächtnis an Erich Klausener nach Bernau wallfahrteten.

### **Katholiken!**

Hitler greift nach einer Krone! Er will die Allmacht.  
Sein Streben ist Vermessenheit, es widerstrebt irdi-  
schem und göttlichem Recht.

### **Christus ist König!**

Darum legt Zeugnis ab für Ihn! Gedenet derer, die  
mit ihrem Leben Zeugnis abgelegt haben. denkt an den  
unbergehligen Dr. Klausener, den Führer der katho-  
lischen Aktion, denkt an Probst, denkt an unsere Märtyrer.  
Wedennt Euch gegen menschliche Vermessenheit, die zur  
Ehlerung wird Delasseit nicht euer Gewissen, indem ihr  
Zeugnis für Hitler ablegt. Gedenet der tiefen Besorg-  
nisse des Heiligen Vaters und der mahnenden Worte  
der hochwürdigsten Herren Bischöfe.  
Wedennt Euch gegen Hitler!

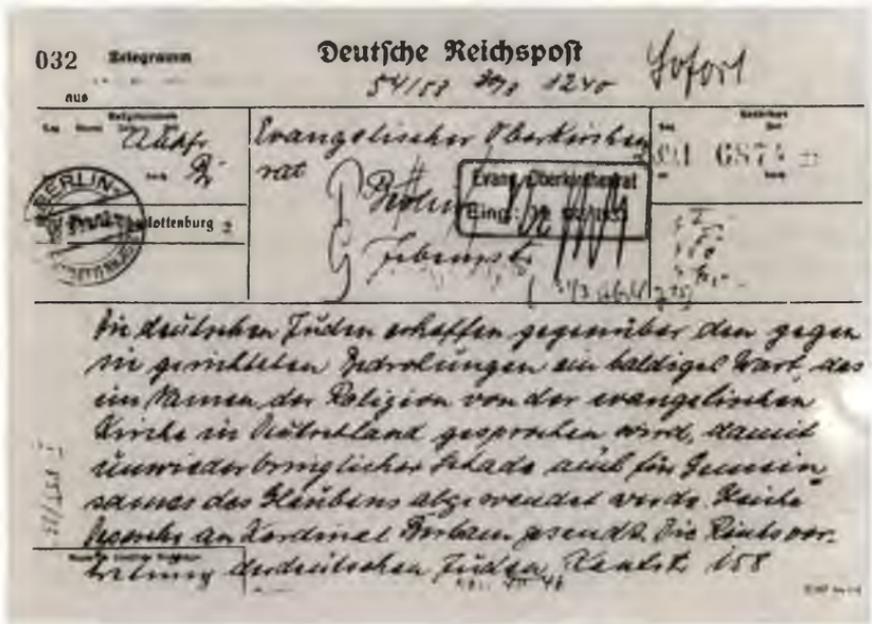
Klebezettel 1934

(Adalbert Probst, Reichsführer der Deutschen Jugendkraft, wurde in Braunlage verhaftet und „auf der Flucht erschossen“.)

# Selbstbehauptung und Widerstand von Juden

Eines der eindrucksvollsten Kapitel der Selbstbehauptung der deutschen Juden gegen die schrittweise Entrechtung durch die Nationalsozialisten war die vielfältige Selbsthilfe jüdischer Organisationen auf den Gebieten der Wohlfahrtspflege, Wirtschaftshilfe, Bildung und Erziehung, der kulturellen Entfaltung und vor allem der Auswanderung mit allen damit zusammenhängenden Problemen.

Nach Zerschlagung der demokratischen Institutionen durch die Nationalsozialisten und der gesellschaftlichen Gleichschaltung im „Dritten Reich“ standen die deutschen Juden völlig allein. Die noch bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen, wie die Wehrmacht oder die großen Kirchen, reagierten auf die Diskriminierung und Verfolgung der deutschen Juden nicht, sieht man von wenigen Einzelpersonlichkeiten einmal ab. Auch das Ausland zeigte sich von der immer offensichtlicher werdenden Verfolgung der deutschen Juden nicht alarmiert; im Gegenteil, die meisten Staaten kontingentierte und reglementierte die Einwanderung von Juden aus Deutschland oder schlossen ihre Grenzen ganz.



Telegramm vom 30. März 1933,  
Appell der Reichsvertretung deutscher Juden an den Evangelischen Oberkirchenrat  
am Vorabend des „Judenboykotts“ vom 1. April 1933  
(Die Reichsvertretung konstituierte sich jedoch erst im September 1933)

(Über die Reaktion ist wenig bekannt. Im Evangelischen Zentralarchiv existiert nur ein beschwichtigender Textentwurf einer Antwort.)

Um den heute kaum noch nachzuvollziehenden Zwiespalt der deutschen Juden in der damaligen Zeit zu verstehen, muss man sich vor Augen führen, dass die weitaus überwiegende Mehrheit von ihnen mehr als zweihundert Jahre lang die volle Gleichberechtigung als Bürger der Staaten in Deutschland angestrebt hatte. Trotz der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Parteien und Richtungen wurde von den meisten deutschen Juden die Loyalität zum Staat (nach 1871 zum Deutschen Reich) als unbestrittene Selbstverständlichkeit anerkannt. Diese Haltung dem Staat gegenüber wurde 1933 mit einem Schlag absurd, als der neue nationalsozialistische Staat von den Juden nicht mehr die unbedingte Eingliederung und Loyalität forderte, sondern ihre eigene Ausgliederung.

Die Zionisten standen dem Ziel der Assimilierung der deutschen Juden ablehnend gegenüber und verfochten die Vision des von Theodor Herzl (1860-1904) geforderten eigenen Staates der Juden in Palästina. Die Mehrheit der deutschen Juden wies jedoch die zionistischen Positionen zurück, die aber unter jüdischen Jugendlichen angesichts der Verfolgung und Entrechtung nach 1933 immer grösseren Zuspruch gewannen.

Der Konflikt zwischen beiden Positionen wurde angesichts der längst vollzogenen und sich immer mehr verschärfenden Entrechtung der deutschen Juden offen ausgetragen. Besonders lebhaft wurde unter den Juden der Disput zwischen dem Rabbiner Joachim Prinz von der Synagoge in der Markgraf-Albrecht-Strasse in Wilmersdorf und dem Geisteswissenschaftler und konservativen preussischen Juden Hans-Joachim Schoeps diskutiert. Prinz forderte 1934 eine Rückbesinnung der Juden auf ihre eigene Geschichte, «...In allen Dingen unseres Lebens zerbrachen wir – wenn wir unsere Art vergassen. Unser Leben verriet sich, wenn wir unsere Geschichte verrieten», und folgerte daraus: «Wir Juden suchen die eigene Freiheit.»

Dem entgegnete Schoeps mit der Streitschrift «Wir deutschen Juden», die besonders beim Reichsbund jüdischer Frontsoldaten ein positives Echo fand:

«Wir deutschen Juden wollen nicht unser Glück, sondern das Glück des Vaterlandes ist unser Glück. Wir suchen nicht die eigene Freiheit, sondern die eigene Gebundenheit. Wir warten auf den Tag des Einsatzes,... *weil wir bereit für Deutschland sind.*» (Hervorhebung im Original)

In der Rückbetrachtung, im Wissen um die Vernichtungslager, ist diese Haltung für uns heute kaum nachvollziehbar. Menschen sind jedoch aus ihrer Geschichte heraus zu beurteilen. Angesichts der patriotischen Haltung vieler deutscher Juden zeigt sich umso deutlicher die völlige Absurdität der nationalsozialistischen Rassenideologie.

In Charlottenburg gab es neben den Synagogen zwei bedeutende jüdische Zentren, und zwar den Sitz der zentralen jüdischen Organisationen in der Kantstrasse 158 und das Haus der zionistischen Organisationen in der Meinekestrasse 10.

## Der Sitz der zentralen jüdischen Organisationen

Kantstrasse 158 (das Grundstück zwischen Bilka-Kaufhaus und S-Bahn)

Der «Preussische Landesverband jüdischer Organisationen» hatte seit 1928 seinen Sitz in der Kantstrasse 158. Nach und nach zogen hier viele andere zentrale jüdische Organisationen ein, die sich die Aufgabe stellten, der seit 1933 von der nationalsozialistischen Regierung betriebenen Politik der Diskriminierung und Isolierung zu begegnen und in eigener Initiative neue Formen jüdischen Zusammenlebens zu schaffen.

In der Kantstrasse 158 hatten folgende jüdische Einrichtungen und Organisationen ihr Domizil:

- Die Reichsvertretung der deutschen Juden
- Die Zentralstelle für jüdische Wirtschaftshilfe
- Die Hauptstelle für jüdische Wanderfürsorge
- Die Vereinigte Zentrale für jüdische Arbeitsnachweise
- Die Zentralstelle für jüdische Darlehnskassen e.V.
- Die Gesellschaft zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen von in Deutschland wohnenden oder wohnhaft gewesenen Juden
- Die Zentralwohlfahrt der deutschen Juden e.V.
- Der Landes- und Provinzialverband für jüdische Wohlfahrtspflege
- Die Kinder und Jugentalijah (Vorbereitung und Einwanderung von Kindern und Jugendlichen nach Israel)
- Das Elternhilfswerk für die jüdische Jugend e.V.
- Der jüdische Frauenbund e.V.
- Der Reichsausschuss der jüdischen Jugendverbände
- Die Selbsthilfegemeinschaft der jüdischen Körpergeschädigten
- Der Bund der jüdischen Kranken- und Pflegeanstalten Deutschlands e.V.
- Der Deutsche Verband jüdischer Krankenpflegerinnen

**Robert Weltsch** schreibt im Vorwort zu S. Adler-Rudels Buch über die jüdische Selbsthilfe von 1933-1939:

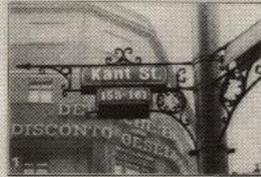
«Vor dieser Wendung des Schicksalsjahres 1938, die mit der sogenannten Kristallnacht vom November auch das Ende der ‚Periode der Reichsvertretung‘ signalisierte, vollbrachten die deutschen Juden ein Werk der Selbsthilfe, das im Gedächtnis des Volkes festzuhalten verdient. Es war eine seltsame Zeit, wo mitten in der feindlichen und barbarischen Umgebung Inseln menschlicher Wärme und zielbewussten Handelns entstanden, wo in jüdischen Schulen und Jugendclubs Kinder sich glücklich fühlten, erfüllt mit Lebensmut und mit Begeisterung für menschliche Werte und für das Judentum zugleich, wo zwischen den gemeinsam Betroffenen und gemeinsam Handelnden ein menschlicher Zusammenhang war, wie nie zuvor. Zugegebenerweise war das, in der Rückschau gesehen, eine Anomalie; aber die Tätigkeit, die unter der Reichsvertretung entfaltet wurde, war nicht vergebens. Viele schulden den Männern und Frauen Dank, die damals mit schwerer Sorge, aber auch mit unendlicher Liebe diese Institutionen schufen und den ratlosen Menschen einen Weg zur Selbsthilfe zeigten.»

**Seite gegenüber:**

«Ein jüdisches Haus... Berlin, Kantstrasse 158», aus der Beilage des «Israelitischen Familienblatts» vom März 1935

# Ein jüdisches Haus....

**Berlin Kantstr. 158**



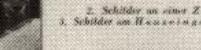
1. Hier geht es zu dem jüdischen Haus

In einer der verkehrsreichsten Straßen des Berliner Westens, durch die ununterbrochen die lange Kette der Straßenbahn und Kraftwagen fließt, liegt still und bescheiden — leicht zurückgezogen vom Lärm der Straße — ein großes Haus. Es ist gebaut, wie die alten Berliner Häuser dieser Gegend alle gebaut sind: in einem Stil, der dem heutigen Menschen wenig mehr sagt. Ein großes, breites, sicheres, einwärts oder vorwärts gebogene, topfblumige Stiebtreppe empfängt den Besucher, der durch das mit Glas-

Wohnungsgewölbe, überall die Glöcke anschlägt, um einen neuen Besucher zu melden. Erst wenn aber später dann fühlt man, daß hier die Arbeit zu Hause ist, daß viele Menschen — beruflich oder ehrenamtlich — in diesem Hause ihre Kräfte dem Dienste am deutschen Volkstum



2. Schüler an einer Zugangsstelle



3. Schüler am Hausmanns Kontrolltisch



7. Menschen aller Nationalität und Kategorie finden sich im Fortbildungszentrum

3. Dr. Lubinski, der Leiter der Zentralbuchführerstelle, beim Diktieren

arbeiten unerschöpfliche Ton-Stein. Nichts deutet darauf hin, daß sich dieses Haus in irgendeiner Weise von dem anderen Häusern seiner Umgebung — heute vielfach als Bunker besetzten — Wohnungszonen unterscheiden. Und doch, es ist ein besonderes Haus, wie man es noch einmal in Deutschland wohl kaum in dieser Form wiedertrifft.

Es ist ein jüdisches Haus — nicht etwa ein Gotteshaus, sein, ein ganz weltliches und nichtreligiöses Bienenhaus, wie in tausend anderen Fällen auch. Es ist das Haus, in dem in wohlüberdachter Zusammenfassung fast alle die jüdischen Organisationen der Berlin aufzuschlagen haben, die in der heutigen schweren Zeit dem gesamten deutschen Volkstum zu dienen berufen sind, die Hilfe und Aufbau, Betreuung und Beratung, und ihre Fäden greifbar haben.

Es ist still in dem Hause, obwohl die Kette der Besucher kaum abreißen und abreißen in seinem Inneren Tag für Tag emsig gearbeitet wird. Man spricht sogar ein wenig zusammen, wenn an einer der großen



5. Jüdische Künstler werden in die Kartothek geführt



8. Hinter vielen mündel Akten verbirgt sich Schicksale



sue Verfügung gestellt haben. Man fühlt den Ernst, mit dem hier gearbeitet wird, der Ernst, der dem wichtigen Schaffen in diesem Hause zukommt. Wie ein ungeschriebenes Motto stehen über ihm die Worte aus den „Sprachen der Väter“: „Sprich wenig und tue viel, und empfangt jeden Menschen mit freundlichem Angesichte.“

Eng verbunden sind alle die verschiedenen Organisationen in diesem jüdischen Haus. Jeder Leertisch ist ungeschrieblich, menschlich und herzlich herrscht enge Gemeinschaft. Es finden wie u. a. den „Zentralinstitut der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau“ in nachbarlicher Verbindung mit der FWI, der „Gesellschaft zur Förderung wirtschaftlicher Interessen von in Deutschland wohnhaften oder wohnhaft gewordenen Juden m. b. H.“. Und darüber wachen die des „Preussische Landesverband jüdischer Gemeinden“ und die „Zentralbuchführerstelle der deutschen Juden“. Fast symbolisch wirkt es, daß über allen die „Reichsvertretung der deutschen Juden“ ihren Sitz aufgeschlagen hat. So dokumentiert sie auch äußerlich, daß bei der die Fäden zusammenlaufen und an dem einigenden Band geschlungen werden, das die deutsche Juden zum gemeinsamen Arbeit für Hilfe und Aufbau umfaßt.

also Sonnenfeld

6. Fast in jedem Büro sieht man Menschen an Fortbildungszentrum zusammenarbeiten



10. Sekretarinnen arbeiten fleißig bei der Erledigung der riesigen Postmengen



9. Auf Anforderung erhalten Provinzgründlinge Bücherlisten zum Verleihen an Gemeindeglieder

10. Sekretarinnen arbeiten fleißig bei der Erledigung der riesigen Postmengen

11. Blick aus dem Fenster der „Zentralstelle für Auswanderer“



11. Blick aus dem Fenster der „Zentralstelle für Auswanderer“



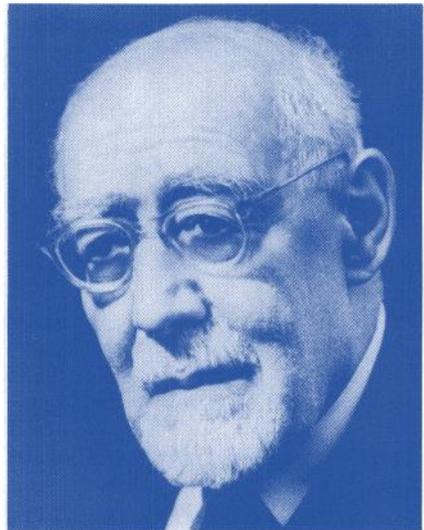
12. Die Zentralbuchführerstelle verfügt über eine umfangreiche Bibliothek der wichtigsten Fachliteratur

## Die Reichsvertretung der deutschen Juden (RV)

Die herausragende Rolle bei der Selbstbehauptung und Selbsthilfe deutscher Juden spielte die am 17. September 1933 gegründete «Reichsvertretung der deutschen Juden». Damit gab es zum ersten Mal eine einheitliche repräsentative Instanz des deutschen Judentums, die die deutsche Judenheit vor den Reichsbehörden vertrat und für die praktischen Bedürfnisse der jüdischen Gemeinschaft sorgte. Ein wichtiger Schritt zur Zusammenarbeit aller grossen jüdischen Organisationen war bereits – unmittelbar nach dem Boykott jüdischer Geschäfte vom 1. April 1933 – mit dem am 13. April 1933 geschaffenen «Zentralausschuss für Hilfe und Aufbau» (Vorsitzender Rabbiner Leo Baeck) gemacht worden.

Die Arbeit der Reichsvertretung wurde unter anderem getragen vom «Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens», der «Zionistischen Vereinigung für Deutschland», dem «Reichsbund deutscher Frontsoldaten», von sämtlichen jüdischen Landesverbänden und Grossgemeinden sowie selbst von Kreisen der jüdischen Orthodoxie.

Den Vorsitz der Reichsvertretung übernahm Dr. Leo Baeck (1873-1956). Baeck personifizierte als Präsident eine gewisse Überparteilichkeit, denn er gehörte sowohl dem Centralverein als auch als Nichtzionist der «Jewish Agency» an, der das Palästinaamt unterstand. Gelegentlich schrieb er Artikel für die zionistische «Jüdische Rundschau». Als die Lage der Juden in Deutschland immer hoffnungsloser wurde, erhielt er Einladungen aus dem Ausland, als Professor oder Rabbiner in der Freiheit zu wirken. Leo Baeck wies alle Einladungen zurück und erklärte, er werde bis zum letzten «Minjan» (Mindestzahl von 10 Gläubigen für die Abhaltung von Gottesdiensten) in Deutschland bleiben, um «als Zeuge seines Glaubens» bei den verfolgten Juden zu sein. Im Januar 1943 wurde er selbst nach Theresienstadt deportiert, wo er dem Ältestenrat des Lagers angehörte. Leo Baeck überlebte wie durch eine Fügung und siedelte nach seiner Befreiung nach London über. Er lehrte bis zu seinem Tode Religionsgeschichte und Ethik. Baeck interpretierte die jüdische Religion als «ethischen Monotheismus». Frömmigkeit bedeutete für ihn die Pflichterfüllung von Mensch zu Mensch. Zwei Jahre vor seinem Tode am 2. November 1956 wurde in London das Leo Baeck-Institut gegründet, das sich bisher vor allem der Geschichte der Juden aus deutschsprachigen Ländern gewidmet hat.



Leo Baeck

Der Geschäftsführende Vorsitzende der Reichsvertretung wurde der Ministerialrat a.D. Dr. Otto Hirsch (1885-1941) aus Stuttgart. Er realisierte den organisatorischen Aufbau der Reichsvertretung. Im Frühjahr 1941 wurde Hirsch ins Konzentrationslager Mauthausen verschleppt und dort am 19. Juni ermordet.

Dem Präsidialausschuss der Reichsvertretung gehörten 1936 neben Baeck und Hirsch folgende Mitglieder an: Dr. Siegfried Moses (1887-1974), Dr. Kurt Alexander (1892-1962), Krefeld; Rabbiner Dr. Max Grünwald (1899), Mannheim; Rabbiner Dr. Jakob Hoffmann (1873-1939), Frankfurt am Main; Abraham Horowitz (1880-1953), Frankfurt am Main; Dr. Georg Josephthal (1912-1962), Berlin; Dr. Alfred Klee (1875-1943), Berlin; Dr. Leopold Landenberger, Nürnberg (1888-1967); Dr. Franz Meyer (1897-1972), Berlin; Adolf Michaelis (1906-1981), Berlin; Dr. Julius S. Seligsohn, Berlin (1890-1942), Heinrich Stahl, Berlin (1868-1942).

Als Reaktion auf die Nürnberger Rassengesetze der Nationalsozialisten vom 15. September 1935 verabschiedete die Reichsvertretung am 22. September 1935 eine programmatische Erklärung über ihre zukünftige Arbeit. Zu seinen vordringlichsten Aufgaben zählte der Präsidialausschuss der Reichsvertretung:

- Das eigene jüdische Schulwerk, dessen vordringliches Ziel die Auswanderungsfähigkeit der jüdischen Jugend durch die Ausbildung zu handarbeitenden Berufen und das Erlernen der hebräischen Sprache sei.
- Ein eigenständiger Kulturaufbau solle den kunst- und kulturschaffenden Juden Beschäftigung geben und das kulturelle Eigenleben der Juden in Deutschland fördern.
- Dem gesteigerten Auswanderungsbedürfnis solle durch die Vermehrung der Auswanderungsmöglichkeiten besonders für die Jugend Rechnung getragen werden.
- Die Erhaltung und Betreuung der Hilfsbedürftigen durch den weiteren Ausbau der jüdischen Wohlfahrtspflege (z.B. jüdische Winterhilfe).
- Die Sicherung der wirtschaftlichen Kraft der Juden durch Erhaltung der Erwerbsmöglichkeiten, Schaffung von Arbeitsplätzen durch wirtschaftliche Hilfsmassnahmen.
- Unterstützung des Aufbaus des jüdischen Palästina durch den Beitritt der Reichsvertretung zum Jüdischen Aufbauwerk e.V.

In vielen Aufrufen, Denkschriften und Entschliessungen versuchte die Reichsvertretung der deutschen Juden vergeblich, auf ihre Arbeit und die schwierige Lage des deutschen Judentums aufmerksam zu machen. Die Stellungnahmen verhallten in der Regel ungehört. Die nationalsozialistische Reichsregierung weigerte sich, die Positionen der Reichsvertretung offiziell überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

Die Arbeit der Reichsvertretung stand unter ständig wachsendem Druck seitens der Nationalsozialisten und des Staates. Beispielsweise hoben die Finanzverwaltungen im Herbst 1934 die Gemeinnützigkeit auf, so dass die finanzielle Basis der RV gefährdet war.

Nach den «Nürnberger Rassengesetzen» vom 15. September 1935 wurde die Reichsvertretung der deutschen Juden gezwungen, ihren Namen in «Reichsvertretung der Juden in Deutschland» zu verändern. Juden gehörten für die Nationalsozialisten nicht mehr zur sogenannten deutschen Volksgemeinschaft. 1935 wurden Baeck und Hirsch erstmals von der Gestapo verhaftet. Baeck hatte zum Versöhnungstag Yorn Kippur in einem Gebet, das der Gestapo in die Hände fiel, vom «Gefühl des Abscheus» gegenüber der neuen Welle der Rassendiskriminierung gesprochen.

Am 27. Juli 1938 beschloss die Reichsvertretung ihre Umwandlung in den «Reichsverband der Juden in Deutschland» als Dachorganisation aller jüdischen Gemeinden, denen die Stellung als Körperschaften öffentlichen Rechts aberkannt worden war. In einer Entschliessung anlässlich dieses Tages wurde, wenige Monate vor der Mord- und Brandnacht vom 9. / 10. November 1938, der Wille zur Selbstbehauptung formuliert:

«In einer Lage, die seit Jahren auch in der an Prüfungen reichen Geschichte unseres Volkes kaum ihresgleichen hat, haben wir uns, nicht ohne Erfolg, darum bemüht, das drohende Gespenst des Chaos zu bannen.

Allem was auf uns eindrang, haben wir unser Gottvertrauen und unsere Selbstachtung entgegengesetzt. Die Aushöhlung unserer Existenz haben wir mit der planmässigen Erziehung und Schulung, mit der Vorbereitung zur Wanderung nach einer Stätte aufbauender Arbeit beantwortet. Wir haben eine innere Ordnung aufgerichtet und neue Formen der seelischen und materiellen Selbsthilfe erschlossen.»

Aber der Reichsverband sah auch die Grenzen seiner Möglichkeiten, «unsere Kräfte drohen zu versagen», und erwartete dringend «die Öffnung von Grenzen» und schloss eher verzweifelnd als hoffend, «mögen diese Worte in vorgerückter Stunde weithin gehört werden!»

Auf dem Höhepunkt des Pogroms vom 10. November 1938 begaben sich Leo Baeck und Otto Hirsch am frühen Morgen zur Reichskanzlei, um bei Hitler die Beendigung der Verfolgung und Zerstörung zu erreichen, sie wurden jedoch nicht vorgelassen. Gegen 9 Uhr trafen sie wieder bei der Reichsvertretung in der Kantstrasse ein, wo fieberhafte Beratungen beginnen. Schliesslich erschien gegen 13.30 Uhr die Gestapo, durchsuchte das Haus und versiegelte es. Inzwischen begannen die Massenverhaftungen von Juden. Einigen Mitarbeitern der Reichsvertretung gelang es, sich zu verstecken, Otto Hirsch und andere wurden verhaftet. Auf Bitten des Leiters der jüdischen Emigrantenbank, Ernst Marcus, setzte sich der Orientreferent im Auswärtigen Amt, Otto von Hentig für die baldige Freilassung von Mitarbeitern der Reichsvertretung ein. Das November-Pogrom 1938 und die nachfolgenden Repressionen, die zur völligen Ausschaltung der Juden aus dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben führten, bedeuteten das Ende der bisherigen Arbeit der Reichsvertretung. Bis auf den jüdischen Kulturbund wurden alle jüdischen Organisationen von den Nationalsozialisten verboten. Anfang Februar 1939 (mit gesetzlicher Grundlage ab 4. Juli 1939) wurde die Reichsvertretung zwangsweise in eine «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» umgewandelt. Das Palästina-Amt und der «Hilfsverein der Juden in Deutschland», der seinen Sitz in der Ludendorffstrasse 20, der heutigen Pohlstrasse, hatte, wurden der neuen Zwangsorganisation eingegliedert, deren Hauptaufgabe nun nur noch in der Abwicklung legaler oder illegaler Auswanderung bestand, die nun immer mehr einer überstürzten Flucht glich.

Im Oktober 1941 wurde angesichts der Ausweitung des Krieges durch einen Geheimbefehl Himmlers die Auswanderung von Juden völlig verboten. Am 18. Oktober 1941 fuhr der erste Deportationszug in den Osten. Die sogenannte «Endlösung» hatte begonnen, die systematische Ausraubung und Ermordung jüdischer Bürger.

Die Reichsvereinigung wurde von den Nationalsozialisten gezwungen, bei der organisatorischen Abwicklung der Deportationen mitzuwirken.

### **Jizchak Schwersenz:**

«Dr. Paul Eppstein als Vertreter der Reichsvereinigung wurde täglich in die Kurfürstenstrasse 115-116 bestellt, wo sich das ‚Referat IV B4 für Judenangelegenheiten‘ des Reichssicherheitshauptamtes befand. Er nahm dort die neuesten Befehle der Gestapo entgegen, um sie an die verschiedenen Abteilungen der Reichsvereinigung zur ‚Bearbeitung‘ weiterzuleiten. Aus vielen Gesprächen weiss ich, dass diese Arbeit für die meisten Angestellten unerträglich war. Doch auf Verweigerung stand die eigene Verhaftung, die sichere Deportation.

Wenn ich abends nach meiner Arbeit noch zu Alfred Selbiger in die Reichsvereinigung ging, hörte ich von den neuesten Vorgängen und Verordnungen. Oft versuchten wir in verzweifelter Stimmung, die Lage zu durchdenken – im vergeblichen Bemühen um irgendeinen Ausweg.

Einen Handlungsspielraum der jüdischen Institutionen gab es nicht mehr, inzwischen musste die Gemeinde selbst die Namenslisten für die Deportationen zusammenstellen. Sie konnte dabei in Einzelfällen noch Rückstellungen erreichen, was aber immer bedeutete, dass ein anderer Name auf die Liste gesetzt werden musste.»

Am 10. Juni 1943 wurde die Geschäftsstelle der Reichsvereinigung in der Kantstrasse 158 von der Gestapo geschlossen und das restliche Vermögen beschlagnahmt. Sechs Tage später wurden die letzten leitenden Mitarbeiter, darunter Moritz Henschel, Kurt Levy und Heinrich Elkeles, ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert.

## Die Kinder- und Jugend-Alijah

Die Auswanderung von Kindern und Jugendlichen – ohne ihre Eltern oder sonstigen Angehörigen – lag in den Händen der unter dem Namen Jugend-Alijah bekanntgewordenen Organisation. Die Idee der Jugend-Alijah stammte von Recha Freier (1892), der Frau eines Berliner Rabbiners, die bereits 1932 eine erste Gruppe von Jugendlichen aus Deutschland zur Schulausbildung nach Palästina überführte. Im Sommer 1933 wurde die «Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugend-Alijah» unter der Federführung der Jüdischen Jugendhilfe ins Leben gerufen, die im Februar 1934 offiziell ihre Arbeit aufnahm. Die Jüdische Jugendhilfe zog 1939 in die Meinekestrasse 10 (anfangs Kantstrasse 158, 1936: Bleibtreustrasse 50).

Vor allem jüngere Juden hatten erkannt, dass sie in Deutschland keine Chance mehr hatten. Gleich welcher politischen Richtung drängten sie zur Auswanderung, zur «Alijah». Ein Leben im Kollektiv, im Kibbutz, erschien ihnen als Befreiung aus der deprimierenden Wirklichkeit des NS-Staates. Die Tausende junger Menschen, denen damals der «Hechaluz» (Pionierorganisation) half, nach Palästina zu gelangen, konnten noch nicht wissen, dass ihnen damit ihr Leben gerettet wurde. Das gleiche trifft auch für die «Jugend-Alijah» zu, die in diesen Jahren ebenfalls Tausende von Jugendlichen unter qualifizierter pädagogischer Leitung in Palästina eingliederte.

Bis Ende März 1939 konnten auf diesem Wege insgesamt 4'635 Jungen und Mädchen, zumeist im Alter zwischen zwölf bis sechzehn Jahren, gerettet werden. Von diesen Jugendlichen kamen 3'262 direkt aus Deutschland. Noch am Tage des Kriegsausbruchs wurden noch 800 Zertifikate für die Ausreise nach Grossbritannien fertiggestellt. Trotz aller Anstrengungen konnte jedoch nur etwa ein Drittel aller Kandidaten der Kindesauswanderung emigrieren. Über 10'000 angemeldete Kinder und Jugendliche konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Eine Ursache lag darin, dass bis zum Novemberpogrom 1938 die Auswanderung von Kindern aus Deutschland trotz aller Bemühungen relativ niedrig war, und danach blieb bis zum Beginn des Krieges nicht mehr die Zeit, um noch alle Jugendlichen in Sicherheit zu bringen.

### **Ida Winter:**

«Ich bemühte mich nun, möglichst schnell aus Deutschland wegzukommen, und so fing die Lauferei aufs Palästinaamt und in die Kantstrasse 158 (Sitz der Reichsvertretung der Juden) an. Soweit ich mich erinnere, hat man in der Kantstrasse alle Probleme bearbeitet, die mit der Jugend zusammenhingen. Mir riet man, mich nirgends zu melden, sondern zu Verwandten zu ziehen. Man werde versuchen, mich so bald wie möglich wegzuschicken. Fast jeden Tag war ich in der Meinekestrasse oder in der Kantstrasse. Im Palästinaamt waren sehr dürftig eingerichtete Räume, viele kleine Zimmer, und es herrschte ein fürchterlicher Andrang. Man stand Stunden und Tage. Im Hause und auf der Strasse ging man möglichst allein und niemals in Gruppen, um nicht aufzufallen. ...

Der Besucher-Andrang war enorm, das Personal war vollkommen überlastet und arbeitete am Tage und in der Nacht. Ich erinnere mich, dass ich einmal mitten in der Nacht Licht sah und rauf ging. Sie schlossen offiziell um 6 Uhr, aber dann fing die Arbeit erst für sie an. Wir Wartenden sprachen nur darüber, wie und wenn wir die Ausreiseerlaubnis erhalten könnten. Wir wollten nur raus; uns interessierte überhaupt nichts anderes. Ich merke noch jetzt – nach fast fünfzig Jahren –, wie es mich aufregt, wenn ich davon schreibe.

Mich schickte das Palästinaamt noch auf ein Hachschara-Lager (Palästina-Vorbereitungslager) nach Steckeisdorf bei Rathenow. Nachdem ich ca. sechs Wochen dort war, bekam ich Bescheid, dass meine Ausreise bestätigt sei. Meine Papiere holte ich in der Kantstrasse 158 ab. Natürlich wurden Leute bevorzugt, die eine Hachschara-Ausbildung hatten. Das musst nicht unbedingt eine landwirtschaftliche Ausbildung sein, auch in Nähen und in Haushaltsarbeit wurden Mädchen ausgebildet.

Mein letzter Ausreiseantrag hatte von Ende 1938 bis Anfang 1939 gedauert.»

Die Kosten für die Auswanderungen wurden vor allem in den USA und in Grossbritannien gesammelt, schliesslich konnte die Jugend-Alijah in die Jewish Agency for Palestine eingegliedert werden. Recha Freier verliess die Organisation 1939. Sie hatte sich im Zuge der Deportationen von Juden polnischer Staatsangehörigkeit 1938 / 39 besonders für elternlose polnische Kinder eingesetzt. Sie versuchte dabei, notfalls auch illegale Wege zu gehen, denn die offizielle Zuteilungspraxis war völlig unzureichend. 1940 übernahm Alfred Selbiger die Leitung der Jugend-Alija, der ein strikt «legales» Vorgehen vorzog. Alfred Selbiger wurde im Oktober 1942 willkürlich mit anderen 20 Mitarbeitern als Geisel verhaftet und im Dezember 1942 von den Nationalsozialisten ermordet.

### **Jizchak Schwersenz:**

«Das Büro der Jugend-Alija hatte eine besondere Atmosphäre. Wir duzten uns alle, ob gross oder klein. Jeder, der in unserem Büro gearbeitet hat, empfand das freundschaftliche Verhältnis zwischen Leitern, Mitarbeitern und Jugendlichen und wird bezeugen können, dass die grosse Idee der Jugend-Alija unsere Arbeit mehr sein liess als eine gewöhnliche Berufstätigkeit. Alle, vom Leiter bis zur Sekretärin, waren von dieser Idee angesteckt und gaben ihr Bestes. Es mag unglaublich klingen: 1940, als die realen Auswanderungsmöglichkeiten durch die deutsche Regierung drastisch eingeschränkt wurden, war der Höhepunkt der Jugend-Alija-Arbeit in Deutschland.»

**Jizchak Schwersenz** war bis Sommer 1942 als Lehrer in der Kulturabteilung der Jugend-Alijah tätig und tauchte angesichts der drohenden Deportation unter (S. 207).

Die Arbeit der Jugend-Alijah wurde auch von den jüdischen Schulen unterstützt, die, anfänglich von den NS-Behörden kaum behelligt, ihre Lehrpläne und -methoden weitgehend selbst bestimmen konnten. Die 1920 von einem zionistischen Jüdischen Schulverein gegründete Theodor-Herzl-Schule, Kaiserdamm 78, hatte sich zum Ziel gesetzt, die Schüler zu selbstbewussten Juden zu erziehen und sie auch im Unterricht auf das Leben in Palästina vorzubereiten. Die Schule wurde im Frühjahr 1939 geschlossen. Vielen der Kinder gelang die Emigration nach Palästina.

### **Der Jüdische Frauenbund e.V. (JFB)**

Als bedeutende zentrale Organisation umfasste der JFB 1935 nicht weniger als 450 Vereine mit rund 50'000 Mitgliederinnen. 1935 war der JFB ebenfalls in die Kantstrasse 158 gezogen und wurde nun geführt von Hannah Karminski (1897-1942). Der Frauenbund stellte nach 1933 seine frauenpolitischen Zielsetzungen zurück und setzte sich vor allem für die berufliche Ausbildung und Umschulung als Vorbereitung auf die Auswanderung ein. Nach anfänglicher Ablehnung der Jugend-Alijah änderten unter dem Eindruck der Nürnberger Rassengesetze von 1935 die Führerinnen des JFB ihre Haltung und begleiteten zahlreiche Kindertransporte nach Palästina. In Dezember 1938 wurde der jüdische Frauenbund von den Nationalsozialisten zur Selbstauflösung gezwungen.

### **Haus der zionistischen Organisationen**

Meinekestrasse 10 (Gedenktafel)

Von 1924 bis zum Verbot der zionistischen Organisationen 1938 war das Haus in der Meinekestrasse 10 die Zentrale der Zionisten in Deutschland. Die Zionisten setzten sich für die Schaffung eines jüdischen Staates in Palästina ein und stellten ihre sozialistische Gesellschaftsutopie den eher konservativen Tendenzen des etablierten deutschen Judentums entgegen, das die Politik der Assimilierung verteidigte. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten und der sofort einsetzenden Diskriminierung jüdischer Bürger 1933 gewannen zionistische Ideen an Boden, hatte sich die Hoffnung auf Assimilierung doch als trügerisch erwiesen. Dennoch standen die traditionellen jüdischen Gemeinden weiterhin dem Zionismus ablehnend gegenüber.

### **Im Haus in der Meinekestrasse waren folgende Organisationen untergebracht:**

- Die Zionistische Vereinigung für Deutschland (ZVfD)
- Die Berliner Zionistische Vereinigung
- Die «Jewish Agency for Palestine», Abteilung Deutschland
- Das Palästina-Amt
- «Hechaluz» (Pioniere), Deutscher Landesverband
- «Wizo», Verband jüdischer Frauen für Palästina-Arbeit
- Jüdischer Nationalfond e. V.
- Jüdisches Palästinawerk e. V.
- «Makkabi», Dachverband zionistischer Sportvereine
- Jüdischer Turn- und Sportverein, «Bar-Kochba» e.V., Berlin
- Reichsausschuss jüdischer Sportvereine
- Jüdischer Schulverein e.V.
- «Hapoel Hazair», zionistische Arbeiterpartei
- Jüdische Rundschau GmbH, Zeitungsverlag

## Die Zionistische Vereinigung für Deutschland (ZVfD)

Die Zionistische Vereinigung für Deutschland, gegründet 1897, hatte ihren Hauptsitz in Berlin. Sie umfasste 1927 ca. 20'000 Mitglieder. Die Berliner Zionistische Vereinigung zählte 1928 rund 3'500 Mitglieder.

Durch die 1933 von den Nationalsozialisten sofort betriebene Ausgrenzung von jüdischen Bürgern nahm der Zulauf zu Veranstaltungen der Zionistischen Vereinigung für Deutschland schlagartig zu. Zu Versammlungen der ZVfD kamen vor 1933 zwischen 80 und 100 Teilnehmer, 1934 reichte ein 800 Personen fassender Saal nicht mehr aus. Blieben die Zionisten vor 1933 in den jüdischen Gemeindevertretungen eher in der Minderheit, gelang es ihnen nun, ihren Einfluss auszubauen. Im Jahre 1936 wurden ihnen 50 Prozent der Sitze in den Gremien der Berliner Gemeinde und der Reichsvertretung überlassen.

Der letzte Vorsitzende der ZVfD, Benno Cohn, berichtete später, dass man zu diesem Zeitpunkt über eine geheime Informationsquelle beim SS-Führungsstab über gegen die Juden gerichtete Aktionen verfügt habe.

In der Nacht zum 10. November 1938 wurden die jüdischen Einrichtungen in der Meinekestrasse 10 von Terrortrupps der Nationalsozialisten erheblich zerstört. Da morgens um 7 Uhr der Zugang zum Haus wieder frei war, entschloss man sich, die Arbeit wieder aufzunehmen. Am Vormittag um 10 Uhr wurden jedoch die Telefonleitungen unterbrochen und gegen 12.30 Uhr wurde das Gebäude erneut von Nationalsozialisten gestürmt. Die Leitung der Zionistischen Vereinigung gäbe daraufhin die Annordnung, alle Institutionen zu schliessen. Knapp eine Stunde später begannen die Massenverhaftungen von Juden in Berlin.

Am 13. November 1938 wurden die Büroräume der ZVfD von der Gestapo geschlossen und versiegelt und die Geschäftsunterlagen sowie das Archiv der ZVfD beschlagnahmt. Obwohl das Innere des Hauses erheblich verwüstet worden war, musste der Vorsitzende der ZVfD, Benno Cohn, eine Erklärung unterschreiben, dass alles in einwandfreiem Zustand sei. Die ZVfD wurde wie viele andere verbotene jüdische Vereine und Organisationen zur Auflösung gezwungen.

## Das Palästina-Amt

Neben dem Hilfsverein der deutschen Juden in der Ludendorffstrasse 20 (heute Pohlstrasse) und der Hauptstelle für jüdische Wanderfürsorge in der Kantstrasse 158 befasste sich das Palästina-Amt als Abteilung der Jewish Agency for Palestine mit der Unterstützung und Förderung der Auswanderung deutscher Juden.

Nach den «Nürnberger Rassegesetzen» von 1935 sah sich die Reichsvertretung veranlasst, die Arbeit durch einen Wanderungsausschuss zu koordinieren, in dem alle drei Organisationen vertreten waren. Im Rahmen der Gesamtzahl von 236'000 ausgewanderten deutschen Juden von 1933 bis 1939 wurden vom Palästina-Amt, dem Hilfsverein oder der Hauptstelle rund 104'000 jüdischen Menschen die Auswanderung ermöglicht. Daran war das Palästina-Amt in der Meinekestrasse mit 18 262 Personen beteiligt.

In den kritischen Jahren seit 1933 war das Palästina-Amt tagtäglich von Menschen belagert. Die drei Beratungsabteilungen des Amtes für allgemeine, wirtschaftliche und juristische Auskunft zählten allein 1933 rund 30'000 Besucher. Während sich jugendliche Juden zumeist direkt an die Jugend-Alijah und die Hechaluz-Gruppen (Palästina-pioniere) wandten, wurden hier vor allem ältere Menschen betreut. Die wichtige Abteilung des Palästina-Amtes war die Zertifikatsabteilung. Neben den immer neuen Schwierigkeiten und Schikanen der deutschen Behörden wurde die Einwanderung nach Palästina von der Britischen Mandatsbehörde begrenzt und nach Einwanderungszertifikaten unterschiedlicher Kategorien, vom ‚Kapitalisten‘ bis zum «Arbeiter‘, reglementiert. Die Mitarbeiter des Palästina-Amtes mussten sich mit dieser enormen

Bürokratisierung bei sich ständig verändernden Vorschriften auseinandersetzen, die berufliche Vorbereitung der Betroffenen (Hachschara) organisieren und die Finanzierung der Ausreise sicherstellen. Beispielsweise waren im Jahre 1936 von 3'750 jüdischen Auswanderern 2'908 Personen auf finanzielle Unterstützung angewiesen.

**S. Adler-Rudel** über eine Auswanderungsaktion des Palästina-Amtes unmittelbar nach den Olympischen Spielen 1936:

«Als im Jahre 1936 die Gefahr einer Einwanderungssperre drohte, beeilte sich das Palästinaamt, innerhalb von vierzehn Tagen nahezu 1'300 Einwanderer aus Deutschland nach Palästina zu bringen. Ende August 1936 gingen zwei Transporte mit 200 bzw. 140 Emigranten von Berlin ab. In den ersten Septembertagen verliessen mit einem bis dahin noch nie dagewesenen Massentransport 600 Palästina-Auswanderer das Deutsche Reich über Marseille, während eine weitere Gruppe von 180 Personen von Triest ausreiste. Eine Woche danach konnte noch ein zusätzlicher Transport von 150 Auswanderern abgefertigt werden. Die Ausreise von fast 1'300 Personen innerhalb von zwei Wochen stellte nach den damals gegebenen Umständen eine hervorragende technisch-organisatorische Leistung dar.»

Eine Woche nach dem Pogrom vom 9. / 10. November 1938, bei dem auch die Einrichtungen in der Meinekestrasse 10 verwüstet worden waren, konnte das Palästina-Amt seine Arbeit wieder aufnehmen. Angesichts der immer bedrohlicher werdenden Lage für die Juden begann man im Palästina-Amt nun auch (wie der Hilfsverein der deutschen Juden) Pässe zu fälschen und Fluchthilfeaktionen zu organisieren. Im Dezember 1938, während die meisten jüdischen Organisationen und Einrichtungen zur Selbstauflösung gezwungen wurden, konnte das Palästina-Amt, das in die Reichsvertretung der Juden in Deutschland eingegliedert wurde, die Arbeit unter immer schwierigeren Bedingungen fortsetzen. Die Auswanderung der Juden aus Deutschland glich nun immer mehr einer Flucht, um das nackte Leben zu retten. Das Palästina-Amt arbeitete bis zu seiner Auflösung im Frühjahr 1941 unter dauerndem Druck der Gestapo weiter und war an der Durchführung der illegalen, da gegen die Einreisebestimmungen der britischen Mandatsregierung verstossenden «Sonder-Hachscharahs» beteiligt.



Auswandererberatung im Palästina-Amt ca. 1936

### Heinz B.:

«In den Jahren 1939 und 1940 war ich im Palästinaamt in der Meinekestrasse 10 tätig – aber nicht offiziell.

Ich hatte keine Arbeitserlaubnis, weil ich ein staatenloser Jude war. Während des Polenfeldzuges 1939 wurde ich von den Nazis interniert, und nach meiner Entlassung aus dem Internierungslager brachte mich die Zionistische Vereinigung in der Meinekestrasse 10 unter. Dort konnte ich schriftliche Arbeiten machen, weil ich von Hause aus Steno-Sekretär bin.

Im Palästinaamt hatte ich mit der sogenannten ‚Hachschara‘ zu tun: Das war die Ausbildung von jüdischen Menschen auf landwirtschaftlichem Gebiet zum Zweck der Auswanderung.

Die Jugendlichen wurden auch in Holzfällerkommandos ausgebildet. Ich selbst z.B. in einem Holzfällerkommando in Schönefeld bei Fürstenwalde. Wer an der illegalen Auswanderung nach Palästina teilnehmen wollte, machte eines der Hachschara-Ausbildungslager mit und wurde von dort aus zur Auswanderung delegiert. (...)

Die Fahrtkosten für einen Auswanderer betrug ca. 200 US-Dollar. Wenn einer – so wie ich – kein Geld hatte, mussten andere für ihn bezahlen. In meinem Falle bezahlte das eine Familie Laser aus Hannover. Während des Krieges fanden eine Reihe von Sondertransporten nach Palästina statt, sogenannte ‚Sonderhachscharas‘.

Ich selbst nahm an der Sonder-Hachschara SH 7 teil, der letzten, die den nationalsozialistischen Machtbereich verlassen konnte.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich Berlin verliess, als ob es gestern gewesen wäre. (...)

Die ganze Gruppe, die von Berlin aus fahren sollte, traf sich am Nachmittag in der Meinekestrasse. (...) Wir sind vom Bahnhof Zoo mit dem Zug gefahren (...)»

Die letzte Sonder-Hachschara wurde zu einer wochenlangen Odyssee über Wien und Rumänien und endete tragisch vorder Küste von Haifa. Die Engländer verweigerten die Einreise und wollten die Juden mit dem Dampfer «Patria» nach Mauritius abschieben. Beim Versuch der jüdischen Untergrundorganisation Haganah, die Maschinenanlage der «Patria» zu zerstören, um sie so manövrierunfähig zu machen, versenkten sie das Schiff und 250 Menschen fanden den Tod. Die Überlebenden wurden danach ein Jahr lang von den Engländern im «Clearance Camp Athlit» bei Haifa interniert.

### Der «Makkabi»

Auch die Jüdische Sportbewegung ist ein beeindruckendes Beispiel für die Selbstbehauptung von Juden. Der «Makkabi» (gegründet 1898) war der Dachverband der zionistisch orientierten Sportvereine.

Als die meisten jüdischen Sportler nach 1933 aus den allgemeinen Sportvereinen zunehmend ausgeschlossen wurden, erlebten die jüdischen Sportvereine einen grossen Aufschwung. Zwischen 1933 und 1935 wuchs die Zahl der dem Makkabi angeschlossenen Vereine von 25 auf 133 und die Zahl der Mitglieder von 8'000 auf 22'000. 1934 schuf der Verband sogar ein eigenes Leistungsabzeichen, das neben sportlichen auch eine geistige Prüfung verlangte.

Die Arbeit der jüdischen Sportvereine wurde von den Nationalsozialisten immer wieder erschwert. Beispielsweise wurden die Deutschen Makkabi Meisterschaften im September 1933 auf dem der Jüdischen Gemeinde gehörenden Sportplatz im Grünwald von der Gestapo verboten, ein erneuter Versuch, sie eine Woche später in Leipzig durchzu-

führen, wurde von der SA gesprengt. Internationale jüdische Sportbegegnung waren schon bald nach 1933 nicht mehr möglich. Ende 1938 wurden dann die jüdischen Sportvereine zur Auflösung gezwungen.

## Die Jüdische Rundschau

Die Jüdische Rundschau, gegründet 1896, war die erste politische Zeitung in Deutschland und wirkte als Publikationsorgan der «Zionistischen Vereinigung für Deutschland». Im Jahre 1919 hatte sie 9'000 Abonnenten und erschien jeden Dienstag und Freitag. Das Jahr 1933 brachte eine enorme Auflagensteigerung der Rundschau, da sie als eines der wenigen Presseerzeugnisse nicht gleichgeschaltet wurde. Nach dem Boykott vom 1. April 1933 erschien die Jüdische Rundschau am 4. April 1933 mit dem Leitartikel «Tragt ihn mit Stolz den gelben Fleck» von Robert Weltsch, Chefredakteur der Zeitung seit 1919.



Auszug aus dem Leitartikel von Robert Weltsch:

«Der 1. April 1933 kann ein Tag des jüdischen Erwachens und der jüdischen Wiedergeburt sein. *Wenn die Juden es wollen.* Wenn die Juden reif sind und innere Grösse besitzen. Wenn die Juden nicht so sind, wie sie von ihren Gegnern dargestellt werden. Das angegriffene Judentum muss sich *zu sich selbst bekennen.* ...

Dass die Boykottleitung anordnete, an die boykottierten Geschäfte Schilder mit ‚mit gelbem Fleck auf schwarzem Grund‘ zu heften, ist ein gewaltiges Symbol. Diese Massregel ist als Brandmarkung, als Verächtlichmachung gedacht. Wir nehmen sie auf und wollen daraus ein Ehrenzeichen machen.» (Hervorhebungen im Original, d. Verf.)

Der Leitartikel von Weltsch löste so viele Sympathiebeweise aus, dass die Auflage in 5'000 Exemplaren nachgedruckt werden musste, die im Bereich des Kurfürstendamms reissenden Absatz fanden. Bis Oktober 1935 stieg die Abonnentenzahl auf 37'000. 1936 wurde der Zeitung der öffentliche Verkauf untersagt und allen «Ariern» verboten, jüdische Zeitungen zu beziehen. Am 9. November 1938 wurden die Jüdische Rundschau und alle anderen jüdischen Publikationen von den Nationalsozialisten verboten.

Im September 1938 verliess Robert Weltsch Deutschland und emigrierte nach Palästina. (Robert Weltsch lebte von 1946-1978 in England und leitete viele Jahre das Leo Baeck-Institut in London.)

Nach dem Verbot der «Jüdischen Rundschau» ordnete das Reichspropagandaministerium die Herausgabe eines «Jüdischen Nachrichtenblattes» an, dessen Redaktion verblieb als eine der beiden Abteilungen des Jüdischen Kulturbundes in der Meinekestrasse. Redakteur wurde Leo Kreidler, der 1942 an den Folgen eines bei einer Vorladung bei der Gestapo erlittenen Herzanfalls starb. Hanna Marcus übernahm die Leitung von Erich Liepmann, der emigrierte. Frau Marcus hatte sich mit einem Vertreter des Kulturbundes oder der Gemeinde täglich im Propagandaministerium einzufinden, um neue Anordnungen entgegenzunehmen. Solche Besuche waren mit stundenlangen Wartezeiten und Schikanen verbunden. Das Nachrichtenblatt bestand noch bis zum Mai 1943.

### Gerettete Bücher

Der Bibliothekar Ernst Hoffmann versandte jahrelang im Auftrag der «Gesellschaft der Freunde der Nationalbibliothekjerusalem in Berlin» Bücher als Geschenk nach Palästina. Jedes Jahr wurden im Keller des Hauses in der Meinekestrasse 10 hunderte von Kisten gepackt. Auf diese Weise konnten ganze Bibliotheken nach Jerusalem gerettet werden. Diese Aktion wurde erst zum 1. Januar 1939 durch eine Gesetzesänderung unterbunden. (1942 beschlagnahmte die Standortkommandantur der Waffen-SS einen Teil des Gebäudes. 1943 / 44 befanden sich in der Meinekestrasse 10 Dienststellen des Reichssicherheitshauptamtes, Gruppe IV B (Politische Kirche, Sekten und Juden) unter anderem mit den Referaten Politischer Katholizismus und Politischer Protestantismus. Hier fanden nach dem 20. Juli 1944 Vernehmungen statt, so wurde Eugen Gerstenmaier (S. 118) hier verhört.)

### Kulturbund Deutscher Juden

Mommsenstrasse 56

Der Kulturbund deutscher Juden wurde am 16. Juni 1933 auf massgebliche Initiative von Dr. Kurt Singer gegründet, um den besonders in Berlin sehr zahlreichen, durch Berufsverbote aus dem Kulturleben ausgeschlossenen, jüdischen Künstlern Arbeit und bescheidenes Einkommen zu ermöglichen. Gleichzeitig sollte der zunehmenden Isolierung des jüdischen Publikums entgegengewirkt werden. Mitbegründer des Kulturbundes Deutscher Juden war der Theaterkritiker und Schriftsteller Julius Bab, Akazienallee 4, der 1938 in die USA emigrierte.

Im Aufruf zum Eintritt in den Kulturbund deutscher Juden vom 14. August 1933 wird der Wille zur Selbstbehauptung angesichts der wachsenden Diskriminierung deutlich:

«Was wollen wir?»

Hundertern von entlassenen, zur Resignation verdamnten Menschen Arbeit, Existenz, Lebensmut, Sammlung geben!

Die religiöse und stammesmäßige Verbundenheit der Juden manifestieren!  
Aus dem Bekenntnis zum Judentum in der Not ein stolzes Bewusstsein für bessere Zeiten zimmern!

Kunstwerke sehen und erleben! Musik hören und begreifen! Den Geist am Geist Grösserer stählen!

Hinstreben zu dem Ziel, ein erkennender, bescheidener Teil des grossen Ganzen zu sein, als Einzelner der Gemeinschaft mit Fühlen und Handeln verpflichtet!

So fassen wir den Sinn des Kulturbundes. Hier wollen und müssen wir alle zusammengehen.

Ein Bund – eine Gemeinschaft – ein Wollen – eine Religion»

Im Ehrenpräsidium des Kulturbundes Deutscher Juden waren Leo Baeck, Martin Buber, Arthur Eloesser, Georg Hermann, Leonid Kreutzer, Max Liebermann, Max Osborn, Franz Oppenheimer, Jacob Wassermann. Als Bundesvorsitzender fungierte Dr. Kurt Singer, der ehemalige stellv. Intendant der Städtischen Oper an der Bismarckstrasse. Bereits im ersten Jahr traten dem Berliner Kulturbund ca. 20'000 Mitglieder bei. Die Nationalsozialisten liessen den Kulturbund aus praktischen und propagandistischen Gründen gewähren, übten jedoch eine sich ständig verschärfende Zensur aus.

Am 1. Oktober 1933 wurde das Theater des Kulturbundes unter der künstlerischen Gesamtleitung von Kurt Singer im «Berliner Theater» in der Charlottenstrasse 92 (Kreuzberg) mit einer Aufführung von Lessings «Nathan der Weise» eröffnet. Später fand das «Kulturbundtheater» sein Domizil in der Kommandantenstrasse 5.

1935 wurde Kurt Singer Leiter des «Reichsverbandes jüdischer Kulturbünde in Deutschland» und damit ständiger Kontrahent des nationalsozialistischen «Reichskulturverwalters» Hans Hinkel, der alle kulturellen Bestrebungen der deutschen Juden zu überwachen hatte.

Im November 1938 befand sich Singer in den USA, kehrte aber nach Europa zurück, als er die Nachricht von dem Novemberpogrom erhielt. Freunde hielten ihn in Holland davon ab, nach Deutschland zurückzukehren. Wenige Monate später erlebte er den Einmarsch der deutschen Truppen in die Niederlande. Kurt Singer wurde verhaftet und bis zu seiner Deportation in das Konzentrationslager Theresienstadt gefangengehalten. Dort starb er Anfang Februar 1944.



**Kurt Singer** (rechts) auf der Delegiertentagung der Zionistischen Vereinigung für Deutschland in Berlin, 2. – 4. Februar 1936, unter den Ehrengästen Lola Hahn-Warburg und Otto Warburg (1859-1938), Botaniker und 1911-1920 Präsident der Zionistischen Weltorganisation.

## Selbstbehauptung der «nicht-arischen Christen»

Während das deutsche Judentum angesichts der Diskriminierung durch die Nationalsozialisten seine bisherige Zersplitterung überwand und sich zu einer Solidargemeinschaft zusammenschloss, blieben die sogenannten «nicht-arischen Christen» auf sich allein gestellt. Weder die christlichen Kirchen noch die jüdischen Gemeinden kümmerten sich ernsthaft um diese Menschen. Ausnahmen bildeten vor allem der Einsatz der Quäker und der Kampf des Pfarrernotbundes gegen die Einführung des sogenannten «Arierparagraphen» in der Evangelischen Kirche.

Am 20. Juli 1933 wurde im Hotel Fürstenhof in Berlin als Selbsthilfeorganisation der «Reichsverband christlich-deutscher Staatsbürger nichtarischer oder nicht reinarischer Abstammung e.V.» (Ansbacher Strasse 11) gegründet, der sowohl katholischen als auch evangelischen Christen jüdischer Abstammung offen stand. Vorsitzende waren der Schauspieler Gustav Fröhlich, der bereits im Herbst 1933 starb, der Schriftsteller Günther Alexander Katz und ab Anfang 1934 der Historiker Dr. Richard Wolf. Zum Vorstand des Reichsverbandes gehörten auch die Sozialpolitikerin Dr. Alice Salomon und Superintendent D. Dr. Carl G. Schweitzer (Wustermark).

Der noch national gesinnte Reichsverband, der über 80'000 Mitglieder zählte, setzte sich für die Vertretung der gemeinsamen Lebensinteressen ein, von der Rechtsberatung, Stellenvermittlung, pädagogischen Beratung bis zur sozialen Fürsorge. Der Reichsverband organisierte ein bescheidenes Kultur- und Bildungsprogramm. Im Restaurant Konditorei Philipp Hefter (Wittenbergplatz 3) traf sich ein vierzehntägiger Stammtisch. Im Oktober 1934 musste der Name in «Reichsverband nichtarischer Christen e.V.» geändert werden, dessen Hauptgeschäftsstelle in der Uhlandstrasse 40 / 41 war. Vorsitzender war zu diesem Zeitpunkt Dr. Heinrich Spiro. Im Vorstand waren die Pfarrer Gordon, Poms, Süßbach und Reisner vertreten.

Im Sommer 1936 wurden schliesslich alle «nichtarischen Christen» im «Paulus-Bund» zusammengeschlossen (Kurfürstendamm 110), der im Juli 1937 seinen Namen in «Vereinigung 1937 e.V.» ändern musste (Sophie-Charlotte-Strasse 28). Vorsitzender wurde Dr. Friedrich Karl Lesser. Es sollte ein gezielter Schritt in die Anonymität sein. 1937 wurde der Ausschluss der sogenannten «Voll- und ¼-Juden» von staatlicher Seite erzwungen. Im August 1939 schliesslich wurde auch die Liquidation der «Vereinigung 1937 e.V.» von der Gestapo angeordnet. Danach musste man im Verborgenen zusammenkommen.

Das «Büro für Judenhilfe (nichtarische Christen)», das zur «Vereinigung 1937 e.V.» gehörte, wurde von Mrs. C.M. Livingstone geleitet. Es hatte bis 1938 seinen Sitz in der Dahlmannstrasse 8, danach in der Brandenburgischen Strasse 41. Das Büro für Judenhilfe arbeitete eng mit den Quäkern zusammen. Am 10. August 1939 wurde das Büro aufgelöst. Mrs. Livingstone unterstützte daraufhin Pfarrer Grüber und ging später nach England zurück.

### Werner A. Zehden berichtet:

«Wir haben uns immer heimlich getroffen, um alles auszutauschen. Einen prominenten Arier hatten wir, der uns oft besucht hat und uns immer Mut gemacht hat, das war Erich Kästner. Der ist öfter heimlich zu uns gekommen. Das fand in einem Lokal statt, Kurfürstendamm Ecke Leibnizstrasse, wo der Olivaer Platz war, da haben wir uns getroffen und da kam auch ab und zu Kästner... das war ein Bekenntnis.»

## Werner A. Zehden

Fasanenstrasse 16

Werner A. Zehden (1911-1991) war als sogenannter «Halbjude» und Sozialdemokrat doppelt diskriminiert. Er wurde wegen «marxistischer Betätigung» vom Studium ausgeschlossen und 1934 auch vorübergehend verhaftet. Viele Verwandte der Familie emigrierten, die Geschwister seines jüdischen Vaters wurden 1943 / 44 deportiert. Im Oktober 1944 wurde er zur Organisation Todt zwangsverpflichtet und kam ins Zwangsarbeitslager Abteroda, ein Aussenslager vom KZ Buchenwald. Im Januar 1945 gelingt ihm die Flucht zurück nach Berlin, wo er zeitweilig versteckt in der Ruine der Synagoge in der Fasanenstrasse das Kriegsende überlebt.

(Werner A. Zehden wurde nach dem Krieg Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, Bezirksbürgermeister von Steglitz und Vorsitzender des «Bundes der Verfolgten des Nazi-Regimes» in Berlin.)

Als die Deportationen der Berliner Juden begannen setzten sich nicht-arische Christen, die noch relativ geschützt waren, für die Rettung jüdischer Verwandte und Freunde ein.

## Robert Zeiler

Sybelstrasse 17 (später Umzug in die Leibnizstrasse 59)

**Robert Zeiler**, geboren 1923, kommt aus einem pazifistischen Elternhaus. Seine Mutter war Jüdin. Sein Vater war Erster Konzertmeister der Staatsoper, wurde wegen seiner jüdischen Frau zwangspensioniert.

Robert Zeiler traf sich mit gleichgesinnten «halbjüdischen» Freunden während des Krieges im Café Leuth in der Nähe des Kurfürstendamms, um Informationen auszutauschen, bedrohte Menschen zu warnen und Unterstützung zu organisieren. Nach der Verhaftung seiner Mutter wurden er und sein Bruder ebenfalls inhaftiert, als sie sich nach dem Schicksal ihrer Mutter in der Abteilung des Reichssicherheitshauptamtes in der Kurfürstenstrasse 116 erkundigen wollten. Die Brüder wurden ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt, ihre Mutter nach Theresienstadt deportiert. Robert Zeiler erlebte die Befreiung von Buchenwald am 11. April 1945. Auf dem Weg nach Berlin wurde er von sowjetischen Soldaten verhaftet und bis 1948 in sowjetischen Internierungslagern, darunter wieder in Buchenwald, festgehalten.

(Robert Zeiler ist heute im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten aktiv.)

## Die versteckte jüdische Pfadfindergruppe «Chug Chaluzi»

### Jizchak Schwersenz

Berliner Strasse 154 (heute Otto-Suhr-Allee)

Jizchak Schwersenz, 1915 in Berlin als Sohn jüdischer Kaufleute geboren, wurde von der Bewegung der jüdischen Jugendbünde geprägt. Er wurde jüdischer Religionslehrer und Volksschullehrer. 1937 übernahm er zentrale Aufgaben im «Jüdischen Pfadfinderbund Makkabi Hazai» (Junge Makkabäer), und ab 1938 arbeitete er in der Tarbut-Abteilung (Schul- und Kulturabteilung) der Jüdischen Jugendhilfe und war für die Betreuung der Jugend-Alija-Kibbuzim zuständig, die jüdische Jugendliche auf die Auswanderung vorbereiteten. Bei dieser Arbeit lernte er Edith Wolff («Ewo») kennen, die später ihn und seine illegal lebende Gruppe bis zur eigenen Verhaftung unterstützte. 1939 wurde Jizchak Schwersenz Leiter der Jugend-Alija-Schule in Berlin.

Als er im August 1942 den Deportationsbefehl erhielt, entschloss sich Jizchak Schwersenz unterzutauchen. Edith Wolff hatte ihre jüdischen Freunde bedrängt, sich den

Deportationen zu entziehen. Sie hatte Kontakte zu Menschen geknüpft, die verfolgten Juden halfen. Es waren vor allem Franz Kaufmann und Helene Jacobs von der Bekenntnisgemeinde Dahlem, der evangelische Pfarrer Grüber und Gertrud Luckner von der Katholischen Aktion. Mit dem, mit einem neuen Bild versehenen, Reisepass von Ernst Hallermann, der zum Kreis um Kaufmann gehörte, konnte sich Schwersenz zeitweilig tarnen.

Jizchak Schwersenz wurde in seinem Vorhaben auch vom Bundesleiter der zionistischen Jugend Alfred Selbiger, der noch Anfang 1942 illegale Aktionen strikt ablehnte, unterstützt. Er stellte ihm sogar monatlich 100 Mark aus der «schwarzen» Kasse der Pioniere «Hechaluz» zur Verfügung. Über einen Verbindungsmann, Hardy Plaut, sollte Schwersenz dem Bund von seinen Erfahrungen berichten. Nach der Verhaftung von Selbiger im November 1942 fiel diese Unterstützung weg.

**Jizchak Schwersenz** erinnert sich:

«Am Abend des 28. August sollte ich auf die Gestapo warten. Am Nachmittag aber fuhr ich mit Arje Dawidowicz, einem der Treuesten aus meiner Gruppe, in den Grünewald. Wir trennten den Judenstern von meiner Jacke ab, und ich steckte mir das für diesen Zweck von Ewo besorgte Abzeichen der deutschen Arbeitsfront' an die Brust. Nach Anbruch der Dunkelheit fuhr ich nach Berlin zurück. Ich hatte die Stadt mit dem Judenstern verlassen, um mit dem Hakenkreuze zurückzukehren. So verändert, schlenderte ich durch die Strassen, um die neue Freiheit als Durchschnittsbürger ein wenig auszuprobieren.»



Jizchak Schwersenz beobachtet einen Aufmarsch der SS vor dem Olympiastadion im Jahr 1936

**Jizchak Schwersenz** lebte 17 Monate in Berlin unter falschem Namen in ständig wechselnden Quartieren oder teilweise unter freiem Himmel. In seinem Heimatbezirk Charlottenburg, wo viele ihn kannten, da er dort zur Schule gegangen war und mit seiner Mutter in der Berliner Strasse 154 gewohnt hatte, liess er sich seltener blicken. Einmal traf er sich mit seinem früheren Lehrer, Roland Sprague, in einem Café in der Schillerstrasse. Weiter fand er für längere Zeit Unterkunft und Arbeit im Lebensmittelladen von Frau Hedwig Goering in der Osnabrücker Strasse 6.

Am Abend des Tages der berühmten «Fabrikaktion», am 27. Februar 1943, als Tausende jüdischer Arbeiter aus den Betrieben verhaftet und deportiert wurden, bildete Jizchak Schwersenz mit anderen illegal lebenden jüdischen Jugendlichen die Pfadfindergruppe «Chug Chaluzi» (Kreis der Pioniere). Zum Kern dieser Gruppe gehörten neben Jizchak Schwersenz, Heinz Abrahamsohn, Abraham Bernstein, Gerd (Gad) Beck, Miriam Beck, Leopold (Poldi) Chones, Günter (Arje) Davidowicz, Margot Feiweles und Edith Wolff.

Leopold Chones wurde im Septemer 1943 verhaftet und nach wochenlangen Verhören und Folterungen nach Auschwitz deportiert. Von einem Arbeitskollegen verraten, wurde Alfred Bernstein ebenfalls im Herbst 1943 verhaftet und deportiert. Die meisten Mitglieder der Gruppe überlebten das Kriegsende.

Die Initiative zum Untertauchen angesichts der drohenden Deportationen ging 1943 von der europäischen Zentrale der zionistischen Jugendorganisation «Hechaluz» in Genf aus. Von der Leitung dieses zionistischen Bundes in Deutschland wurde in Unwissenheit über das wahre Schicksal der jüdischen Menschen in den Vernichtungslagern im Osten die Illegalität jedoch noch abgelehnt. Da er sich diesem Befehl widersetzte, wurde Gad Beck sogar aus seiner Hechaluz-Gruppe ausgeschlossen.

Die Tätigkeit der Gruppe «Chug Chaluzi» bestand im Wesentlichen darin, ein Netz herzustellen, welches das Überleben in der Illegalität ermöglichte. Das hiess vor allem Lebensmittelkarten, Kleidung, Unterkünfte und Papiere für die Gruppenmitglieder zu besorgen. Weiter wurde versucht, Leute, die verhaftet worden waren, aus den Sammelagern wieder herauszuholen, bevor es nach Osten ging, anderen wiederum die Flucht in die Schweiz zu ermöglichen. Wichtigster Verbindungsmann der Gruppe in der Schweiz war Nathan Schwalb.

Jizchak Schwersenz gelang im Februar 1944 die Flucht in die Schweiz. Er betreute nach dem Krieg jüdische Waisenkinder, die die Konzentrationslager überlebt hatten, und machte eine Lehrerausbildung an der Universität Zürich. (Seit 1953 lebte Jizchak Schwersenz in Israel und kehrte 1990 wieder nach Berlin zurück.)

Nach der Flucht von Schwersenz übernahm Gad Beck, damals 20 Jahre alt, die Leitung der Gruppe Chug Chaluzi, zu der schliesslich 30-40 Personen gehörten. Beck wurde noch im Februar 1945 verhaftet und erlebte das Kriegsende, durch einen Bombenangriff schwerverletzt, im Sammellager beim Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Strasse. (Nach dem Krieg emigrierte er nach Israel. Heute lebt Gad Beck wieder in Berlin und war u.a. als Direktor der Jüdischen Volkshochschule tätig.)

---

## Hilfe für Verfolgte

---

Als am 18. Oktober 1941 die erste Deportation von Berliner Juden nach Lodz durchgeführt wurde, lebten noch etwa 66'000 Juden in Berlin. Ab September 1941 mussten jüdische Bürger, die nun äusserst bedroht waren, einen Judenstern tragen. Jüdische Ehepartner und Kinder sogenannter «Mischehen» waren noch eine Zeitlang relativ geschützt.

Eine Flucht ins Ausland war nun kaum mehr möglich. Rund 55'000 Juden aus Berlin wurden von den Nationalsozialisten in den Vernichtungslagern ermordet. Etwa 5'000 Berliner Juden versuchten sich der Deportation zu entziehen und unterzutauchen. Von diesen Menschen überlebten nur 1'200 bis 1'400 das Kriegsende.

Ihr Überleben im Untergrund haben Ilse Rewald, Inge Deutschkron und Jizchak Schwersenz in ihren Erinnerungen beschrieben.

Auch diese Autoren betonen, dass ohne die Hilfe sogenannter «Arier» das Leben in der «Illegalität» nicht möglich gewesen wäre. Die Berliner Bürger, die verfolgten Juden Unterkunft gaben und sie mit Lebensmitteln und in anderer Weise unterstützten, nannte man später die «Unbesungenen Helden».

Einige Beispiele aus Charlottenburg seien im Folgenden vorgestellt.

### **Georg Abromeit** (Kastanienallee 21)

Der Damenmodenfabrikant Georg Abromeit aus Westend versteckte gegen Ende des Krieges das in «Mischehe» lebende Ehepaar Friedemann und deren Tochter Friedel Friedemann in der Fahremundstrasse (Spandau) und versorgte sie mit Lebensmitteln. Die Familie Friedemann konnte das NS-Regime überleben.

### **Hildegard Arnold, geb. Kniess** (Fredericiastrasse 3)

Frau Hildegard Arnold (1916), von Beruf Fürsorgerin, versteckte in ihrer kleinen Wohnung in der Fredericiastrasse mehrere jüdische Menschen.

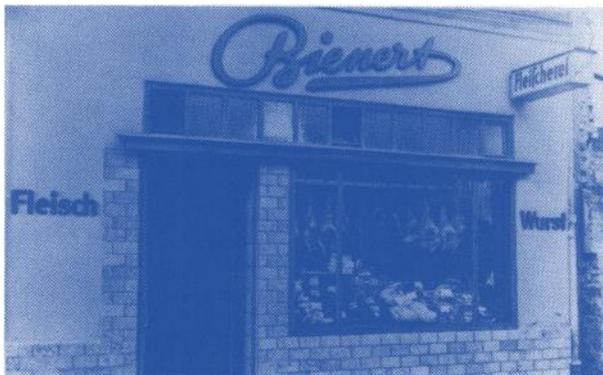
Während ihrer Schulzeit hatte sich eine Freundschaft zu ihrer Geschichtslehrerin Elisabeth Abegg (1882) entwickelt, die 1935 an die Rückertschule (Schöneberg) zwangsversetzt und 1941 zwangspensioniert wurde. Ab Frühjahr 1943 bis zum Ende des NS-Regimes halfen Hildegard Arnold und Elisabeth Abegg folgenden Verfolgten, die alle überlebten: Liselotte Pereies und ihre damalige 10jährige Pflögetochter Susanne Manasse, Ludwig und Steffi Collm und deren 6jährige Tochter Susanne, Hertha Goldstein und ihre 4jährige Tochter Evelyn.

Hildegard Arnold beherbergte für wenige Nächte auch ihr unbekannte Verfolgte, darunter den Jugendlichen Ralph Neumann. Über informelle Kontakte über die Bekennende Kirche und durch eigene Kontakte konnte sie die Verfolgten auch ausserhalb Berlins unterbringen: in Ostpreussen, in der Mark und im Elsass.

### **Fleischerei Bienert** (Dahlmannstrasse 9)

In der Fleischerei Bienert verkauften die Inhaberin Frau Bienert und die Verkäuferin Helene Radeke Fleischwaren über mehrere Jahre auf Reisemarken und Lebensmittelmarken ohne Herkunft einem «Herrn Beierle», der versteckte Künstler in der Xantenstrasse mit den Lebensmitteln versorgte.

«Wir hätten die nicht annehmen dürfen, wenn wir gemerkt hätten, es ist nur eine Person oder zwei Personen und der kommt mit zehn Karten an, da hätten wir schon irgendwie was melden müssen, dass da was nicht stimmt. Er hatte Reisemarken. Es gab damals die richtigen Lebensmittelmarken, die wir alle bekommen haben, der Arbeiter hatte die Karte sowieso, also eine höhere Karte, der einfache Mensch hatte die niedrigste Karte, da gab es am wenigsten drauf. Herr Beierle hatte Reisemarken und die hatte auch jeder andere, der so in Urlaub ging und dann musste er seine Karten abgeben zu Hause und dafür bekam er Reisemarken. Denn diese normalen Lebensmittelkarten, die waren ortsgebunden, die konnten sie nicht überall mit hinnehmen. Für die Reisemarken konnte er kiloweise einkaufen, normalerweise hätten wir das nicht gedurft.... Meine Chefin und ich, wir waren allein im Geschäft, und dann haben wir das natürlich abgesprochen, keiner wusste vom andern. Wir haben es denn auch schon so gemacht, dass immer mal einer aus dem Laden gegangen ist, wenn er gekommen ist, entweder sie ging raus oder ich ging raus, so dass keiner was vom anderen wusste, und wir haben ihn dann bedient. Er kam ziemlich regelmässig.»



Fleischerei Bienert 1949

### **Klara Bloch** (Horstweg 28)

Klara Bloch, geb. Begall (1908 – 1988), während der Kriegszeit als Kontoristin dienstverpflichtet, versteckte 1943 – 45 den jüdischen Freund und späteren Ehemann Ernst Bloch in ihrer Erdgeschosswohnung im Horstweg. Ernst Bloch war in den zwanziger Jahren ein bekannter Pressezeichner in Berlin gewesen. Seine Wohnung in Sigmundshof wurde Ende des Jahres 1943 ausgebombt. Die Mutter von Ernst Bloch wurde 1941 nach Theresienstadt gebracht und ist dort umgekommen. Seine Schwester, die mit einem Architekten verheiratet war, der kein Jude war, wurde noch 1944 nach Auschwitz deportiert und dort vergast.

Zu Klara Bloch kam oft die Jüdin Maria Schäfer zu Besuch, die seit dem Tod ihres nichtjüdischen Mannes 1942 illegal in einem möblierten Zimmer in der Konstanzer Strasse lebte, da sie nicht mehr durch die «Mischehe» geschützt war. (Frau Schäfer war die Schwägerin von Franz Pfemfert, der nach dem Ersten Weltkrieg die Zeitschrift «Aktion» herausgegeben hatte und inzwischen nach Mexiko emigriert war.)

Im Nebenhaus im Horstweg brachte Klara Bloch in einer von ihr betreuten leeren Wohnung, deren Inhaberin mit ihren Kindern vor den Bombenangriffen aufs Land gezogen war, zwei jüdische Frauen unter. Beide waren entfernte Verwandte von Ernst Bloch. Die Mutter hiess Charlotte, ihre Tochter Hilla.

### **Klara Bloch:**

«Die beiden Frauen haben so gehungert, es war schrecklich. Ich meine, man konnte fechten gehen (alter Begriff für betteln, d. Verf.). Ein paar Brot- und ein paar Nahrungsmittelmarken gab einem schon mal einer, aber die haben nicht ein Gramm Fett bekommen, jahrelang. Ein- oder zweimal im Jahr konnte man sich die Schuhe bescholen lassen. Das wurde auf der Seifenkarte abgestempelt. Die illegal lebenden Leute konnte man meistens an ihren schiefen Absätzen erkennen. Das musste man immer bedenken.

Es war die Zeit der Fliegerangriffe. Einmal war ein Riesenangriff. Da haben wir uns alle zusammengetan und beraten, ob die zwei Frauen sich nicht als Ausgebombte melden sollten. Aber die sahen doch zu jüdisch aus. Ich dachte, wenn da einer was merkt: ‚Ach, das sind ja Juden, und die laufen so herum‘, dann wären sie doch festgenommen worden.....

Immerhin, die beiden sind durchgekommen. Sie sind bis Kriegsende in der Wohnung geblieben. Hilla hatte einen Freund bei der Marine. Der war Antifaschist. Wenn er auf Urlaub war, gingen die beiden Arm in Arm über den Hof, und ich brüllte dann laut ‚Hilla!‘ aus dem Fenster, damit die Kleinbürger im Haus davon Notiz nahmen. Das war nämlich so ein Strohhänder. Es sollte der Beweis sein, dass alles in Ordnung ist. Dieser Marinesoldat ist noch kurz vor Kriegsschluss desertiert. Er konnte aber nicht lange hierbleiben. Er kam irgendwo im Osten der Stadt unter.»

### **Erika und Erich Büngener (Grolmanstrasse 36)**

Das Ehepaar Büngener beherbergte ab März 1943 das jüdische Ehepaar Ester und Kurt Kantorowicz und wenig später auch Max Mandel und dessen Sohn Gert (Bruder und Neffe von Frau Kantorowicz). Herr Kantorowicz wurde am 19. Juli 1944 auf offener Strasse verhaftet und starb am 28. Dezember 1944 im Konzentrationslager Buchenwald. Die anderen überlebten in der Illegalität. Bevor das Ehepaar Schutz beim Ehepaar Büngener fand, waren sie für etwa drei Wochen bei Herrn Dr. Münzesheimer beherbergt worden.

Die Juden wurden im mit der Wohnung verbundenen Möbelgeschäft des Ehepaars Büngener versteckt, das wegen der Einberufung von Herrn Büngener vorübergehend geschlossen war. Es war von grossem Vorteil, dass Herr Büngener als Soldat in Berlin stationiert war und zu Hause wohnte. Die Eheleute versorgten die Verfolgten, soweit es ihnen angesichts der Rationierung möglich war, auch mit Lebensmitteln.

Frau Büngener selbst war Halbjüdin, und sie hatte ihren Beruf als Tänzerin nicht mehr ausüben dürfen.

### **Elisabeth und Walter Bussian (Sybelstrasse 19)**

Elisabeth Heese aus sozialdemokratisch gesinnter Handwerksfamilie heiratet 1930 den Mittelschullehrer Walter Bussian. Nach der Geburt ihrer Tochter Renate zog die Familie von Spandau nach Charlottenburg in die Sybelstrasse 19. Walter Bussian trat als einer der wenigen Beamten nicht der NSDAP bei.

Als das Ehepaar Bussian im August 1942 und im Januar 1943 die Deportation der mit ihnen befreundeten Martha Pietrkowski und des Nachbarhepaars Paul und Amalie Ballo ohnmächtig beobachten müssen, entschlossen sie sich, verfolgten Juden zu helfen.

Zunächst versorgte Walter Bussian die Tochter von Martha Pietrkowski mit Lebensmitteln. Sie lebte in einem Zwangsarbeitslager am Lehrter Bahnhof und wurde Anfang 1943 nach Theresienstadt deportiert.



Elisabeth Bussian



Walter Bussian

**Elisabeth und Walter Bussian** boten daraufhin der jüdischen Rechtsanwältin Anita Eisner (verwandt mit dem 1919 ermordeten bayrischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner) ihre Wohnung als Quartier an. Als sie Frau Eisner halfen, einige Dinge aus deren Wohnung, Leibnizstrasse 69, zu holen, entgingen die drei nur durch Zufall dem Zugriff der Gestapo. Ihre Tochter Renate weihte die Bussians nicht ein, da sie darin eine Gefahrenquelle sahen. Anita Eisner übernachtete täglich in der Wohnung der Bussians, musste sich aber tagsüber bei anderen Helfern verbergen.

Durch Frau Eisner, die auch andere Illegale kannte, kamen gelegentlich auch ganz unbekannte Verfolgte zum Übernachten in die Wohnung der Bussians, die ihnen im Rahmen ihrer Möglichkeiten halfen. Elisabeth und Walter Bussian unterstützten in besonderem Masse die in sogenannter Mischehe lebenden Ehepaare Wiener und Kantorowicz (möglicherweise mit der Familie Kantorowicz identisch, die das Ehepaar Büngener unterstützte). Valerie und Richard Wiener wurden 1939 zwangsgeschieden, wodurch Richard aufgrund seiner jüdischen Herkunft vollkommen ungeschützt war. Beide waren mehrmals in «Schutzhaft», konnten aber das NS-Regime überleben.

Bei einem schweren Bombenangriff im November 1943 wurde das Haus Sybelstrasse 19 zerstört. Frau Bussian zog mit ihrer Tochter zu Verwandten des Ehepaars Kantorowicz nach Vetschau in den Spreewald. Auch von Vetschau aus unterstützte sie das Ehepaar Wiener mit Lebensmittelpaketen. Frau Eisner tauchte bei einer Bekannten in Kloster Lehnin unter und konnte überleben. Walter Bussian, der 1939 als Soldat eingezogen worden war und seit 1942 in Berlin stationiert war, wurde 1944 an die Ostfront geschickt, geriet aber am Ende des Krieges in amerikanische Kriegsgefangenschaft. (Nach dem Krieg wurde er zu Entnazifizierungsverfahren herangezogen und arbeitete wieder als Lehrer. Er starb 1958.)

**Erna Dubnack** (Krumme Strasse 44, später Umzug in die Wielandstrasse 17)

In den Jahren 1943-45 nahm die Näherin Erna Dubnack ihre jüdische Freundin Hildegard Naumann bei sich auf.

**Erna Dubnack** erinnert sich:

«Hilde musste während des Krieges bei Cassirer am Gustav-Adolf-Platz (heute Mierendorff-Platz) arbeiten – bis sie zu mir kam, um unterzutauchen. Das war ungefähr Ende Januar 1943, nachdem man ihre Schwester abgeholt hatte; ihre Mutter hatte sich das Leben genommen.(...)

Natürlich lebten wir gefährlich. Im Hause wohnte z.B. ein SS-Mann. Ich hatte auch Angst, dass mein kleiner Sohn sich verplappern und etwas verraten könnte. Während ich arbeitete, war er im Werkskindergarten von Siemens untergebracht. Wenn er nun dort etwas von der ‚Tante‘ erzählte, die immer bei uns im Hause war!

Ich verheimlichte dem Jungen, dass Hilde bei uns schlief. Dass sie am Tage bei uns war, das war nicht weiter verdächtig. Aber nachts! – Ich richtete es so ein, dass er Hildes Bett nicht zu sehen bekam. Morgens, bevor wir loszogen, zog ich ihn immer sehr schnell an, damit er Hilde nicht sah. Wenn er sie am Abend in der Wohnung antraf, war es egal: Dann war es eben ‚Tante Hilde‘, eine von vielen Besuchern aus meinem grossen Besucherkreis.

Hilde war auch immer noch dabei, wenn wir im Sommer rausfahren. Den Stern hatte sie abgelegt. Bis zum Kriegsende gehörte sie noch zu der Clique. Meine Freunde hielten eisern zu ihr.»

Da sich Erna Dubnack gegen Kriegsende in ihrem Hause immer stärker beobachtet fühlte, brachte sie, um Gefahren aus dem Weg zu gehen, ihre Freundin zu einer gemeinsamen Bekannten nach Moabit. Dort konnte Hildegard Naumann das NS-Regime überleben.

**Frau G.** (Gervinusstrasse 23)

Frau G. und ihr Mann, beide politisch liberal geprägt, beherbergten über viele Jahre jüdische Bürger in der Gervinusstrasse 23. Mehrfach erlebten sie die Verhaftung von Juden, zum ersten Mal im Jahre 1939.

Das Ehepaar wohnte im vierten Stockwerk und stellte während des Krieges drei jüdischen Bekannten ihr Fremdenzimmer auf dem Dachboden als Versteck zur Verfügung. Dabei handelte es sich um eine Jüdin, deren christlicher Mann gestorben war und die den relativen Schutz der sogenannten Mischehe verloren hatte. Sie kam zeitweilig auf einem Gut auf dem Lande unter, suchte aber wiederholt das Versteck in der Stadt auf, um immer wieder aus dem Blickfeld zu geraten. Die zweite Jüdin war die Frau eines Arbeitskollegen des Mannes. Die dritte Jüdin, eine geborene Cohn aus wohlhabendem Haus, war durch Scheidung ihrer «Mischehe» ebenfalls der Verfolgung ausgesetzt.

«Wir hatten, was sehr günstig war, wir wohnten im vierten Stock, im Boden oben ein Fremdenzimmer. Und in dem Fremdenzimmer habe ich dann diese Besucher gehabt. Und die gingen angezogen mit Hut, denn sie sahen alle jüdisch aus, alle drei, den sie sich dann so runterzogen. So gingen wir dann bei Luftalarm in den Keller.

Nun hatten wir das Glück, einen sozialdemokratischen Hauswirt zu haben, der hundertprozentig sicher war, das war natürlich die Bedingung, sonst wäre es ja überhaupt nicht gegangen.

Die Leute im Hause störten uns nicht viel, also wir kümmerten uns nicht sehr um die anderen und die anderen nicht um uns. Wir hatten eine Nachbarin, eine alte Dame, die hundertprozentig zuverlässig war. Also insofern ging das, und das ging die ganzen Jahre.»

### **Hedwig Goering** (Osnabrücker Strasse 6)

In ihrem Lebensmittelgeschäft, einem Reformhaus, stellte Frau Hedwig Goering Jizchak Schwersenz (S. 207) und anderen Verfolgten ein kleines Zimmer im hinteren Teil des Ladens als Nachtquartier zur Verfügung. Jizchak Schwersenz, alias «Ernst Hallermann» laut seinen gefälschten Papieren, arbeitete 1943 längere Zeit bei Frau Goering als Bote. Als er eine Bezahlung ablehnen wollte, bestand Frau Goering auf Bezahlung der Arbeit. Jizchak Schwersenz erinnert sich an ihre Antwort:

«Herr Hallermann, entweder lassen Sie sich bezahlen, oder Sie arbeiten nicht bei mir. Das Quartier können Sie trotzdem haben. Ich möchte nämlich ein klein wenig von dem gutmachen, was unser Volk an euch verbrochen hat!».

Als der dringende Verdacht aufkam, dass die Gestapo das Geschäft beobachtete, musste Jizchak Schwersenz das Quartier aufgeben.

### **Wally Grodka** (Niebuhrstrasse 67)

Trotz heftigster Anfeindungen durch eine weitgehend feindliche Umwelt heiratete Wally Grodka am 6. Juni 1935 den Juden Günther Grodka (S. 74). Nach ihrer Verlobung 1934 wurde sie von den Nationalsozialisten vor die Ortsgruppe, Roscherstrasse 2, zitiert und bedroht. Unter schwierigsten Umständen und ständigen Denunziationen und Beschimpfungen aus der Nachbarschaft setzte sie sich für ihren jüdischen Mann und ihre angeheiratete Familie ein.

Zwei Beispiele aus den schriftlichen Erinnerungen von Wally Grodka aus dem Jahre 1947 veranschaulichen den dramatischen Existenzkampf der Eheleute. Vor der sogenannten «Reichskristallnacht», der nationalsozialistischen Mord- und Brandaktion am 9. / 10. November 1938, erhielten sie eine Warnung über eine mögliche Verhaftung:

«Die bemittelten Juden wurden zunächst in ‚Schutzhaft‘ genommen. Obwohl wir nicht dazu gehörten, warnte man uns. Tage- und nächtelang waren wir nicht zu Hause. Planlos liefen wir durch den Grünewald. Müde, verzweifelt und frierend fanden wir uns im Morgengrauen in der Milchbar Augsburgerstrasse ein, wo wir noch einige Schicksalsgenossen trafen. Mit hochgeschlagenen Kragen schlichen die Ärmsten an den Häusern entlang, für einige Augenblicke machten sie gleich uns Rast, um verstohlen eine Tasse heißen Kaffee zu trinken. Vorsichtig begab ich mich für kurze Zeit in die Wohnung, ob alles in Ordnung sei, um meinem Mann Bericht zu erstatten. Des planlosen Laufens müde, unternahmen wir den Versuch, zu Bekannten zu gehen, was kläglich scheiterte, da sich diese beobachtet fühlten und meinten, es wäre zu gefährlich, jetzt Juden bei sich zu haben’. So war es schon 1938.»

Im Winter 1940 brachte Frau Grodka Zwillinge zur Welt, die jedoch wegen der fehlenden Versorgung nur vier Tage überlebten. Am 18. September 1941, wenige Tage nach der Kennzeichnungspflicht für Juden mit dem Judenstern, wurde ihr Sohn Rainer geboren, den Wally und Günther Grodka evangelisch taufen liessen.

Als die Deportationen der Berliner Juden 1941 begannen, versuchten Frau Grodka und ihr Mann, die beide in einer sogenannten «privilegierten Mischehe» relativ geschützt waren, alles in ihren Kräften stehende zu tun, um Menschen zu helfen, die in einer noch viel schlechteren Lage waren. Mit einem Bekannten zusammen fertigten sie unzählige Rucksäcke an, da die Juden beim Abtransport nur noch Handgepäck

mitnehmen durften. Sie begleiteten jüdische Nachbarn zum «Sammellager» in der Levetzowstrasse, bis ihnen von der Gestapo angedroht wurde, selbst mitgenommen zu werden.

Am 6. März 1943 wurde Günther Grodka aus der Wohnung heraus verhaftet, da er durch Krankheit der Verhaftung während der Arbeit bei der sogenannten «Fabrikaktion» vom 27. / 28. Februar 1943 entgangen war:

«Der Abschied war so, dass ich ihn nicht beschreiben kann. Am Montag erhalte ich die Nachricht, dass mein Mann in der Grossen Hamburger Str. ist. Ich fahre sofort dorthin. Den Bub im Wagen gehe ich mit vielen anderen Frauen immer auf und ab; wir werden auseinandergetrieben. Doch wenige Minuten später sammeln wir uns wieder vor dem Eingang.»

Die Demonstration der Frauen (in der Rosenstrasse) ist nach vielen Stunden erfolgreich, schliesslich wird auch ihr Mann aus dem Sammellager entlassen.

#### **Frau Grüger** (Droysenstrasse 10)

In der Bäckerei Grüger wurde in der Backstube der jüdische Rechtsanwalt Dr. Hans Münzer versteckt. Frau Grüger verteilte an hungernde Fremdarbeiter, die regelmässig durch die Droysenstrasse geführt wurden, Brot und Brötchen.

#### **Charlotte Grützmacher** (Kaiser-Friedrich-Strasse 10)

Frau Charlotte Grützmacher unterstützte während des Krieges Frau Alice Wolff und andere jüdische Bürger. Sie brachte Frau Wolff zeitweilig bei sich unter und versorgte sie mit Lebensmitteln. Wegen der Hilfeleistungen war sie persönlich stark gefährdet und wurde einmal sogar überfallen und misshandelt.

#### **Emma und Franz Gumz** (Knesebeckstrasse 17)

Das Ehepaar Gumz brachte für einige Wochen (im Winter 1943) in einem Hinterraum ihrer Wäscherei in der Knesebeckstrasse 17 die illegal lebenden Berliner Jüdinnen Inge Deutschkron und ihre Mutter Ella unter. (Der Vater, Martin Deutschkron, ein Sozialdemokrat, war noch 1939 nach England emigriert.) Auch in der späteren Zeit der Illegalität blieb der Kontakt zur Familie Gumz bestehen. Die verfolgten Frauen wurden gelegentlich mit Lebensmitteln versorgt, und Inge Deutschkron war zeitweilig als Büglerin in der Wäscherei beschäftigt.

Durch die Unterstützung einer Reihe von Berliner Bürgern, darunter Sozialdemokraten und ehemalige Kommunisten, gelang es den Deutschkrons, die ständig Quartier und Arbeitsstelle wechseln mussten, den Nationalsozialismus zu überleben.

#### **Inge Deutschkron** erinnert sich:

«Frau Gumz lachte kurz und, wie es schien, sehr zufrieden. ‚Sie haben mir eben versprochen, dass sie und Inge sich nicht wie die anderen deportieren lassen.’

‚Aber Frau Gumz’, rief meine Mutter und entzog ihre Hände dem immer noch festen Griff, ‚ich verstehe das alles nicht, und überhaupt, was ist geschehen, dass Sie so reden, und wie stellen Sie sich das vor?’

Frau Gumz beugte sich vor: ‚Der Fritz von nebenan, Sie wissen schon, der junge Soldat, ist aus dem Osten zurückgekommen.’ Dann fügte sie sehr leise hinzu: ‚Er hat erzählt, was sie dort mit den Juden machen.’

‚Ja, was denn?’ fragte meine Mutter spürbar erregt. ‚Ach, ich kann Ihnen das nicht erzählen, es ist furchtbar.’ Ihre letzten Worte gingen in Tränen unter.

‚Der Fritz hat unterschreiben müssen, dass er nicht darüber spricht, was er

gesehen hat, aber wer kann denn das ...!

„Es ist also wahr, was der englische Sender schon seit einiger Zeit berichtet.“  
Meine Mutter sagte es mehr zu sich selbst.»

### **Else und Viktor Höth** (Spandauer Strasse 37, heute Spandauer Damm)

Else und Viktor Höth (S. 50) versteckten 1942 / 43 in ihrer Wohnung die Jüdin Frau Fuchs mit ihrer Tochter und Schwester und versorgten sie mit Hilfe von Freunden, darunter das Ehepaar Gertrud und Walter Tiege (S. 48).

Die verfolgten Frauen wurden 1943 beim Jüdischen Krankenhaus verhaftet und später zusammen mit dem Kind deportiert.

### **Charlotte Israel, geb. Press** (Dahlmannstrasse 22, später 30)

Charlotte Israel, die in sogenannter «Mischehe» lebte, erfuhr von einer Nachbarin, wie ihre jüdischen Schwiegereltern, die in der Kantstrasse am Amtsgericht wohnten, am 29. September 1942 auf besonders brutale Weise «abgeholt» wurden: Auf den Gesundheitszustand des bettlägerigen, schwerkranken Schwiegervaters nahm die Gestapo keine Rücksicht. Am 27. Februar 1943 wurde Charlottes Mann, Julius Israel, im Zuge der berühmten «Fabrikaktion» verhaftet und in das «Sammellager» in der Rosenstrasse (Mitte) verschleppt. Charlotte Israel beteiligt sich an der tagelangen Protestaktion der «arischen» Frauen für ihre «jüdischen» Männer.

#### **Charlotte Israel** erinnert sich:

«Nach dem Gespräch mit meiner Mutter erkundigte ich mich auf dem Polizeirevier Grolmannstrasse nach meinem Mann.

Der Beamte war sehr nett und sagte: ‚Gehen Sie mal zur Rosenstrasse.‘ (...)

Als ich mit meiner Mutter dort ankam, dämmerte es bereits. Ungefähr 150 Frauen waren schon da. Aber es wurden in den nächsten Tagen immer mehr. Ich schätzte die Zahl damals auf 1'000 (...).

Das Ganze entwickelte sich zu einer richtigen Demonstration. Wir brüllten und schrien, dass sie uns die Männer herausgeben sollten (...). Die Demonstration wuchs von Tag zu Tag. Ich ging jeden Tag hin, und vom Bahnhof Börse hörte man schon das Schreien.

Durch einen Trick erfuhr ich, dass mein Mann im Lager war: Ich verlangte seine Kartoffelkarte, denn ich wusste: Die trug er bei sich. Ich bekam sie auch. Er schrieb ganz dünn darauf: ‚Ich bin gesund!‘ (...)

Die Lage vor dem Sammellager spitzte sich zu. Die SS richtete Maschinengewehre auf uns: ‚Wenn Sie jetzt nicht gehen, schießen wir!‘

Nun war uns alles egal. Wir brüllten: ‚Ihr Mörder!‘ (...) Dann geschah etwas Unerwartetes: Die Maschinengewehre wurden abgeräumt. Vor dem Lager herrschte jetzt Schweigen, nur noch vereinzelt Schluchzen war zu hören. Mir selbst sind bei der Eiseskälte damals die Tränen im Gesicht gefroren. Das war der schlimmste Tag.

Ein grosser Teil der Inhaftierten aus der Rosenstrasse wurde freigelassen – darunter mein Mann, der nach neun Tagen freikam. Andere wurden schon während der Demonstration mit Lastwagen abtransportiert: Sie kamen fast alle nicht wieder.»



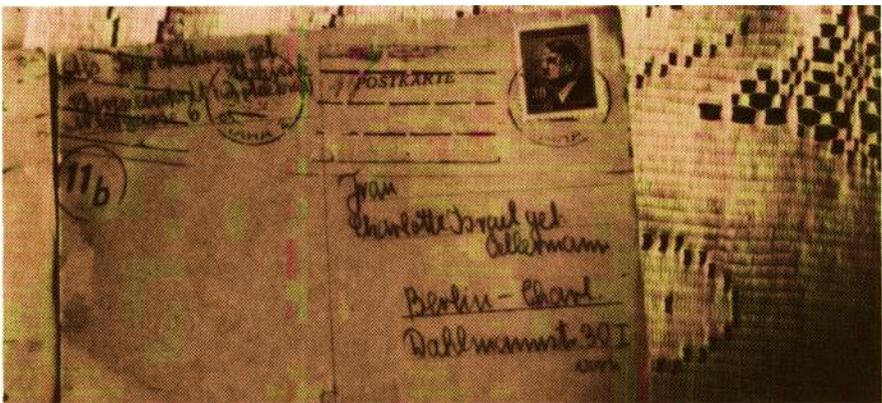
Charlotte Israel



Inge Nattmann 1945

**Charlotte Israel** unterstützte im Rahmen ihrer Möglichkeiten andere jüdische Familienangehörige und Freunde.

Sie versuchte eine Weile vergeblich, ihre Schwägerin Erna Nattmann und deren 18jährige Tochter Inge der Deportation zu entziehen. Am 26. Juni 1943 wurden die beiden Frauen in ihrer Wohnung in der Kantstrasse 121 verhaftet und über das «Sammellager» in der Grossen Hamburger Strasse ins Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt. Charlotte Israel schickte ihrer Schwägerin und Nichte über 50 Päckchen nach Theresienstadt. Über einen (vorher nicht vereinbarten) «Code» erfuhr Frau Israel, was die beiden benötigten. Erna und Inge Nattmann überlebten das Konzentrationslager Theresienstadt.



Postkarte aus Theresienstadt mit fingierten Geburtsnamen. Clemens Oellermann unterhielt ein Obstgeschäft in der Windscheidstrasse 14 und Paul Vorwerk eine Bäckerei in der Wilmersdorfer Strasse 70

**Charlotte Israel** erinnert sich:

«Die beiden bestätigten mir den Empfang auf vorgedruckten Karten; nur an der Unterschrift sah ich, dass sie noch lebten.

Mir fiel aber auf, dass in der Adresse mein Mädchenname angegeben war, und zwar falsch! z.B. «Charlotte Israel, geb. Schröder.» Ich bin gar keine geborene Schröder. Da musste ich selbst heraustüfteln, was das bedeuten sollte. ‚Schröder‘ war ein Kurzwarengeschäft in der Nähe. Sie brauchen also Kurzwaren im KZ! Es handelte sich also um einen Code, den wir vorher nie verabredet hatten.

Auf einer anderen Karte bin ich eine geborene ‚Wittier‘, weil sie Brot wollten. Da sie ‚Wittier‘ sehr oft geschrieben hatten, mussten sie einen anderen Namen nehmen. Eines Tages schrieben sie ‚Vorwerk‘: Das war ein Bäckerladen in der Wilmersdorfer Strasse. Andere Beispiele: ‚Leichner‘ – eine Kosmetikfirma; ‚Schatz‘ – eine Kartoffelhandlung.»

**Ernst Otto Jogmin** (Wielandstrasse 17 / 18)

Ernst Otto Jogmin war während der Zeit des Nationalsozialismus Hauswart der Häuser Wielandstrasse 17 / 18 in Charlottenburg. Etwa <sup>2</sup>A der Mieter waren Juden. Da Herr Jogmin aus seiner Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus keinen Hehl machte, fassten die verfolgten Mieter Vertrauen zu ihm. Er versteckte bei Kontrollen durch die Gestapo jüdische Nachbarn in seiner eigenen Wohnung oder in gerade unbewohnten Wohnungen, zu denen er als Hauswart einen Schlüssel hatte. Er versorgte seine jüdischen Nachbarn auch mit Lebensmitteln. Seine genaue Ortskenntnis der Räumlichkeiten in den Häusern kam ihm bei Verhaftungsaktionen der Gestapo sehr zu Hilfe, so dass er in vielen Fällen Verfolgte vor dem Abtransport (vorläufig) schützen konnte.

Herr Jogmin wurde mehrfach bei der Gestapo denunziert, aber die daraufhin erfolgten Hausdurchsuchungen blieben durch seine Geistesgegenwart zumeist ohne Erfolg. In seiner Wohnung lebte etwa 3½ Jahre die Jüdin Frau Asch als «Frau Lehmann» getarnt. Wegen einer Denunziation bei der Gestapo, die Herr Jogmin aber durch energisches Auftreten noch abwenden konnte, musste Frau Asch kurz vor Ende des Krieges ein anderes Versteck aufsuchen. Herr Jogmin selbst tauchte für einige Zeit in einer unbewohnten Wohnung des Hauses in der Wielandstrasse unter, um weiteren Verhören zu entgehen.

**Charlotte Klein** (Kantstrasse)

Charlotte Klein, Frau eines jüdischen Zahnarztes und Mutter ihrer 1934 geborenen und 1939 noch «schnell getauften» Tochter Ursula, versteckte in den Kriegsjahren die Jüdin Steffi Tischler, deren Eltern nach Theresienstadt deportiert worden waren. Nach der Ausbombung ihrer Wohnung in der Zietenstrasse 1943 zog die Familie samt der gefährdeten Steffi Tischler in die Kantstrasse um. (Frau Tischler, bei Kriegsende 31 Jahre alt, wanderte 1947 in die USA aus und lebte danach in Chicago.)

### **Anna und Berthold Lehmann** (Suarezstrasse 13)

Das Ehepaar Lehmann hatte ein Milchgeschäft in der Suarezstrasse 13 (S. 232). Da Herr Lehmann aus seiner Abneigung gegenüber den Nationalsozialisten keinen Hehl machte, wurde er von diesen ständig schikaniert. Mehrfach wurde die Schaufensterscheibe des Geschäfts beschmiert, 1941 sogar mit Teer und darüber in weisser Farbe die Drohung: «Du Judenknecht, Deine Stunde hat auch geschlagen!»

Das Ehepaar Lehmann verkaufte während des Krieges trotz aller Drohungen und Bespitzelung weiter an Juden und gab (auch über die Lebensmittelmarken hinaus) Produkte ab, was sich unter Verfolgten bis Wilmersdorf, Schöneberg und Friedenau herumsprach. Die Schlange der wartenden Kunden reichte oft bis auf die Strasse. Am 14. Februar 1944 wurde das Geschäft ausgebombt.

Anna und Berthold Lehmann erlebten, wie Frau Schindler und Frau Wolf, zwei alte jüdische Frauen aus ihrem Haus, abgeholt und nach Theresienstadt deportiert wurden. Sie unterstützten daraufhin die befreundete jüdische Familie Levi im Haus. Frau Levi wurde abgeholt, die Tochter tauchte unter. Sie konvertierte zum katholischen Glauben und erhielt aus Kreisen der katholischen Kirche falsche Papiere. Das Ehepaar Lehmann versteckte auch einen Verwandten der Familie Levi, Herrn Levi, mehrmals bei sich in der Wohnung, als dessen Verhaftung drohte. Auch für andere Verfolgte hatten sie ein Versteck in einer verwinkelten Kammer in ihrer Wohnung eingerichtet.



Anna Lehmann (I.) vor dem Milchgeschäft

### **Margarete und Paul Leschnick** (Bleibtreustrasse 41 – Bäckerei)

Nach der berüchtigten «Reichskristallnacht» im November 1938 stellte sich das Ehepaar Leschnick demonstrativ auf die Seite der jüdischen Kundin, Frau Lagro, aus der Knesebeckstrasse 68 / 69, die sich über das nächtliche Pogrom entsetzt zeigte. Die «arische» Verkäuferin der Bäckerei rechtfertigt das Pogrom gegen die Juden. Herr Leschnick zwang seine Verkäuferin, sich bei Frau Lagro zu entschuldigen, was diese auch tat, aber danach sofort kündigte. Dieser Vorfall wurde im Januar 1939 von dem Nazi-Hetzblatt «Der Stürmer» aufgegriffen und entsprechend polemisch kommentiert. Aufgrund der Denunziation seiner Verkäuferin wurde Bäckermeister Leschnick von der Gestapo vorgeladen und von frühmorgens bis spätabends verhört. Die Angelegen-

heit blieb zwar folgenlos, aber das Ehepaar Leschnick war durch die offene Erörterung ihrer Haltung zunehmend gefährdet. Dennoch verkauften sie über die Backstube zum Hinterhof hinaus Brot an jüdische «Sternträger» und in der Illegalität lebende politisch Verfolgte.

Nach Beginn der Deportationen versteckte das Ehepaar Leschnick den untergetauchten Arzt Dr. Epelstein bei sich in der Bäckerei.

### **Familie Levi** (Sybelstrasse 18 / Friedbergstrasse 7)

Günter Levi verliess Deutschland mit 16 Jahren. Es war am 1. September 1939, dem Tag des Überfalls Hitlers auf Polen. Vom Bahnhof Zoo fuhr er frühmorgens über Belgien nach England. In England lebte er in Leeds und arbeitete als Elektriker. Er meldet sich im November 1943 freiwillig zur britischen Armee, um an der Seite der Alliierten gegen das NS-Regime zu kämpfen. Im Juni 1944 nahm er an der Invasion der Alliierten in der Normandie teil. Seinen Namen hatte er Anfang 1944 in Goeffry Lester verändert, um bei einer möglichen Kriegsgefangenschaft bei den Deutschen nicht als deutscher Jude gefährdet zu sein. Er erlebte das Ende des Krieges in Deutschland. Im Februar 1948 wurde er bei einem tragischen Unfall schwer verletzt und trug bis zu seinem Lebensende schwere gesundheitliche Schäden davon.

Der Vater Albert Levi besass eine Konfektionsfirma für Herren-Oberbekleidung und belieferte mit seiner Ware Geschäfte in ganz Deutschland. Seine Firma wurde von den Nationalsozialisten «arisiert», die das Ehepaar Levi schliesslich um ihr gesamtes Vermögen brachten.

Als die hochbetagten Eltern die Registriernummer von ihrer bevorstehenden Deportation ins Konzentrationslager Theresienstadt erhielten, begannen sie sich zu verstecken. Sie fanden Unterkunft in Kladow auf dem Dachboden des Hauses der Familie Blümke und in Hermsdorf bei der befreundeten Familie Rosen. Sie überleben zwar den Nationalsozialismus, aber nach dem Krieg war Albert Levi ein gebrochener Mann. Er starb 1952 im Alter von 82 Jahren.

### **Edith und Kurt Meyer** (Kirchhofstrasse 14, heute Warburgzeile)

Das Ehepaar Meyer, Inhaber des Papierwarengeschäftes in der Kirchhofstrasse 14, unterstützte in den Jahren 1939 bis 1943 jüdische Bürger mit Nahrungsmitteln, die sie in ihrem Garten in Westend in der Kolonie Birkenwäldchen anbauten. Diese geernteten Nahrungsmittel und weitere über Geschäftsbeziehungen besorgte Produkte stellten sie in Tüten unter dem Ladentisch bereit. Einer ihrer Kunden war der Jude Hermann Josef, der mit seiner Frau deportiert wurde und deren Kinder aber noch rechtzeitig in die USA ausgewandert waren. Die Gestapo hegte zwar einen Verdacht gegen das Ehepaar Meyer, konnte ihn aber nie erhärten. Beispielsweise erschien die Gestapo mehrmals im Zweitgeschäft in der Berliner Strasse 108 (heute Otto-Suhr-Allee) und versuchte, die dortige Angestellte auszuhorchen. Am 23. November 1943 wurde das Geschäft in der Kirchhofstrasse ausgebombt.



Ehepaar Meyer

**Rosemarie Meyer** erinnert sich, wie sie als Kind die Unterstützung für die Juden erlebte:

«Meine Eltern hatten einen Garten in Westend, und zwar in der Kolonie Birkenwäldchen. Der Garten existiert heute noch. Dort wurde immer fleissig geerntet, und jedes Mal wenn wir draussen waren, das waren wir meist zum Wochenende, haben wir dann das Geerntete mitgebracht und schon in den Laden in der Kirchhofstrasse 14 geschafft. Das ist die heutige Warburgzeile, da existiert nichts mehr. Und dort haben meine Eltern dann unterm Ladentisch etliche Tüten gehabt, weil sie wussten, es kommen dann immer die Leute mit dem gelben Stern, bei denen sich das rumgesprochen hatte, dass bei uns immer etwas verteilt wurde. ... Man musste dann immer einen Moment abwarten, wo andere Kunden raus waren, wo niemand weiter im Laden war, und dann wurde denen das gegeben.»

**Kurt Müller** (Wilmersdorfer Strasse)

Kurt Müller verkaufte jahrelang in seiner Fleischerei jüdischen Menschen, die keine Fleischkarten hatten, Fleischwaren. Er wurde von einem anderen Fleischer denunziert und wurde verhaftet.

**Bernhard Plog** (Kurfürstendamm 38 / Tauentzienstrasse 18)

Bernhard Plog war Geschäftsführer der beiden Konfektionsgeschäfte der jüdischen Brüder Nathan und Simon Wachtel in der Tauentzienstrasse 18 und am Kurfürstendamm 38. Im Frühjahr 1933 verliessen nach und nach bis auf Herrn Plog alle «arischen» Angestellten die jüdischen Geschäfte.

**Gitta Wachtel** erinnert sich:

«Eines Tages war ein SA-Aufmarsch draussen, die haben gegrölt, gebrüllt, ‚Das Judenblut vom Messer spritzt ...und Juda verrecke‘, da ist der Herr Plog rausgegangen und hat gesagt, ‚Da passt mal schön auf, dass ihr nicht verreckt.‘ Und er hat noch Glück gehabt, dass sie ihn nicht zusammengeschlagen haben, dass ihm nichts passiert ist.»

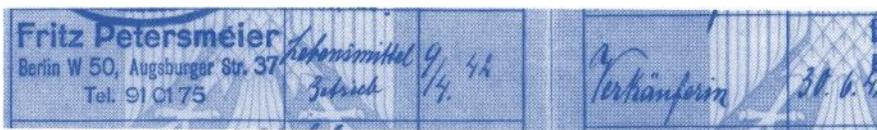
Nach dem November-Pogrom 1938, in dem die SA-Horden die Geschäfte von Nathan und Simon Wachtel zertrümmerten, drängte Bernhard Plog die Familie Wachtel zur Flucht ins Ausland und versuchte, aus den beiden Geschäften so viel Mittel wie möglich für die Familie zu retten. Von einem früheren «arischen» Angestellten der Firma, der sich an den Geschäften bereichern wollte, wurden Nathan Wachtel und Bernhard Plog bei der Gestapo denunziert. In einem Prozess geraten beide an einen mutigen Richter, der die Klage abweist. Die Geschäfte wurden danach von anderen «arisiert». Gitta Wachtel: «Herr Plog war kein ‚Arisierer‘, er war zu anständig dafür.»

Bernhard Plog brachte die Familie Wachtel selbst über die Grenze nach Belgien. Er galt mittlerweile als politisch unzuverlässig und «verjudebt», wurde nach erneuter Denunziation verhaftet, von der Gestapo verhört und misshandelt. Bernhard Plog blieb jedoch nicht in Haft, sondern wurde wenig später zur Wehrmacht einberufen. Aus dem Krieg kam er mit schweren gesundheitlichen Schäden zurück. Er arbeitete wieder mit Nathan Wachtel zusammen, der nach Berlin zurückgekehrt war und versuchte, ein neues Geschäft aufzubauen. Bernhard Plog verstarb bereits 1959.

Von der Familie Wachtel überlebten nur Nathan Wachtel, seine Tochter Gitta und seine Nichte Ruth die Flucht vor den Nationalsozialisten. Fast dreissig weitere Familienangehörige wurden von den Nationalsozialisten in Konzentrationslagern ermordet, darunter Nathan Wachtels Ehefrau und sein Bruder Simon, der im KZ sein Leben für das eines Mitgefangenen gab.

#### Wally Ristau (Augsburgerstrasse 33)

Frau Ristau, geb. Mende, arbeitete im Sommer 1942 im Lebensmittelgeschäft Fritz Petersmeier in der Augsburgerstrasse 37. In diesem Geschäft wurden jüdische Bürger auch ohne Marken mit Lebensmitteln versorgt. Frau Ristau und ihre Mutter unterstützten mit Lebensmitteln aus dem Geschäft den früheren Konfektionär Georg Schwarz, der mit anderen jüdischen Bürgern in einem Keller in der Nürnberger Strasse versteckt war. Georg Schwarz überlebte das NS-Regime.



Aufriss aus dem Arbeitsbuch von Frau Ristau mit dem Eintrag Lebensmittelgeschäft Petersmeier

#### Alexander Rothholz (Gervinusstrasse)

Alexander Rothholz hielt den Kontakt zu seinem jüdischen Freund Hans-Peter Messerschmidt, der im Lager Monowitz bei Auschwitz arbeitete. Messerschmidt meldete sich nach der Deportation seines Vaters und seiner Frau zusammen mit seiner Mutter freiwillig, um mit in den Osten zu gehen. Aus dem Lager Monowitz bei Auschwitz informierte er Alexander Rothholz auf unterschiedlichen Wegen über die Zustände im Konzentrationslager. Rothholz gab diese Informationen weiter und unterstützte seinen Freund regelmässig mit Lebensmittelpaketen. Hans-Peter Messerschmidt überlebte das KZ.

**Hans-Peter Messerschmied** erinnert sich:

«Ich habe im Lager Monowitz bei Auschwitz im Büro der Firma Beton- und Monier-Bau gearbeitet. Ich hatte dadurch die Möglichkeit zu schreiben. Die Briefe habe ich zuerst einem Lehrling der Firma Malchow mit nach Berlin gegeben – an Herrn Rothholz in der Gervinusstrasse. Später haben mir dann die Zivilisten, die dort arbeiteten, meine Briefe mitgenommen. Ich habe ihnen sogar die Briefmarken bezahlt, habe mir das beschafft. Sie haben dann an weiteren Orten, die weiter weg waren, die Post eingeworfen. Ich habe genau Bericht gegeben, was in Monowitz los war, und diese Sachen wurden dann hier in Berlin für eine Widerstandsgruppe ausgewertet, so unter dem Titel ‚Wisst Ihr, was in Auschwitz passiert?‘»

**Brief von Hans-Peter Messerschmidt an Alexander Rothholz** vom 20. Mai 1943:

«Lieber Alex!

Hoffentlich hast Du meinen Brief (...) bekommen. Es ist uns, als wir ankamen, gleich alles abgenommen worden. Wir sind alle in verschiedene Lager gekommen. Wo die anderen 3 sind, weiss ich nicht, bestimmt nicht zusammen. Arbeitslager ist zuviel gesagt, einfacher: K.Z.

Der Tag vergeht so: 4 Uhr Wecken. Betten machen (Strohsack mit 2 Decken), Anziehen: (1 Hemd, 1 Unterhose, 1 gestreifte Hose, 1 gestreifte Jacke, 2 Strumpffragmente, 2 Holzschuhe) sehr zum Frieren. Dann Frühstück, stehend im Freien: 14 Brot = 350 gr. 1 Stückchen Wurst oder Margarine oder Käse. 2 x pro Woche je ½ Brot Langarbeiterzulage. (Fleisch 200 gr./Woche). 6 Uhr Appell von ca. 4'000 Häftlingen (es gibt hier viele Lager), anschliessend Abrücken zu den verschiedenen Arbeitsstellen auf dem Baugelände der Buna-Werke der I.G. Farben (ca. 30 qkm gross). (...)»

**Erna Streckenbach** (Magazinstrasse 13, heute Neufertstrasse)

Erna Streckenbach versorgte Ende 1944 zwei jüdische Zwangsarbeiter, die zu Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen in der Magazinstrasse eingesetzt waren, mit Kohlen. Da Nachbarn sie denunzieren wollten, brachte Frau Streckenbach den jüdischen Bürgern, die in sogenannten Mischehen wohnten, Brennmaterial und Lebensmittel in ihre Wohnung in der Giesebrechtstrasse. Die versteckten Juden überlebten das NS-Regime.

**Drogerie Treiber** (Dahlmannstrasse / Kurfürstendamm)

Der Drogist Herr Treiber und die Verkäuferin Frau Körschgen versteckten während der Kriegszeit jüdische Nachbarn bei drohenden Deportationen im Keller des Ladens.

Helene Radeke:

«Das ging doch dann jahrelang, dass die Juden abgeholt wurden und dann kannte man schon die Wagen, das waren bestimmte Firmen, die die Juden abgeholt haben.... Wenn der Wagen da war, dann sind etliche jüdische Leute aus dem Haus zu Treiber gegangen, ins Geschäft hinten rein und sind dann in den Keller gegangen und haben sich versteckt solange, wie der Wagen in der Gegend war. Wenn der Wagen weg war, sind sie wieder nach oben.

Herr Treiber wurde tragischerweise am 2. Mai 1945 von sowjetischen Soldaten erschossen.»

**Edith Zabel** (Rönnestrasse 20)

Edith Zabel (verh. Schober) kannte den Juden Kurt Lindenberg seit 1942. Sie und ihre Schwägerin Lotte Zabel versorgten und beköstigten ihn in ihrer Drogerie bis zur Schliessung des Geschäftes im März 1943. Danach beherbergte Edith Zabel den illegal lebenden Herrn Lindenberg in unregelmässigen Abständen in ihrer Wohnung und stellte ihm nach ihrer Übersiedlung nach Fredersdorf auch die Berliner Wohnungsschlüssel zur Verfügung, falls er aus Sicherheitsgründen andere Unterkünfte verlassen musste. Kurt Lindenberg fand in derzeit von Februar bis November 1943 neben anderen Verstecken auch mehrmals Unterkunft bei Frau Theodora Streckfuss, die noch zwei weiteren Verfolgten Hilfe leistete.

Kurt Lindenberg war seiner Verhaftung bei der sogenannten «Fabrikaktion» der Gestapo im Februar 1943 nur knapp entronnen und tauchte sofort unter. Er überlebte Krieg und Verfolgung.

**Edith Zabel** erinnert sich:

«Nun war Kurt Lindenberg vogelfrei, lebte illegal. Er hatte einen gefälschten Ausweis auf den Namen Kurt Welsch. Woher er ihn hatte, weiss ich nicht. Er wechselte mehrfach sein Versteck. Ich wusste damals nicht, wo er sich – ausser bei uns – noch aufhielt. Bei uns war er öfter in der Wohnung nahe am Bahnhof Charlottenburg oder im Geschäft. Wir haben dann zusammen gegessen.»

Über weitere Charlottenburger Bürger, die verfolgten jüdischen Menschen halfen, konnten weitere Informationen nicht in Erfahrung gebracht werden. Sie sollen dennoch auf diesem Wege für ihre selbstlose Tat gewürdigt werden:

Gertrud Bernau, Schlosstrasse 2 / Gertraut von Cleve, Eichenallee 66 / Ehepaar Eichstätt (Bäckerei), am Friedrich-Karl-Platz (heute Klausenerplatz) / Marie Mold, Leibnizstrasse 70 / Agnes Schnitzler, Kurfürstendamm 212, Gartenhaus / Ruth Stackfleth, Guerickestrasse 39 / Elfriede Wagenknecht / Magdalena Weinberger, Ahornallee 7.

---

# Widerstandskämpfer als Opfer der NS-Justiz

---

## Das Reichskriegsgericht

Durch NS-Gesetz vom 12. Mai 1933 wurde die Militärgerichtsbarkeit mit Wirkung vom 1. Januar 1934 wieder eingeführt. Zunächst wurde die Funktion des obersten militärischen Gerichtshofes von einem besonderen Senat des Reichsgerichtes wahrgenommen. Schliesslich wurde das Reichskriegsgericht (RKG) am 1. Oktober 1936 neu eingerichtet und erhielt sein Domizil im 1908-1910 errichteten Gebäude des 1920 aufgelösten Reichsmilitärgerichtes in der Witzlebenstrasse 4-5 (frühere Numerierung 4-10), wo auch das Reichswirtschaftsgericht und das Kartellgericht bis 1938 / 39 untergebracht waren. Im August 1943 wurde das Reichskriegsgericht nach Torgau verlegt, und im Gebäude verblieben untergeordnete Wehrmachtsstellen. (Nach Kriegsende wurde das Gebäude teilweise vom Bezirksamt Charlottenburg genutzt. Unter anderem arbeitete hier eine Entnazifizierungskommission. Seit April 1951 ist es als Sitz des Kammergerichtes und ab 1952 als Sitz des Fünften Strafsenates des Bundesgerichtshofes wieder ein Gerichtsgebäude.)

Das Gebäude des Reichskriegsgerichts besteht aus zwei grossen Gebäudeteilen, einem ursprünglich Wohn- und Repräsentationszwecken dienenden Bau am Lietzensee und dem eigentlichen Dienstgebäude an der Witzlebenstrasse. In der Zeit des «Dritten Reiches» fanden die grossen Prozesse in erster Linie im Raum 210 (gegenwärtige Bezeichnung) direkt über der Eingangshalle an der Witzlebenstrasse statt. Im heutigen Plenarsaal, der früher als Festsaal genutzt wurde, können aber möglicherweise Verhandlungen gegen hohe Offiziere und Ehrenstrafverfahren stattgefunden haben. Zu den normalen Gerichtsverfahren wurden die Gefangenen, in der Regel aus dem Wehrmachtsgefängnis Tegel oder dem Untersuchungsgefängnis Moabit kommend, durch die Toreinfahrt rechts vom Hauptportal in der Witzlebenstrasse antransportiert. In der Durchfahrt oder im ersten Innenhof wurden sie dann vom Wachpersonal des RKG übernommen und in einen kleinen, linker Hand liegenden Zellentrakt mit Fenster zum Innenhof verbracht. Die 5 Zellen für die Wartezeit der Angeklagten vor und nach den Verhandlungen sind noch im ursprünglichen Zustand vorhanden. Sie sind knapp 3qm gross, verfügen nur über eine Sitzbank und eine Glühbirne sowie einen Luft- bzw. Lichtschacht gegenüber der Eingangstür. Nach dem Kriege wurden sie renoviert, so dass von etwaigen Spuren an den Wänden (von denen der damals beschuldigte Stefan Hampel berichtet) nichts mehr vorhanden ist.

Das Reichskriegsgericht war wie sein Vorgänger Rechtsmittelinstanz und entschied ferner in erster und letzter Instanz in Fällen von Hoch-, Landes- und Kriegsverrat, bei Angriffen gegen den «Führer», bei beabsichtigter oder vollzogener Tötung von Regierungsmitgliedern sowie bei Nichtanzeige von schweren Straftaten in besonderen Fällen. Insgesamt hat das Reichskriegsgericht weit über 1'000 Todesurteile verhängt.

An der Spitze des Gerichtes standen nacheinander: General der Artillerie Heitz, Admiral Max Bastian, General der Infanterie von Scheele. Der Gerichtspräsident übte im Krieg das Recht der Bestätigung und Aufhebung von Urteilen aus, sofern Hitler es sich nicht selbst vorbehält.

Auf Befehl Hitlers wurde im Jahre 1938 beim Reichskriegsgericht ein Sondergericht für den Prozess gegen den ehemaligen Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr Werner von Fritsch, gebildet, dem neben Richtern des RKG die Oberbefehlshaber der drei Waffengattungen, Hermann Göring (Luftwaffe), Generaloberst Walther

inszenierten Intrige, in der er der Homosexualität bezichtigt wurde. Zusammen mit Kriegsminister Werner von Blomberg wurde er am 4. Februar 1938 aus angeblichen gesundheitlichen Gründen entlassen. Durch die Blomberg-Fritsch-Affaire entledigte sich Hitler der letzten vorsichtigen Kritiker an seinen Kriegsplänen in militärischen Spitzenpositionen und brachte die Wehrmachtsführung voll unter seine Kontrolle.

Die Hauptverhandlung vor dem militärischen Ehrengericht fand jedoch nicht im Gebäude des Reichskriegsgerichtes statt, sondern im Preussischen Herrenhaus in der Leipziger Strasse. Aufgrund der Recherchen der Reichskriegsgerichtsräte Biron und Karl Sack, die ergeben hatten, dass die Anschuldigungen nicht auf den Generaloberst von Fritsch, sondern auf einen Rittmeister von Frisch zutrafen, wurde von Fritsch am 18. März 1938 von den gegen ihn erhobenen Vorwürfen freigesprochen.

Da das seit Beginn des Krieges geltende Kriegsstrafverfahren keine Rechtsmittel mehr vorsah, entschied das RKG nun letztinstanzlich in Fällen von Wirtschaftssabotage, Hoch-, Landes- und Kriegsverrat, in Strafverfahren gegen Offiziere und Wehrmachtsbeamte im Generalsrang sowie in Fällen von «Wehrkraftzersetzung» unter Einschluss von Zivilpersonen.

Im Laufe des Krieges fasste vor allem der Erste Senat des RKG den Begriff «Öffentlichkeit» des «Zersetzungsparagraphen» sehr weit. Aufgrund dieser Auslegung wurden Todesurteile gegen Soldaten gefällt, die in nur für ihre Ehefrauen bestimmten Briefen oder auf Urlaub im engsten Familienkreis ihren Unmut über Hitler oder die Sinnlosigkeit des Krieges geäußert hatten. Der Bundesgerichtshof (BGH) warf nach dem Kriege dem RKG vor, hier den «einwandfreien Rechtsboden» verlassen zu haben. Die Kritik einzelner Strafrechtler an dieser Praxis, beispielsweise jene von Eberhard Schmidt, soll dazu geführt haben, dass sich die Senate um einen anderen Kurs bemühten.



Das Gebäude des Reichskriegsgerichtes in der Witzlebenstrasse

**Eberhard Schmidt**, ehemaliger Heeresrichter, 1961:

«Das krasseste Beispiel für (...) völlig abwegige und die strafrechtlich gebotene Intention auf Gerechtigkeit preisgebende Gesetzesmanipulation hat seinerzeit das Reichskriegsgericht gegeben, indem es den ominösen Zersetzungsparagrafen, der ausdrücklich nur die in der ‚Öffentlichkeit‘ getanen «zersetzenden‘ Äusserungen bestraft wissen wollte, so dehnte und ausweitete, bis er auch auf alle «nichtöffentliche‘ Äusserungen passte (...)

Das Reichskriegsgericht hat diese ungeheuerliche Ausweitung der gesetzlichen Strafbestimmung ausdrücklich damit begründet, dass ‚*ein tatkräftiges Durchgreifen des Staates gegen zersetzende Äusserungen innerhalb der Bevölkerung*« anders nicht möglich sei.<sup>11</sup> (Hervorhebung im Original, d. Verf.)

Für die Rechtsprechung des Reichskriegsgerichtes während des Krieges war ferner die Vernachlässigung der «subjektiven Umstände» bei der Beurteilung einer Tat, deren Berücksichtigung möglicherweise zur Verurteilung im Sinne eines «minder schweren Falls» zu Zuchthaus oder Gefängnis statt zur Todesstrafe führen konnte, bestimmend.

**Günther Weisenborn** (S. 109 f.) erinnert sich:

«Als ich in den Saal des Reichskriegsgerichts geführt wurde, vor dem ein Posten stand, sah ich ein Schild an der Tür: ‚Geheime Verhandlung‘.

Ein kahler Habichtskopf mit Hornbrille, der von einem schwarzen Talar getragen wurde, stiess auf mich zu: ‚Ich bin Ihr Officialverteidiger. Ich kenne Ihre Akte. Machen Sie sich keine unnötigen Sorgen. Sie wissen, dass Sie im Höchsthfälle mit der Todesstrafe rechnen können. Wir sehen uns ja nachher.! Ich hatte monatelang um einen Verteidiger gebeten. Hier war er. Er hatte gesprochen. Es waren die einzigen Worte, die er je zu mir sprach.

Ich habe diese Worte nie vergessen, denn sie bildeten meine gesamte juristische Vorbereitung für einen Prozess auf Tod und Leben.

Die Tür öffnete sich, und ich betrat den Gerichtssaal.»

### **Hans-Ullrich Rottka**

Hans-Ullrich Rottka, geboren am 21.9.1895 zu Bautzen, wurde 1936 Reichskriegsgerichtsrat beim RKG. Er war vorher in der Rechtsabteilung des Luftfahrtministeriums, dem Ministerialrat Rüdiger Schleicher (S. 127) unterstellt, der ihn nach Aussage von Ursula Schleicher, geb. Bonhoeffer, seitens des Luftfahrtministeriums vorschlug, weil er kein Parteimitglied war und ganz gegen den Nationalsozialismus eingestellt war (Foto S. 230).

Hans-Ullrich Rottka versucht sich als Richter am RKG seine Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit zu erhalten und wurde laut einer Reihe von Zeugenaussagen aus offensichtlich politischen Gründen zum Ende des Jahres 1940 als Senatsrichter abgelöst, gegen seinen Willen zur Reichskriegsanwaltschaft kommandiert und Ende 1942 erst achtundvierzigjährig in den Ruhestand versetzt. Bis März 1944 wurde er dann als «Beamter zur Verwendung» mit der Erstellung einer wissenschaftlichen Arbeit, eines Nachschlagewerkes für die Rechtsprechung des RKG, beschäftigt. Die (laut Rottka) vom Chef der Rechtsabteilung des Heeres, Karl Sack, zugesagte eines Lehrauftrages für Wehr- und Wehrstrafrecht an der Universität Freiburg unterblieb.

**Marie-Luise Fergusson**, geborene Stoering, die zwischen dem 1.4.1941 und 1.4. 1943 dienstverpflichtet als Protokollführerin in der Reichskriegsanwaltschaft gearbeitet hatte, erinnert sich an Hans-Ullrich Rottka (1959):

«In allen Strafsachen, auf die Herr Rottka einen Einfluss hatte, war ihm daran gelegen, die Strafe der Angeklagten auf ein humanes Mass herabzudrücken, zumindestens ungerechtfertigte Todesstrafen zu vermeiden. Im Gespräch erwähnte Herr Dr. Rottka gelegentlich einmal, dass er an der Rechtsanwendung, die er in der Weimarer Republik gelernt habe, auch hier am RKG festzuhalten suche und nicht gedenke, die übertriebene Härte der Nazis mitzumachen.

Später, als Sekretärin des Senatspräsidenten Biron, war ich gelegentlich Zeuge offener Aussprachen zwischen den Herren und dabei beeindruckt von der menschlichen Anteilnahme von Herrn Dr. Rottka an jedem einzelnen Schicksal und seiner begütigenden Einflussnahme. Herr Biron, selbst ehrlich um gerechte Rechtsprechung bemüht, schätzte Herrn Dr. Rottka persönlich und juristisch hoch. Er zog ihn trotz seiner Abkommandierung an die Reichskriegsanwaltschaft bei schwierigen Strafsachen zu juristischen Vorberatungen des Senats hinzu, um seine Würdigung des jeweiligen Falles vor der Entscheidung zu hören. Wohl aus diesem Grunde erwirkte Herr Biron beim Präsidenten Bastian, dass er Herrn Dr. Rottka als Richter zu Sitzungen nach Königsberg mitnehmen durfte.

Wie ich mich erinnere, pflegte Herr Dr. Rottka bei Todesurteilen, bei denen er überstimmt worden war, gegen jede Gewohnheit als beteiligter Richter ein Gnadengesuch einzureichen. Das tat er auch mehrfach nach den Königsberger Sitzungen. Die Gesuche habe ich geschrieben. Mindestens ein Erfolg ist mir erinnerlich, als Senatspräsident Neuroth später eine Frau freisprach.»

### **Karl Sack**

An Karl Sack erinnert seit dem Jahre 1984 eine Gedenktafel im Gerichtsgebäude an der Witzlebenstrasse. Diese Ehrung wurde seinerzeit kontrovers diskutiert, da auch in seiner Zeit als Heereschefrichter zahlreiche Todesurteile gefällt worden sind. Er galt, wie sich auch Rottka erinnert, als Vertreter einer besonders harten Linie in der Wehrmachtjustiz. Als Chef des Heeresgerichtswesens empfahl Karl Sack beispielsweise die Interpretationshilfe im Erfahrungsbericht Nr.1 zum Tatbestand der Fahnenflucht vom September 1943 zur einheitlichen Rechtsprechung und Strafzumessung:

«Im Übrigen muss auch der Soldat, der nicht mehr den Willen hat, an gefährdeten Stellen zu kämpfen, wohl aber in anderen Feldtruppenteilen, etwa bei rückwärtigen Einheiten Dienst tun will, bei richtiger Würdigung der heutigen Kampfverhältnisse als Fahnenflüchtiger behandelt werden.

Die Flucht von der kämpfenden Truppe fällt oft zusammen mit schlappem, nachlässigem oder verantwortungslosem Verhalten. Der Begriff der *Furcht vor persönlicher Gefahr* darf dabei nicht zu eng gefasst werden. Der Krieg erfordert den restlosen Einsatz des letzten Mannes. Wer sich den Unbilden der Witterung und den Beschwerlichkeiten des Landes entziehen will, handelt aus Mangel an Mut und muss dem Täter gleichgestellt werden, der sich vor der feindlichen Waffenwirkung scheut. Mehr wie je in einem Krieg hängt der Endsieg im gegenwärtigen Lebenskampfe unseres Volkes davon ab, dass jeder Mann sich in unerschütterlicher Treue auf dem ihm anvertrauten Posten hält.» (Hervorhebung im Original, d. Verf.)



Hans-Ullrich Rottka



Karl Sack

Karl Sack, geboren am 9. Juni 1896 in Bad Kreuznach, wurde kurz vor Kriegsende am 9. April 1945 zusammen mit anderen führenden Männern des Widerstandes, Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, Admiral Wilhelm Canaris, Hauptmann d.R. Ludwig Gehre, Generalmajor Hans Oster, General Friedrich von Rabenau, und Hauptmann d.R. Theodor Strünck im Konzentrationslager Flossenbürg erhängt.

Nach dem Studium der Rechtswissenschaft in Heidelberg war Karl Sack Landgerichtsrat in Mainz. Im Jahre 1934, als die Nationalsozialisten noch keinen totalen Zugriff auf die Wehrmacht hatten, wurde er Chef der Heeresrechtsabteilung. Von 1938 bis November 1939 war er am Reichskriegsgericht tätig. Auf eigenen Wunsch wurde Sack als Rechtsberater zur Heeresgruppe A (Rundstedt) an die Front versetzt, wo er Henning von Tresckow kennenlernte. Ende August 1941 wurde er in die Wehrmachtsrechtsabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) als Gruppenleiter berufen.

Karl Sack hatte auch über Admiral Canaris, Generalmajor Oster und Hans von Dohnanyi von der Widerstandsgruppe der Abwehr Kontakte zur militärischen Opposition. Über Dohnanyi lernte Karl Sack dessen Schwager Dietrich Bonhoeffer (S. 230) kennen. Nach der Amtsenthebung von Admiral Canaris im Februar 1944 besuchte Sack diesen trotz des Verbotes und der Überwachung seines Hauses in Berlin-Schlachtensee, um ihn über den Stand der Vorbereitungen zu dem geplanten Attentat auf Hitler zu unterrichten. In der dramatischen Auseinandersetzung des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) gegen das Amt Ausland / Abwehr des OKW im Winter 43 / 44 (Hans von Dohnanyi und Dietrich Bonhoeffer waren bereits verhaftet, Oster kaltgestellt worden) spielte Sack offensichtlich eine wichtige Rolle im Hintergrund, um die Gestapo irrezuführen. Reichskriegsgerichtsrat Ernst Kanter, ein Freund von Sack, zeigte den inzwischen für die Verschwörung gefährlich gewordenen Reichskriegsrichter Roeder an, der in einem Wust von Gegenanzeige und selbstbeantragten Disziplinarverfahren schliesslich um seine Versetzung bat. Eine frühere Versetzung Roeders zu erwirken, war Sack nicht möglich gewesen.

Nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde er im September 1944 verhaftet. Laut den Ermittlungen der Gestapo war Sack in der nach einem erfolgreichen Attentat geplanten zivilen Regierung als Justizminister vorgesehen.

## Prozesse gegen Kriegsdienstverweigerer

Die überwiegende Zahl der vom Reichskriegsgericht ausgesprochenen Todesurteile erfolgte neben Hoch- und Landesverrat aufgrund des § 5 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung (KSSVO), dem sogenannten «Wehrkraftzerstetungsparagrafen». Die Todesurteile wurden zumeist in Plötzensee ca. bis Frühjahr 1940 und danach im Zuchthaus Brandenburg, am Schiessstand in der Jungfernheide und gelegentlich auch in der Murellenschlucht in Ruhleben vollstreckt. Die im August 1939 in Kraft getretene KSSVO war die «militärische Mobilmachungsmassnahme auf dem Gebiet der Kriegsstrafrechtspflege». Ihre Aufgabe war der «Kampf gegen die Zersetzung des völkischen Wehrwillens», und ihr Ziel war in erster Linie die Verfolgung der Menschen, die den Kriegsdienst aus religiösen Gründen verweigerten.

In grosser Zahl standen in diesem Zusammenhang Mitglieder der Religionsgemeinschaft der Zeugen Jehovas (Ernsten Bibelforscher) vordem Reichskriegsgericht. Schätzungsweise 200 bis 300 Kriegsdienstverweigerer der Zeugen Jehovas wurden vom RKG zum Tode verurteilt. Das RKG hat sich dadurch an der Verfolgung der religiösen Minderheit der Zeugen Jehovas beteiligt.

Aus dem Kreis der grossen Konfessionen gab es vergleichsweise nur wenige Kriegsdienstverweigerer. Beispielhaft für die vielen Verurteilten stehen:

**Franz Jägerstätter**, 1907-1943, Katholik aus Österreich, von Beruf Bauer, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 6. Juli 1943 vom RKG zum Tode verurteilt und am 9. August 1943 in Brandenburg hingerichtet.

**Michael Lerpcher**, 1905-1940, Angehöriger der Christkönigsgesellschaft um den pazifistischen katholischen Priester Max Josef Metzger, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 2. August 1940 vom RKG zum Tode verurteilt und am 5. September 1940 in Brandenburg hingerichtet.

**Franz Reinisch**, 1903-1942, katholischer Priester, Rede- und Versammlungsverbot durch die Gestapo seit 1940, Kriegsdienstverweigerung aus religiösen und politischen Motiven, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 7. Juli 1942 vom RKG zum Tode verurteilt und am 21. August 1942 in Brandenburg hingerichtet.

**Hermann Stöhr**, 1898-1940, evangelischer Pazifist, Sekretär des Internationalen Versöhnungsbundes, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 16. März 1940 vom RKG zum Tode verurteilt und am 21. Juni 1940 in Plötzensee hingerichtet. Sein Grab befand sich auf dem Johannisfriedhof unweit der Gedenkstätte Plötzensee und wurde im Zuge von Baumassnahmen eingeebnet.

**Ernst Wilhelm Zehender**, 1905-1942, Arbeiter, Angehöriger der Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 17. Dezember 1941 vom RKG zum Tode verurteilt und am 17. Januar 1942 in Brandenburg hingerichtet.

**Ernst Volkmann**, 1902-1941, Katholik aus Österreich, Instrumentenbauer, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 7. Juli 1941 vom RKG zum Tode verurteilt und am 9. August 1941 in Brandenburg hingerichtet.

**Alfred Andreas Heiss**, 1904-1940, Katholik aus Oberfranken, wohnhaft in Charlottenburg, Mitglied der Zentrums- und Nationalsozialistischen Arbeiterpartei, Angestellter (unter anderem in katholischen Diensten), Kriegsdienstverweigerung aufgrund des «antichristlichen» Charakters des Nationalsozialismus, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 20. August 1940 vom RKG zum Tode verurteilt und am 24. September 1940 in Brandenburg hingerichtet.

**Johannes Harms**, 1910-1941, Kraftfahrer, Angehöriger der Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas, wegen «Wehrkraftzerstetung» am 7. November 1940 vom RKG zum Tode verurteilt und am 8. Januar 1941 ermordet.

**Gerhard Liebold**, 1922-1943, Gärtner, Angehöriger der Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas, wegen «Zersetzung der Wehrkraft» am 2. April 1943 zum Tode verurteilt. Liebold war von Emmy Zehden versteckt worden, die am 19. November 1943 zum Tode verurteilt wurde und am 9. Juni 1944 ermordet wurde.

## Fluchtversuch

Im Sommer des Jahres 1943 gab es einen Fluchtversuch eines vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilten Mannes.

**Anna Lehmann**, die zusammen mit ihrem Mann ein Milchgeschäft in der Suarezstrasse (S. 220) führte, erinnerte sich 1990:

«Wir sind im Laden und da ist ein Menschaufbruch. Aus der Steifensandstrasse kommt ein Deserteur, wohl 20 Jahre, junger Mensch, rennt über die Suarezstrasse und von da, vom Amtsgericht, kommt ein Fuhrwerk mit ein oder zwei Pferden, so ein kleiner Lattenwagen. Kommt der vorbeigefahren und der rennt in den Wagen rein. Da standen wir beide in der Tür. Und der stürzt in diesen Wagen rein und bleibt natürlich liegen. Hinter ihm ist einer dieser Kettenhunde. Die hat ja mein Mann gehasst wie die Pest. Der kam hinter ihm her, und der ist gelaufen, der ist um sein Leben gelaufen. Nun lag er da und der hat ihn wohl geschoben, das Fuhrwerk stand bis auf die Mitte der Strasse. Entweder ist er nun soweit noch gerollt, er lag plötzlich im Rinnstein auf der anderen Seite von unserem Laden. Er hat den getreten ins Gesicht, den ganzen Kopf, in den Bauch und in den Hintern. ‚Du Schwein‘, sagte er, ‚weissst du, was mir jetzt passiert.‘ Die Leute standen alle herum. Er schrie los, nach ‚Wasser, Wasser!‘ Da bin ich dann rüber gegangen und habe mir das mitangesehen. Keiner hat ihm Wasser geholt. Ich hab‘ es mir auch nicht getraut. Keiner hat sich getraut, Wasser zu holen. Dann wurde der genommen, da musste der dann anhalten, er stand ja wohl auch noch mit seinem Pferd, an den Beinen und hier und auf den Wagen geschmissen. So fuhr der ab....

Das müsste 43 gewesen sein, da waren wir noch im Laden. Das ist das schlimmste Erlebnis, das ich je gehabt habe. Der ist um sein Leben gerannt. Der war zum Tode verurteilt worden, darum ist der so gerannt. Und ein Gerichtsangestellter sagte uns, ‚ich schlafe keine Nacht mehr, dieses Schreien höre ich Tag und Nacht‘... Die waren ja alle zwanzig Jahre alt und jünger zum Teil...»

Nach diesem Fluchtversuch wurden die «Sicherheitsbestimmungen» im Gerichtsgebäude und bei den Gefangenentransporten verschärft.

## Widerstandsorganisation Schulze-Boysen / Harnack

Mit der schon verschärften Rechtsprechung des Reichskriegsgerichtes war die NS-Führung noch keineswegs zufrieden. Verfahren, die nicht mit Todesurteilen endeten, oder Verfahren gegen Generale, die eingestellt worden waren, entsprachen nicht ihren Erwartungen. Daher sollten, um Höchststrafen zu garantieren, die Prozesse gegen die Mitglieder der Schulze-Boysen / Harnack-Gruppe (S. 106 ff.) vor dem Volksgerichtshof geführt werden. Verhandlungen zwischen Hermann Göring und Richtern beim RKG führten dazu, dass der grösste Teil der Gruppe einen Prozess vor dem Reichskriegsgericht bekam. Damit Hitler dazu sein Einverständnis erklärte, wurde die Anklagevertretung in die Hände des Obergerichtsrates der Luftwaffe, Manfred Roeder, gelegt. Dieser galt als einer der härtesten und regimetreuesten Militärrichter, was ihm den Spitznamen «Hitlers Spürhund» einbrachte. Der Prozess wurde zur «Geheimen Kommandosache» erklärt, da sich einige Angeklagte in wichtigen Stellen bei der Wehrmacht und im Zivilleben befunden hatten. Zu den Verhandlungen waren nur höchste Vertreter der Ministerien, der NSDAP, des Sicherheitsdienstes und des Reichssicherheitshauptamtes sowie des

Generalstabes zugelassen. Hitler liess sich über den Fortgang des Prozesses täglich Bericht erstatten und behielt sich die Bestätigung der Urteile vor.

Der Prozess gegen die ersten von 76 Angeklagten begann am 14. Dezember 1942. Der genaue Inhalt der Anklageschriften war den Angeklagten unbekannt. Die vier beim Reichskriegsgericht akkreditierten Verteidiger und zwei Wahlverteidiger wurden zum Teil erst einen Tag vor der Verhandlung unterrichtet. Der Legationsrat Rudolf von Scheliha und seine Mitarbeiterin Ilse Stöbe (S. 109) wurden nach wenigen Stunden wegen angeblicher Agententätigkeit zum Tode verurteilt.

Das Verfahren vor dem 2. Senat des RKG gegen den Oberleutnant der Luftwaffe Harro Schulze-Boysen, seine Ehefrau Libertas Schulze-Boysen, den Oberregierungsrat Dr. Arvid Harnack, seine Ehefrau Mildred Harnack, den Oberleutnant Herbert Gollnow, den Funker Horst Heilmann, den Soldaten Kurt Schumacher, die Ehefrau Elisabeth Schumacher, den Dreher Hans Coppi, den Kraftfahrer Kurt Schulze, die Gräfin Erika von Brockdorff, den Handelsvertreter Johannes Graudenz wurde am 15. Dezember 1942 eröffnet. Die Anklage sprach den Angeklagten Motive des politischen Widerstandes ab und entwarf das Zerrbild einer von Opportunismus, Ehrgeiz, Geldgier und kommunistischem Fanatismus getriebenen Gruppe. Harnack und Schulze-Boysen traten mit ihren letzten Worten Roeder mutig entgegen und richteten scharfe Angriffe gegen den Nationalsozialismus. Schulze-Boysen wurde dabei gewaltsam zum Schweigen gebracht. Bei der Urteilsverkündung am 19. Dezember wurden 10 der 12 Angeklagten zum Tode verurteilt. Hitler weigerte sich, die Urteile gegen Erika von Brockdorff und Mildred Harnack, die zu 10 bzw. 6 Jahren Zuchthaus verurteilt worden waren, zu bestätigen. Daraufhin verurteilte der 3. Senat unter dem Vorsitz von Karl Schmauser beide am 12. Januar 1943 zum Tode.

Am 14. Januar stand eine weitere Gruppe vor Gericht, zu der die Keramikerin Cato Bontjes van Beek, der Justierer Fritz Rehmer, der Professor Werner Krauss und der Unteroffizier Heinz Strehlow gehörten. Sie wurden am 18. Januar vom 2. Senat wegen «Feindbegünstigung» zum Tode verurteilt.

Am 26. Januar 1943 wurden Oda Schottmüller, Walter Husemann, Helmut Himpel und Marie Terwiel vom RKG zum Tode verurteilt. Auch der Schriftsteller Günther Weisenborn (S. 109) stand zusammen mit fünf anderen Angeklagten vordem RKG und wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

In den Schlag auf Schlag abrollenden weiteren Prozessen werden die Methoden des Anklagevertreters Roeder immer brutaler. Wie viele der 76 Angeklagten schliesslich zum Tode verurteilt wurden und in wieviel Fällen das Urteil vollstreckt wurde, lässt sich angesichts der derzeitigen Forschungslage nicht genau sagen. Die Angaben schwanken zwischen 46 und 58 Hingerichteten.

Auf Anregung des Senatspräsidenten Neuroth, des Rechtsgutachters des Reichskriegsgerichtes, hatte der 2. Senat die Begnadigung einer Reihe zum Tode Verurteilter beantragt, deren «Vergehen» rechtlich auch Freiheitsstrafen zuliesse. Nach den Urteilen gegen die Hauptgruppe hatte Hitler das Bestätigungsrecht an Göring und danach an den Präsidenten des RKG übertragen. So wurde auf Intervention des Senatspräsidenten Kraell der zum Tode verurteilte Professor Werner Krauss in einem Wiederaufnahmeverfahren zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Weiter verweigerte der Präsident des Reichskriegsgerichtes Max Bastian im Falle Greta Kuckhoffs die Bestätigung des Todesurteils. (Die Überlebenden der Berliner Gruppe, zu denen auch der ehemalige preussische Kultusminister Adolf Grimme gehörte, wurden nach dem Krieg von Roeder öffentlich als «Verräter» beschimpft. Nach heftigen Protesten zog sich Roeder zurück. Die Überlebenden der Widerstandsgruppe haben im Nachhinein übrigens weniger das Gericht, sondern vor allem den Anklagevertreter Roeder belastet.)

**Günther Weisenborn** über den ersten Tag seiner Gerichtsverhandlung vor dem RKG am 5. Februar 1943:

«Der Saal des Reichskriegsgerichts war gross und ganz leer. An seiner Schmalseite sass das Gericht, das aus zwei Generalen, einem Admiral und zwei anderen Offizieren bestand. Rechts erhöht der Staatsanwalt, unter ihm der Verteidiger.

An der Eingangstür sass an einem Klapp Tisch ein bescheidener grauer Zivilist, ein Gestapokommissar, der sich Notizen machte. Die Richter verhielten sich leise und eifrig, ihre Sätze hatten Glacéhandschuhe an. Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, dass ich gut daran täte, nur mit Ja oder Nein zu antworten. Mir schwebte vor, dass man Zeugen laden könnte, und ich bat um zwei Zeugen. Der Präsident lehnte ab. Mir wurde die belastende Aussage von einem Protokoll aus vorgelesen. Ich bat um Gegenüberstellung mit dem Belastungszeugen. Das wurde abgelehnt, denn er war bereits hingerichtet. Ich stand in einer lächerlichen Aufmachung vor dem Gericht, denn meine Hose rutschte, weil der Gürtel weggenommen und ich ziemlich dünn geworden war; die Manschetten meiner Hemdärmel fielen über meine Hände, weil mir die Manschettenknöpfe abgenommen worden waren. Ich hatte keine Papiere, nicht einmal eine Anklageschrift. Die fünf blassen Offiziersgesichter blickten mich mit jener mechanischen Beschränktheit an, mit jenem bewegungslosen Interesse, das eine müde Skatrunde hat, wenn sie aus dem Fenster des Speisewagens auf einen Rottenarbeiter draussen hinabblickt. Sie sahen sich den von oben an, der da um sein Leben kämpft, nichts weiter.

Zu den Anträgen des Anklägers wurden wir sechs Angeklagte, die an jenem Tag Termin hatten, hereingerufen. Wir mussten auf sechs Stühlen, die weit auseinanderstanden, mitten im leeren Saal, in dem die Stimme hallte, Platz nehmen. Es waren sechs Strafanträge, die der Oberst stellte. Von diesen forderten fünf die Todesstrafe. Als er meinen Namen unter diesen fünf nannte, hatte ich die Empfindung einer gewissen kühlen Erleichterung. Jetzt wird endlich Ruhe sein. Ich blickte nach den anderen, sie standen blass und fest. Nur eine Frau schluchzte. Es war die Frau, gegen die eine Gefängnisstrafe beantragt worden war.

Als das Gericht sich entfernt hatte, reichten wir uns alle trotz des Verbots zum erstenmal die Hand und zum letztenmal, ehe wir gefesselt und davongefahren wurden.»

Am nächsten Tag, dem 6. Februar 1943, wurde Günther Weisenborn entgegen dem Strafantrag der Anklage wegen «Nichtanzeige eines Verbrechens» zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

### Prozesse gegen Militärs

Im Jahre 1944 waren am Reichskriegsgericht etwa 50 Verfahren gegen Generale anhängig, die sich geweigert hatten, Befehle auszuführen, die sie für militärisch sinnlos hielten und bei deren Durchführung hohe Verluste zu befürchten waren. Obwohl Hitler einen «Besonderen Senat» für solche Fälle hatte einrichten lassen, der teilweise unter Vorsitz von Göring tagte, konnten die Offiziere vor dem RKG mit relativ milden Urteilen rechnen. Einige Verfahren wurden sogar eingestellt.



Gerichtssaal im II. Stock des Reichskriegsgerichts (RKG)

Das 1943 in Abwesenheit eingeleitete Verfahren gegen den General Walther von Seydlitz-Kurzbach endete am 26. April 1944 mit dem Todesurteil vor dem RKG, das seinen Sitz inzwischen in Torgau hatte. Von Seydlitz hatte im Kampf um Stalingrad mehrfach versucht, die sinnlos gewordene militärische Aktion zu beenden. In sowjetischer Kriegsgefangenschaft gründete er mit anderen Offizieren den «Bund Deutscher Offiziere», der mit dem «Nationalkomitee Freies Deutschland» zusammenarbeitete und sich vergeblich für die Beendigung des Krieges und die Beseitigung der nationalsozialistischen Herrschaft einsetzte.

Noch am 6. Februar 1945 wurde Major Joachim Kuhn, der Mann, der Sprengstoff und Zünder für das Attentat am 20. Juli besorgt hatte, vom 3. Senat des RKG inzwischen in Torgau unter dem Vorsitz des Reichskriegsgerichtsrats Schmauser «wegen Fahnenflucht zum Feind und Kriegsverrat» in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Major Kuhn hatte sich der Verhaftung entzogen und war durch die Linien zur Roten Armee übergelaufen. Wenige Wochen vordem absehbaren Ende des Krieges rechtfertigte das RKG das Verfahren: «Wegen der Schwere der Tat wird es nach soldatischem Rechtsempfinden trotz seiner Abwesenheit durchgeführt.»

### Prozesse gegen Ausländer aus dem besetzten Europa

Etwa 300 Urteile wurden während des Krieges vom Reichskriegsgericht gegen ausländische Angeklagte verhängt, darunter viele Polen, Belgier, Norweger, Holländer. Es gab kaum russische Angeklagte, da der berühmte «Kommissarbefehl» zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion dort in der Regel zur sofortigen Ermordung gefangen genommener sowjetischer Politoffiziere, Partisanen und Agenten führte.

Zu den ausländischen Gruppen, die vor dem RKG standen, gehörten: der österreichische Arbeiter- und Soldatenrat, bei dem ein Zusammenhang zum «Nationalkomitee Freies Deutschland» bestand, Partisanengruppen, ausländische Agentenringe, unterschiedliche Untergrundgruppen in den besetzten Ländern, die unter anderem einen bewaffneten Kampf gegen die deutsche Besetzung führten, «deutschfeindliche» Flugblätter verbreiteten, Kontakte zur Exilregierung in London aufrechterhielten und Fluchthilfe organisierten.

Am 21. April 1942 wurde Jean Babtiste Lebas (ehemaliger französischer Arbeitsminister unter der Volksfront und Mitglied der Sozialistischen Partei), zu jenem Zeitpunkt Bürgermeister von Roubaix, zusammen mit seinem Sohn und zwei weiteren Angeklagten vom Reichskriegsgericht wegen «Feindbegünstigung» zum Tode verurteilt.

Durch neue Aktenfunde im Militärgeschichtlichen Institut in Prag nach Öffnung der Grenzen wird die Tätigkeit des Reichskriegsgerichts in Zukunft kritischer zu beurteilen sein als bisher. Die rechtfertigenden «Erinnerungen» des ehemaligen Präsidenten des RKG Max Bastian aus den 50er Jahren hatten jahrzehntelang die geschönte Geschichtsschreibung über die Rolle des Reichskriegsgerichts im Nationalsozialismus geprägt.

### **Hinrichtungsstätte Murellenschlucht**

In der Murellenschlucht, zwischen dem Olympia-Gelände und der Teltower Schanze gelegen, war eine der Wehrmachtshinrichtungsstätten in Berlin. Hier fanden fast bis zum letzten Tag des Krieges Erschiessungen statt, in den beiden letzten Kriegsjahren nahezu täglich. Tausende von Wehrmachtsangehörigen, vom einfachen Soldaten bis zum General, wurden wegen sogenannter «Wehrkraftzersetzung» oder «Desertation» etc. exekutiert.

Wehrmachtsstellen wahrten 1945 nicht mal den Schein eines ordnungsgemässen Gerichtsverfahrens und befahlen Hinrichtungen, ehe überhaupt das Urteil gefallen war. So befiehlt Major Fritze von der Wehrmachtskommandantur Berlin dem Wehrmachtstandortältesten Spandau am 17. Februar 1945:

«Das Fliegende Standgericht des Kommandierenden Generals und Befehlshabers im Wehrkreis III verurteilt heute wahrscheinlich sechs Soldaten zum Tode durch Erschiessen.

Unter Hinweis auf den W. Stod. Spandau, Nr. 391 / 44 geh., vom 8.11.44 wird das Bataillon beauftragt, die Todesurteile am 18.2.45, 10 Uhr, auf dem Hinrichtungsstand in der Murellenschlucht zu vollstrecken.»

Zwei Beispiele zeigen, dass in der Murellenschlucht auch Verurteilte des Reichskriegsgerichts hingerichtet wurden:

### **Raymund Biedenbach,**

Katholik, von Beruf Sparkasseninspektor, wurde am 21. Juli 1944 vom Reichskriegsgericht wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt, vermutlich allein deswegen, weil er nationalsozialistische Lügenreden als «uninteressanten Mist» abqualifiziert hatte. Biedenbach wurde am 20. September 1944 in der Murellenschlucht erschossen.

### **Generalleutnant Gustav von Ziehlberg**

Während seiner Tätigkeit im Reichswehrministerium seit 1936 kam er mit Generaloberst Ludwig Beck zusammen und pflegte diesen Kontakt auch nach dessen Rücktritt im August 1938. Von Ziehlberg wohnte in Lichterfelde in unmittelbarer Nachbarschaft von Ludwig Beck. Im Zweiten Weltkrieg war er Regiments- und Divisionskommandeur in

Italien und an der Ostfront und wurde schwer verwundet. Im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 wurde er im November 1944 verhaftet, vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt und am 2. Februar 1945 in der Murellenschlucht erschossen. Manfred Brämert wurde als Fünfzehnjähriger am 16. November 1944 zum Grenadier-Ersatz-Bataillon 309 in der Alexanderkaserne in Ruhleben eingezogen:

«Einmal mussten wir antreten. Auf einem Exekutionsplatz wurde dann einer hingerichtet. Wahrscheinlich ein Fahnenflüchtiger.

Wir sind immer dran vorbeimarschiert, wenn wir zum Schiessplatz gelaufen sind. Da war so eine Art Kiesgrube. Ich glaube nicht, dass die heute noch existiert. Da ist der Friedhof drauf, soviel ich weiss.

Da war ein Pfahl mit 70-80 cm Durchmesser, Übermannshöhe und vollkommen zerfleddert, also da sind, Tausende sind da gestorben. Es hat täglich mehrmals geknallt. Ich habe es gezielt einmal gesehen.

Wir wurden dazu gezwungen, uns im Dreieck aufzustellen, und dann mussten wir zusehen, wie der arme Kerl da erschossen wurde.

Ihm wurde nicht das Gesicht verbunden, ganz offen. Er wurde nur an den Füßen angebunden, der Pfahl war ja zu gross, da konnte ja keiner hinten rum. Und dieses Geräusch, wenn der umfällt nach vorne, wenn die Knochen brechen, das wird man nie los.»

### Erschiessungsstand in der Jungfernheide

Ein weiterer Ort für die Erschiessung der Verurteilten aus den Berliner Wehrmachtsgefängnissen waren die Schiessstände in der Jungfernheide.

Harald Poelchau, der in seiner Eigenschaft als Wehrmacht-Gefängnispfarrer an vielen Hinrichtungen teilnehmen musste, erinnert sich:

«Die Prozedur begann am frühen Morgen im Militärgefängnis mit der Fesselung der Gefangenen – eine halbe Stunde vor dem Abtransport. (...)

In der Regel wurden mehrere Verurteilte, drei bis vier gleichzeitig, in den Wagen geladen. (...)

Er hatte nach hinten ein kleines vergittertes Fenster.

Ich musste im vollen Ornat erscheinen und nahm in der Nähe des Fensters Platz. Die Gefangenen sassen auf der gleichen Bank neben mir. Zwei oder drei mit Gewehren bewaffnete Soldaten stiegen zum Schluss ein.(...)

Es fielen nicht mehr viele Worte. Was zu sagen war, war in der Zelle in der Nacht vorher ausgesprochen worden.(...)

Der Wagen hielt nach Ewigkeiten, das Tor war erreicht. Die Wachen stiegen aus, Ausweise mussten vorgezeigt und geprüft werden. Wieder ein unerträglich langer Aufenthalt. Dann fuhr der Wagen direkt vor die Schiessstände.

Die Verurteilten wurden einzeln aufgerufen und einzeln abgeführt. Die übrigen hatten zu warten, bis sie an der Reihe waren. Es gab nur Einzeler-schiessungen. Das Warten im dunklen, dumpfen Wagen gehört zu meinen schlimmsten Erinnerungen. Wie oft habe ich dieses Im-Wagen-Sitzen und -Warten mitmachen müssen! Wenn Katholiken als erste erschossen wurden, begleitete sie der katholische Geistliche, und ich blieb mit dem mir Anvertrauten im Wagen. Wir sahen, wie der Aufgerufene aus dem Wagen kletterte und von zwei Feldwebeln in Empfang genommen wurden die ihn flankierten. Dann hörten wir, wie die Schritte sich entfernten. Wir sassen und warteten. Schleichende

Minuten. Meine Armbanduhr tickte. Endlich – das Krachen der Salve, fast wie eine Erlösung. Manchmal danach – ein schrecklicher Schrei oder Stöhnen. Dann noch ein einzelner Schuss. Und dann war es still.  
Wir sassen und warteten. Ich hörte das Atmen der Männer. Die Schritte ertönten wieder. Die Feldwebel holten den zweiten Mann ab. Der gleiche Vorgang – die Schritte, die Schüsse, die Stille. Und wir sassen und warteten. Der dritte Mann kam an die Reihe, der vierte Mann. Und der letzte hatte einen vielfachen Tod erfahren, ehe die Kugeln ihn trafen.»

### Untersuchungsgefängnis Kantstrasse 79



Das Gerichtsgebäude  
Kantstrasse 79 um 1900,  
im Hintergrund das heu-  
te noch bestehende  
Gefängnisgebäude

Das Untersuchungsgefängnis des Charlottenburger Strafgerichtsgebäudes in der Kantstrasse 79 – das heutige Amtsgericht diente als Zivilgericht – wurde in der Zeit des Nationalsozialismus zunehmend auch mit politischen Gefangenen belegt. Ab Ende der 30er Jahre bis Kriegsende waren im Gefängnis nur noch weibliche Gefangene untergebracht. Das eigentliche Gerichtsgebäude in der Kantstrasse 79 wurde ab 1934 von der Landesanstalt für Lebensmittel-, Arznei-, und gerichtliche Chemie genutzt.

Einige Frauen der Schulze-Boysen / Harnack-Organisation waren in der Kantstrasse in Haft, unter ihnen Mildred Harnack, Libertas Schulze-Boysen und Joy Weisenborn. Joy Weisenborn (S. 109) war von Januar bis April 1943 hier inhaftiert – nach ihrer Auskunft in der ehemaligen Zelle von Libertas Schulze-Boysen (S. 106), «wo an der Wand noch ihr Stundenplan' eingekratzt war».

Pater Michalke SJ, ab 1938 Jugendseelsorger von St. Canisius in Charlottenburg, betreute jeden Samstagvormittag die Gefangenen, die katholisch waren oder einen solchen Besuch wünschten. Jeden ersten Sonntag im Monat hielt Pater Michalke im Gefängnis einen Gottesdienst ab.

#### **Pater Michalke:**

«Einmal hielt ich eine Predigt über den Film ‚Ich klage an‘ mit Kristina Söderbaum. In diesem Film ging es um die Tötung eines von schweren Schmerzen gepeinigten schwerkranken Menschen. Es handelte sich um einen raffinierten Propagandafilm für die sogenannte «Euthanasie’, der Ermordung Schwerkranker und Behinderter. Der Schlusssatz des Films lautete – an die Zuschauer gewandt –: ‚Und nun sprechen Sie das Urteil!’

An diese Aufforderung knüpfte ich mit meiner Predigt an, und ich nahm in meiner Eigenschaft als Priester gegen die schreckliche Tendenz dieses Films Stellung.

Gefangene sagten nach der Predigt: ‚Um Gottes willen! Was haben Sie da gesagt!’ Sie fürchteten, die Gestapo werde mich meiner Worte wegen vorladen. Aber ich bekam deshalb nie irgendwelche Schwierigkeiten. Das Leben zu verteidigen, war meine seelsorgerische Aufgabe!»

**Klara Bloch** (S. 211) unterstützte eine Nachbarin, die in der Kantstrasse 79 in Untersuchungshaft sass. Die junge Frau hatte einen kleinen Sohn und wohnte als Untermieterin im gleichen Haus wie Frau Bloch im Horstweg. Wegen regimekritischer Äusserungen wurde sie von den Hauptmietern denunziert. Frau Bloch kümmerte sich um das zurückgebliebene Kind. Es gelang ihr, eine Gefängnisaufseherin zu bestechen und eine Besuchserlaubnis zu bekommen. Später trat sie im Prozess als Entlastungszeugin auf, konnte aber an der Verurteilung nichts ändern. Die Nachbarin wurde nach ihrer Haftstrafe in ein Konzentrationslager eingeliefert, konnte aber überleben.

**Erna Lugebiel** erlebte als Insassin des Untersuchungsgefängnisses in der Kantstrasse 79 die Reaktion der Gefangenen auf die Nachricht vom Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944:

«Am 20. Juli 1944 hat das ganze Gefängnis getobt vor Freude. Vorher hatten wir das von dem Attentat durchs Radio gehört. In dem Gemäuer schallte es doch so. Ich hatte das Gefühl, Hitler lebt noch. Ohne Schuhe ging ich durch die Gänge: ‚Seid ruhig, seid bloss ruhig!’ Aber alle haben gejubelt vor Glück. Leider zu früh! Dann wurden die Frauen in Sippenhaft genommen, deren Männer und Väter mit dem versuchten Staatsstreich zu tun hatten.»

## Sippenhaft

Im Untersuchungsgefängnis in der Kantstrasse wurden nach dem Scheitern des 20. Juli 1944 eine Reihe von Frauen der am Umsturz beteiligten Männer in sogenannter «Sippenhaft» festgehalten.

Beispielsweise waren hier die drei Schwestern von Bredow, Diana, Hannah und Philippa sowie Melitta Schenk Gräfin von Stauffenberg, Schwägerin von Claus Schenk Graf von Stauffenberg, inhaftiert. Im Haus der von Bredows in Potsdam – Generalmajor von Bredow war bei der Mord- und Lynchaktion am 30. Juni 1934 ermordet worden – verkehrte regelmässig Oberleutnant Werner von Haeften, der Adjutant von Claus von Stauffenberg. Möglicherweise von ihm, der mit einer der Bredow-Töchter befreundet war, wurde die Indiskretion begangen, über das bevorstehende Attentat zu sprechen. Ein anderer Freund des Hauses von Bredow, Anton Graf von Welsburg, kolportierte dieses Gerücht und versetzte Dr. Sydney Jessen, der als Feindlage-Beobachter in der Nachrichtenabteilung der Seekriegsleitung an der Verschwörung aktiv beteiligt war, in helle Aufregung. Er informierte von Stauffenberg am 17. Juli 1944 von dem umlaufenden Gerücht. Melitta von Stauffenberg, die zynischerweise als «Ehrenhäftling» bezeichnet wurde, war in einer Einzelzelle oben im Haus untergebracht.

Melitta von Stauffenberg wurde wegen ihrer kriegswichtigen Tätigkeit bald wieder freigelassen. Als Ingenieur für Flugzeugbau war sie Testpilotin in Gatow. Beim Absturz ihres Flugzeuges kam sie später ums Leben.

Nummer des Gefangenenbuches	Annahmetag und Tageszeit	Angaben zur Person Familiennamen, Vornamen, Beruf, Geburtsort und -ort	Strafentscheidung	a) Vollstreckungsbehörde oder sonstige am Auf- nahme ersuchende Behörde b) Gefängniszeichen
1	2	3	4	5
<u>641.92</u>	31. VII 43 16 Uhr 31 Min.	Bredow Gen.-Majorin Beruf: <i>Präsidentin</i> geboren am: 31. I. 1921 in Berlin bei		Gen. Stauffenberg U.A.G. - 5158/38g. P.P.R. (PKA) II
<u>641.92</u>	31. VII 43 16 Uhr 31 Min.	Schottmiller Patin Beruf: <i>Mägenin</i> geboren am: 9. I. 1905 in Posen bei		Gen. Stauffenberg U.A.G. - 5158/38g. P.P.R. (PKA) III

Untersuchungsgefängnis Kantstrasse:  
Aufriss aus dem Eingangsbuch

---

## Strafanstalt Plötzensee

### Beistand in der Strafanstalt Plötzensee

Die Gefängnisgeistlichen, der evangelische Pfarrer Harald Poelchau (1903-1972) und der katholische Priester Peter Buchholz (1888-1963) setzten sich in der Strafanstalt Plötzensee nachdrücklich für die inhaftierten Gefangenen und Todeskandidaten ein. Neben dem Beistand durch die Seelsorge halfen sie den zum Tode Verurteilten auf vielfältige Weise. Sie schufen innerhalb der Strafanstalt kleine Freiräume, in dem sie z.B. letzte Besuche von Angehörigen arrangierten, und wo das nicht mehr möglich war, Informationen übermittelten. Hierzu schmuggelten sie auch Kassiber nach draussen. Sie halfen den Gefangenen, ihre Abschiedsbriefe zu schreiben und unterstützten sie auch mit Medikamenten, Lebensmitteln und Zigaretten. Schliesslich mussten sie, gelegentlich auch andere Gefängnisgeistliche wie Pfarrer Ohm, die zum Tode verurteilten Frauen und Männer zu den Hinrichtungen begleiten.

Bei ihrer aufopferungsvollen Tätigkeit, oft am Rande der Legalität, wurden sie von einigen Gefängnisbeamten unterstützt. Zu diesen gehörten Hans Georg Hoffmann und Willi Kranz, der selbst ein jüdisches Kind versteckt hielt und auch anderen Juden half. Eine wichtige Hilfe für Pfarrer Buchholz war Viktor von Gostomski, der von ihm als sogenannter «Kirchenkalfaktor» eingesetzt worden war. Neben dem Dienst für Pfarrer Buchholz oblag ihm die Aufgabe des Gefängnis-Bibliothekars sowie eines Lebensmittelverteilers an die Gefangenen. Auf diese Weise boten sich ihm viele Möglichkeiten, Gefangenen zu helfen. Sein Tagebuch über Plötzensee konnte Viktor von Gostomski aus dem Gefängnis retten.

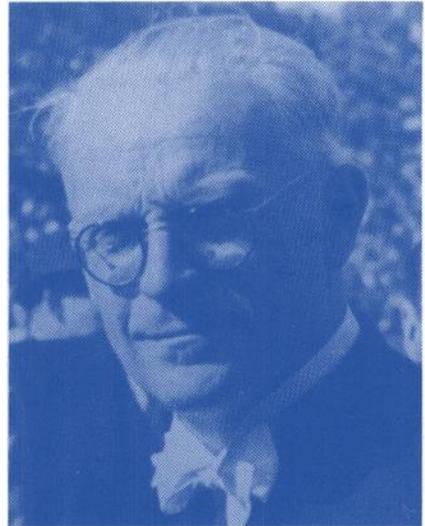
### Viktor von Gostomski:

«Die meisten Gefangenen sind fast nur noch Haut und Knochen. Manche wiegen nicht einmal achtzig Pfund. Morgens gibt es einen Kanten trockenes Brot und ein undefinierbares Getränk. Kaffee-Ersatz soll es sein. Mittags «Deutsche Ananas», schlecht gekocht und holzig. Manchmal Zuckerrübenblätter und anderen Krautabfall. Sonntags sieben, acht oder neun Pellkartoffeln. Drei davon sind faul. Die Gefesselten müssen sie mit Schale essen. Fleisch habe ich schon seit vielen Monaten nicht mehr gesehen. Abends werden ein halber Liter dünne Suppe und achtzig Gramm Brot ausgegeben. Viele wollen vor dem Sterben noch einmal satt sein. Aber selbst die Henkersmahlzeit ist hier gestrichen. Wer nachmittags hingerichtet wird, bekommt mittags nichts mehr. Pfarrer B(uchholz) bringt den Todgeweihten Brot. Ein letzter Liebesbeweis. Selbst der ist eigentlich verboten.»

Harald Poelchau wurde bereits im April 1933 zum Gefängnispfarrer von Tegel berufen. Als Gefängnispfarrer nahm er später im Zuchthaus Brandenburg, in der Murellenschlucht, auf dem Schiessstand Jungfernheide und in der Strafanstalt Plötzensee an etwa tausend Hinrichtungen teil. Zahlreiche Opfer waren politische Freunde aus dem «Kreisauer Kreis» und aus dem Kreis der Verschwörer des 20. Juli 1944. Poelchau engagierte sich auch in der Berliner Gruppe «Onkel Emil» (S. 248) und half vielen illegal lebenden jüdischen Bürger mit Unterkunft und Verpflegung.



Harald Poelchau



Peter Buchholz

Peter Buchholz war zuerst als Gefängnisseelsorger an den Strafanstalten in Essen und Düsseldorf tätig gewesen und bekam am 22. August 1943 seine neue Aufgabe in Plötzensee. Er war wie Poelchau auch für das Gefängnis Berlin-Tegel zuständig und darüber hinaus für das Frauengefängnis an der Barnimstrasse, das Untersuchungsgefängnis in Charlottenburg und das Jugendgefängnis in Berlin-Lichtenberg.  
(1952 wurde er wegen seiner Verdienste zum Prälaten ernannt.)

### Hinrichtungsstätte in Plötzensee

Die Strafanstalt Plötzensee war bereits zur Kaiserzeit ein Instrument politischer Justiz zur Unterdrückung und Disziplinierung gewesen. Beispielsweise sassen hier zurzeit der Sozialistengesetze Politiker der SPD ein. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde die Strafanstalt jedoch zu einem Mord- und Terrorinstrument. Von 1933 an war das Gefängnis mit bis zu 1'700 Gefangenen fast dauernd überbelegt.

Bis 1942 war Plötzensee die zentrale Hinrichtungsstätte der vom Volksgerichtshof und vom Kammergericht Berlin zum Tode Verurteilten. Verloren hier zunächst nur deutsche Widerstandskämpfer das Leben, wurden während des Krieges ab 1942 Widerstandskämpfer aus insgesamt 19 Ländern zu Tode gebracht.

Das erste Opfer der Terror-Justiz des Nationalsozialismus in Plötzensee war der 26 Jahre alte Arbeiter Richard Hüttig (S. 43), der am 14. Juni 1934 mit einem Beil im Hof des Gefängnisses enthauptet wurde. 1935 wurden die Morde durch eine Guillotine ausgeführt, die Insassen des Gefängnisses Tegel hatten herstellen müssen. Die Guillotine wurde im Geräteschuppen auf einem Hof des Gefängnisses aufgestellt. Die erste Frau, die in Plötzensee ermordet wurde, war am 20. Juni 1938 die 29 Jahre alte Studentin und junge Mutter Liselotte Herrmann, ein Mitglied der KPD.

Im Dezember 1942 wurde im Auftrag des Justizministeriums eine «gleichzeitige Erhängungsmöglichkeit für acht Personen» geschaffen. Die ersten Opfer dieser Tötungsart waren am 22. Dezember 1942 die elf Hauptangeklagten der Harnack / Schulze-Boysen-Organisation (S. 106).

Einen bis mehrere Tage vor der Hinrichtung wurden die Gefangenen in die Todeszellen verlegt. Diese waren klein und kalt, da man, um Selbsttötungen vorzubeugen, die Heizkörper in die Innenwände eingebaut hatte. Kurz vor der Hinrichtung wurden dem

Opfer die Hände auf dem Rücken gefesselt und Holzpantinen angezogen. Den Frauen wurden die Haare abgeschnitten.

Die Vollstreckung der Todesurteile dauerte nach den Protokollen zwischen 7 und 20 Sekunden, von dem Augenblick an, in dem das Opfer hereingeführt und vom Henker gepackt und erhängt oder enthauptet wurde. Die Leichname der wegen Hoch- und Landesverrat Verurteilten wurden nicht den Angehörigen übergeben, sondern anatomischen Instituten zu sogenannten wissenschaftlichen Forschungen übergeben. Die Kosten für die Hinrichtungen mussten von den Angehörigen der Opfer bezahlt werden. In den Nächten vom 7. bis 9. September 1943 erreichte die Hinrichtungswelle einen mörderischen Höhepunkt. Bei einem Luftangriff waren die Aussenmauern und das Dach des Hinrichtungsschuppens sowie die Guillotine beschädigt worden. Ein Geheimbefehl aus dem Justizministerium ordnete an, alle zum Tode Verurteilten in den folgenden Nächten zu ermorden.

In der ersten Nacht wurden 186, in allen drei Nächten 360 Menschen erhängt, darunter auch der Pianist Karlobert Kreiten und besonders viele tschechische Widerstandskämpfer sowie vier Männer «aus Versehen». In dieser Nacht brach Pater Buchholz angesichts der Mordserie physisch zusammen. Die Leichen lagen noch tagelang neben dem Hinrichtungsschuppen, da Luftangriffe einen Abtransport verhinderten. Das Gefängnis wurde mehrfach von Bomben getroffen und teilweise zerstört.

Am 8. August 1944 begannen die Hinrichtungen der Männer und Frauen der Verschwörung des 20. Juli 1944.<sup>89</sup> von ihnen wurden in Plötzensee ermordet. Auf Befehl Hitlers filmten SS-Leute den Tod der Verschwörer am Galgen.

Am 25. April 1945 erreichten sowjetische Truppen die Strafanstalt Plötzensee und befreiten die noch lebenden Häftlinge. In dem Durcheinander gab die SS tödliche Schüsse auf die Häftlinge ab. Auch sieben Gefängnisbeamte kamen aus nicht geklärten Gründen ums Leben.



Hinrichtungsraum im Gefängnis Plötzensee

---

## Kriegsdienstverweigerung und Kriegsende

---

Die verdichtete Stadtstruktur in Charlottenburg bot trotz der verheerenden Zerstörungen durch die permanenten Bombenangriffe gute Möglichkeiten, um sich in der Stadt in aller Öffentlichkeit zu verbergen. Neben rassistisch und politisch Verfolgten nutzten diese Möglichkeit auch Deserteure, die versuchten, in der Anonymität der untergehenden Metropole unterzutauchen.

### Hans Frese

Der Deserteur Hans Frese konnte auf seinem Leidensweg durch Militärgefängnisse, Zuchthäuser und Moirlager in den Jahren 1941-1945 mehrfach entfliehen und versteckte sich unter anderem in der westlichen Berliner City. Nachdem er 1934 in seinem Geburtsort Korbach in Hessen von der SS fast zu Tode geprügelt worden war, hatte er sich geschworen, dem nationalsozialistischen Regime Widerstand zu leisten.

Den Gestellungsbefehl der Wehrmacht ignorierte Frese demonstrativ und wurde in Berlin im Juni 1941 in der Augsburgstrasse 23, wo er bei Vietzke eine Unterkunft hatte, verhaftet. Er kam ins Wehrmachtsgefängnis «Forst Zinna» in Torgau und im Januar 1942 ins Arbeitslager Brück, aus dem er am 9. Februar 1942 flüchtete und sich nach Berlin rettete.

#### Hans Frese:

«Bei ‚Aschinger‘ am Anhalter Bahnhof esse ich zu Abend. Berlin ist verdunkelt. Es ist finster. Mit der U-Bahn fahre ich zur Uhlandstrasse, in der dortigen Gegend kenne ich mich aus. Nachts um ein Uhr finde ich endlich in einem Hotel am Savignyplatz Unterkunft. Am Morgen will ich im Speisesaal frühstücken, entsetzt pralle ich zurück, er ist voller Offiziere. Eilig gehe ich wieder auf mein Zimmer und hole meine Sachen. Der Portier will mir das Zimmer mit Frühstück anrechnen. Ich behaupte, keine Marken zu haben und brauche nur das Zimmer zu bezahlen.

Es kommt der letzte gefährliche Gang. Mein Zivilzeug liegt am Bayerischen Platz. Wie komme ich dahin? Die Grolmanstrasse herunter schleiche ich zum U-Bahnhof Knie (heute Ernst-Reuter-Platz). Hinter einer Zeitung, dem Zwölf-Uhr-Blatt, verberge ich mich. Am Noliendorfplatz, beim Umsteigen, errege ich die Aufmerksamkeit eines Wehrmachtsbeamten. Dieser nichts- und doch vielsagende Blick macht mich unsicher. Der Kerl betrachtet mich von oben bis unten. Der Zug läuft ein. Das Zwölf-Uhr-Blatt vor dem Gesicht, tue ich so, als ob ich in dasselbe Abteil wie er einsteigen will. Der Schaffner gibt das Abfahrtsignal, ich trete wieder hinaus. Es ist mir zu unsicher. Erst mit dem nächsten Zug fahre ich dann weiter zum Bayerischen Platz. Noch fünfhundert Meter in dieser verdächtigen Kluft über die Strasse und ich bin an meinem Zivilzeug.»

Mit seiner Hotelanmeldung, die er auf seine beiden Vornamen Hans Friedrich ausstellen liess, gelang es Frese, Lebensmittelkarten zu bekommen. Schliesslich fand er ein Zimmer in tageweiser Vermietung in der Nähe des Kurfürstendamms, für das er sich nicht polizeilich anmelden muss. Durch seine alten Geschäftskontakte bekam er Arbeit als Vertreter für eine Seifen- und Bohnerwachsfabrik. Er wechselte noch einmal sein Zimmer und wurde kurz nach Pfingsten am 5. Juni 1942 verhaftet.



Hans Frese auf dem Kurfürstendamm, Neujahr 1939 / 40

Vom Gericht der Division Nr. 154 in Dresden wurde Hans Frese zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach kurzer Haftzeit in Dresden kam Frese in die Moorlager im Emsland und über das Zuchthaus Bremen-Oslebshausen ins Zuchthaus Waldheim in Sachsen. Ein erneuter Fluchtversuch nach Berlin scheiterte. Am 7. Mai 1945 erlebte Hans Frese die Befreiung durch sowjetische Truppen.

## Johannes Höss

Johannes Höss war Buchhändler am Olivaer Platz. Er versuchte sich Ende 1943 durch Selbstverstümmelung vor der Einberufung zu retten. In der Kompanie, bei der er eingezogen werden sollte, schöpfte man jedoch Verdacht und lieferte ihn in das SS-Krankenhaus in der Scharnhorststrasse ein. Höss gelang es, geschickt zu simulieren, so dass die Ärzte ihm nichts beweisen konnten. Schliesslich kam er in die Kaserne in der Königin-Elisabeth-Strasse. Dort konnte er flüchten. Erste Zuflucht bekam er im Horstweg bei Klara Bloch, die bereits mehrere Juden versteckt hatte. (S.211) Nach zwei Tagen gelang es Frau Bloch, Johannes Höss bei Bekannten in der Kantstrasse unterzubringen. Er überlebte die anderthalb Jahre bis Kriegsende in der Illegalität.

Heinz Frick, der beim Gloria-Palast beschäftigt war, berichtet, wie in den ersten Kriegswochen im Restaurant «Weisz Czarda» neben dem Gloria-Palast ein neuer Gast in der Uniform eines Unteroffiziers auftauchte, der in wenigen Wochen über den Feldwebel zum Leutnant befördert wurde und ausserdem verschiedene neue Orden anlegte. Ein Stammgast zeigte den «Leutnant» an, und es stellte sich heraus, dass er sich Uniformen und Orden von einem Einbruch in eine militärische Dienststelle beschafft hatte. Die Eintragungen in seinem Soldbuch hatte er selbst vorgenommen. Der Mann wurde zum Tode verurteilt.

Auf dem Kurfürstendamm und in seiner Umgebung wurde in den letzten Kriegsjahren regelmässig nach Deserteuren gefahndet. Eine Möglichkeit, sich zeitweilig zu verbergen, boten die Lichtspielhäuser, in denen oft Kontrollen von Heerespatrouillen, sogenannten «Kettenhunden», durchgeführt wurden. Heinz Frick, der im Gloria-Palast sowie anderen Kinos und gegen Kriegsende bei der Deutschen Filmvertriebsgesellschaft tätig war, erzählt von einem Vorfall im Universum-Theater am Kurfürstendamm. Ein von den «Kettenhunden» in der Kassenhalle gestellter Gefreiter flüchtete über den Kurfürstendamm in Richtung Meinekestrasse, wurde vom Patrouillenführer angeschossen und blieb auf der Strasse liegen. Ein zufällig vorbeikommendes Militärfahrzeug nahm den Verletzten mit.

Heinz Frick:
«Kurze Zeit danach ging eine ähnliche Kontrolle glücklicher aus. Eine vierköpfige Patrouille erschien im Tauentzien-Palast und verlangte vom Theaterleiter, dass er die Vorstellung unterbrechen solle, damit sie bei den uniformierten Wehrmachtsangehörigen eine Überprüfung vornehmen könnten. Ob die Wachmeister nicht wussten, dass das Parkett sechs Türen hat oder sie nicht genug Leute hatten, war nicht bekannt. Als sich der Vorhang mitten im Hauptfilm schloss und das Saallicht langsam anging, erhob sich in der ersten Reihe ein Soldat, hastete in gebückter Haltung zu der rechts vorn gelegenen Ausgangstür und jagte die Notausgangstreppe herunter. Er entkam über den Hof und verschwand in der Nürnberger Strasse. Der Streifenführer, der ihn verfolgte, kam zu spät.»

Elise Tilse berichtet, dass im Haus Mommsenstrasse 34 in der Endphase der «Schlacht um Berlin» für mehrere Tage fünf Deserteure versteckt wurden:

Elise Tilse in einem Brief an Erich Drucker (S. 65) vom 9. Oktober 1946:  
«Sie hatten sich mit Papa und dem Antifaschisten angefreundet. Sie wollten nicht mehr kämpfen und baten uns darum, sie zu verstecken. Sie schiefen im Kohlenkeller, wir versteckten sie vor den Nazis. Gaben ihnen zu essen. Es musste ganz geschickt gemacht werden. Nur ganz wenige Leute im Haus durften wissen, dass wir Deserteure verbargen...

Der Antifaschist, Radiobastler und Moorsoldat a.D. im Haus hat ihnen Zivilkleidung geben wollen. Erst haben sie annehmen wollen, dann wieder nicht. Sie sind uneins. Als deutsche Soldaten wollen wir sie nicht im Haus behalten. Wir wollen ein reines Zivilhaus bleiben... Wir haben zu der Stunde noch Fanatiker, die bereit wären, Deserteure niederzuknallen.

Die fünf Soldaten verliessen schliesslich das Haus, und von dreien wurde später bekannt, dass sie das Kriegsende überlebten.



1932 Wall / 1934 Maikowski- / heute Zillestrasse / Ecke Wilmersdorfer Strasse bei Kriegsende 1945

## Charlottenburger Mitglieder der Gruppe «Onkel Emil»<sup>1</sup>

Die Gruppe «Onkel Emil» um Ruth Andreas-Friedrich, Leo Borchardt und Walter Seitz war in erster Linie in den südwestlichen Bezirken aktiv (Siehe die Steglitz / Zehlendorf-Darstellung dieser Reihe). Ihre vielfältigen Widerstandsaktivitäten hat Ruth Andreas-Friedrich in ihrem Tagebuch «Der Schattenmann» von 1938-1945 eindrucksvoll beschrieben.

Zu den aktiven Mitarbeitern der Gruppe gehörten in Charlottenburg der Buchdruckermeister Ludwig Lichtwitz aus der Kantstrasse und das Ehepaar Charlotte und Walter Reimann, Konditormeister, aus der Kantstrasse 153. Professor Hans Peters, Deckname «Hinrichs» im «Schattenmann», aus der Herbarthstrasse 16 war der Verbindungsmann der Gruppe «Onkel Emil» zum «Kreisauer Kreis». Peters war während des Krieges Major im Luftwaffenführungsstab. Günter Brandt, Deckname «Flamm» im «Schattenmann», Landgerichtsrat, versteckt fünf Juden in seiner Wohnung in der Schlüterstrasse.

Wolfgang Schmidt, Deckname «Gregor Schulz» im «Schattenmann», wohnte gegen Ende des Krieges in der Uhland- und Hektorstrasse. Schmidt gehörte zur Widerstandsgruppe «Ernst», die Flugzettelaktionen gegen Kriegsende durchführte. Er wanderte 1946 nach Australien aus.

### Ruth Andreas-Friedrich in «Der Schattenmann»:

#### Montag 23. April 1945

«... Während der nächsten Alarmpause startet die Clique nach den verschiedenen Richtungen. Zuerst die Uhlandstrasse. Eine fremde Frau öffnet. Sieht uns misstrauisch an. ‚Ich kenne keinen Gregor Schulz (Wolfgang Schmidt). Sie müssen sich gerirrt haben.‘ Brüsk schlägt sie uns die Tür vor der Nase zu. Ratlos blicke ich auf Frank (Walter Seitz). ‚Hektorstrasse‘, sagt er lakonisch. ‚Die Ausweichwohnung!‘ Also auch hier scheint die Luft dick geworden zu sein. Wir machen, dass wir wegkommen. Die Hektorstrasse ist nicht weit. Dort finden wir Gregor Schulz in einem leeren Hinterzimmer. Auf dem Fussboden stehen zwei Koffer, ein Telephonapparat und etliche zusammengeschnürte Aktenbündel. Gregor Schulz lächelt sein verbindliches Mongolenlächeln. ‚Jetzt muss jeder sein eigener Diktator sein‘, sagt er. ‚Auch mir sind die Hände gebunden.‘ Er weist mit entschuldigender Gebärde auf Koffer, Aktenbündel und Telephonapparat. – ‚Und die Einzelaktionen?‘ – ‚Werden zu Einzelaktionen. Versuchen Sie, was Sie können. Jeder Werwolf weniger ist ein Gewinn. Jeder verhinderte Volkssturmmann macht den Krieg um Sekunden kürzer. Und selbst Sekunden sind heute kostbar geworden.‘ – ‚Das heisst, Sie raten uns...‘ – ‚Feldzug gegen die Nazis im eigenen Viertel. Alles andere ist ein Ding der Unmöglichkeit.‘ – Frank nickt. ‚Ich verstehe. Also dann – bis nach dem Krieg! Sie wissen, dass Sie auf uns zählen können.‘ Gregor Schulz begleitet uns zur Tür. ‚Ich weiss es!‘ Er zögert einen Augenblick, sieht uns an und lächelt. ‚Ja, ich weiss es wirklich! Leben Sie wohl ... liebe Freunde!‘ Vom Kurfürstendamm biegen wir in die Schlüterstrasse ein. ‚Ob Flamm (Dr. Günther Brandt) zu Hause sein wird?‘ ‚Zu Hause? Was einst sein Zuhause war, ist nur noch ein Trümmerhaufen. Volltreffer. An der verkohlten Mauer steht mit Kreide geschrieben: Alle lebend herausgekommen. Gott sei Lob und Preis! Wenigstens das. Aber wo findet man ihn? Ich frage eine Frau, die suchend zwischen den Trümmern umherirrt. ‚Doktor Flamm? So ein Blasser mit Brille? Der soll nach der Brückenallee gezogen sein. Mit seiner ganzen Familie.‘ – «Familie ist gut‘, tuschelt Frank. ‚Die meint wohl die fünf Getauchten, mit denen er seine Junggesellenbude teilt. Also los zur Brückenallee!«

## Kampflose Übergabe des Zoobunkers

Der Divisionsarzt Werner Starfinger richtete am 25. April 1945 seinen letzten Hauptverbandsplatz im Zoobunker ein. Der gewaltige Hochbunker lag etwa an der Stelle des heutigen Vogelhauses im Zoologischen Garten. Im Zoobunker hatten zu diesem Zeitpunkt etwa 30'000 Menschen, darunter über 1'500 Verwundete und ca. 800 Soldaten, dichtgedrängt Schutz gesucht. Der dortige Gefechtsstand hatte den sinnlosen Auftrag, «bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone zu kämpfen!»

Werner Starfinger verhandelte eigenmächtig mit der sowjetischen Seite über die Übergabe des Zoobunkers als waffenloses Lazarett, die in den Abendstunden des 1. Mai erfolgen sollte. Dafür wurde er im Bunker vor ein Standgericht gestellt, das aber nicht mehr zu einem Urteil kam.

Werner Starfinger in seinen Erinnerungen:

«Ein Standgericht erschien: Ein Fliegergeneral, ein ruhiger Feldwebel und ein schneidiger ordensgeschmückter Oberleutnant, der mich gleich umlegen wollte, als ich die beabsichtigte Übergabe bestätigte. Die Anklage lautete: Sabotage des Kampfwillens in Berlin, Sonderbefehl des Führers. Wir sollten bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone kämpfen.

Bei der Vernehmung fragte der Oberleutnant immer wieder, ob ich denn glaube, dass die Russen einen von uns am Leben lassen würden. Ich konnte bestätigen, dass die Rote Armee bei der Übernahme von Lazaretten im schon besetzten Berlin sich korrekt verhalten hätte. Das Standgericht entfernte sich ohne Urteilsspruch.»

Starfinger gelingt es, die noch im Bunker befindlichen Soldaten und Offiziere bis zum vereinbarten Zeitpunkt der Kapitulation zum Ablegen ihrer Waffen zu bewegen.

Werner Starfinger in seinen Erinnerungen:

«Von meinen Männern mit russischen Sprachkenntnissen wurden 5 mit Rotkreuzfahnen zum Empfang der Roten Armee eingeteilt. Die Panzertüren wurden geöffnet. Als erster kam ein einzelner Russe vorsichtig herein. Danach kamen einige weitere und bald grössere Mengen von Soldaten mit Offizieren, die auch in die oberen Stockwerke gingen. Nun war Frieden. Meinen selbst übernommenen Auftrag hatte ich erfüllt. Erst jetzt liess ich hinter meinem Rücken meine Pistole fallen.

Ich brauchte sie nicht mehr zum Schutz gegen die Deutschen.»

# Gedenktafeln / Gedenksteine / Gedenkstätten Ehrungen

---

## Gedenktafeln

Dietrich und Klaus Bonhoeffer, Marienburger Allee 43  
Rudolf Breitscheid, Breitscheidplatz  
Georgi Dimitroff, Schlüterstrasse 21 (wohnte im Februar 1933 in der Klingsorstrasse 96)  
Recha Freier, Fasanenstrasse 79 / 80  
Anna von Gierke, Carmerstrasse 12 (Geplant)  
George Grosz, Savignyplatz 5  
Otto Grüneberg, Schlossstrasse 22  
Romano Guardini, TU-Nordgelände  
Paul von Hase, Giesebrechtstrasse 17 (Haus der Eltern)  
Ulrich von Hassell, Fasanenstrasse 28  
Haus der zionistischen Organisationen, Meinekestrasse 10  
Max Herrmann-Neisse, Kurfürstendamm 215  
Paul Hindemith, Brixplatz 2 (früher Sachsenplatz)  
Richard Hüttig, Seelingstrasse 21  
Mascha Kaléko, Bleibtreustrasse 10 / 11  
Erich Klausener, Keithstrasse 8  
Wilhelm Leuschner, Bismarckstrasse 84  
Paul Meller, Gustav-Adolf-Kirche, Herschelstrasse 14  
Carlo Mierendorff, Mierendorffstrasse 30  
Erich Mühsam, Alt-Lützow 12  
Carl von Ossietzky, Kantstrasse 152  
Karl Sack, Witzlebenstrasse 4-5  
Charlotte Salomon, Wielandstrasse 15  
Libertas und Harro Schulze-Boysen, Altenburger Allee 19  
Kurt Singer, Deutsche Oper Bismarckstrasse  
Ernst Thälmann, Alt-Lietzow 11 (Geplant)  
Arnold Zweig, Zikadenweg 59

## Stätten des nationalsozialistischen Terrors Gedenkstätten / Mahnmale / Denkmale

### Amtsgerichtsplatz

Denkmal für die Opfer des Konzentrationslagers Treblinka

### Herz-Jesu-Kirche

Büste für Bernhard Lichtenberg

### Steinplatz

Am Steinplatz wurde 1953 ein Gedenkstein mit folgendem Inhalt aufgestellt: «Den Opfern des Nationalsozialismus – errichtet aus Steinen der durch Rassenwahn verwüsteten Synagoge Fasanenstrasse».

Auf der anderen Seite des Platzes wurde bereits 1951 ein Gedenkstein mit der Inschrift «Den Opfern des Stalinismus» errichtet.

### Haus der Jüdischen Gemeinde, Fasanenstrasse 79 / 80

Die Synagoge in der Fasanenstrasse gehörte zu den grossen repräsentativen Synagogen Berlins. Sie wurde im November 1938 von den Nationalsozialisten zerstört. An ihrem früheren Standort wurde 1959 das Haus der Jüdischen Gemeinde gebaut. Das Eingangstor der alten Synagoge und eine Säule wurden als Mahnmal ausgestellt.

Im Innenhof des Gemeindehauses befindet sich auf der rechten Seite eine Mauer, auf der in Bronzebuchstaben die Namen der grossen Konzentrationslager angebracht sind. Davor brennt eine ewige Flamme. Die Gestaltung ist der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem nachempfunden.

Anlässlich des Jahrestages der Pogromnacht vom 9. / 10. November 1938 wurde im November 1986 auf dem Vorplatz des Jüdischen Gemeindehauses ein Mahnmal von Prof. Richard Hess für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus enthüllt. Es stellt symbolhaft eine zerbrochene Thora-Rolle und ein aufgeschlagenes Buch dar.

### **Jüdischer Friedhof Heerstrasse**

Da die Jüdische Gemeinde in Berlin (West) bis zur Maueröffnung auf den jüdischen Friedhöfen an der Schönhauser Allee und in Weissensee ihre Toten nicht mehr beerdigen konnte, entstand an der Heerstrasse ein neuer jüdischer Friedhof. Eine Gedenktafel erinnert an die Opfer:

«Denen, die unter der Herrschaft des Unmenschen  
ihr Leben lassen mussten,  
zum ewigen Gedächtnis!»

In einer Gedenkstätte auf diesem Friedhof der Berliner Jüdischen Gemeinde wurde am 30. September 1984 in Anwesenheit von Überlebenden des Konzentrationslager Auschwitz eine Urne mit Asche aus den Vernichtungslagern und mit Erde von der Todeswand in Auschwitz-Birkenau beigesetzt.

### **Gedenkstätte Plötzensee**

Hüttigpfad

An der Hinrichtungsstätte der ehemaligen Strafanstalt Plötzensee errichtete der Senat von Berlin im Jahre 1952 eine Gedenkstätte für die Opfer der Hitlerdiktatur. Eine langgestreckte Ehrenmauer, zu der drei Stufen hinaufführen, trägt die Inschrift:

Den Opfern  
Der Hitlerdiktatur  
Der Jahre 1933-1945

Bei der Grundsteinlegung wurde eine Urkunde mit folgendem Text eingemauert:

An dieser Stelle sind in den Jahren der Hitlerdiktatur von 1933 bis 1945 Hunderte von Menschen wegen ihres Kampfes gegen die Diktatur für die Menschenrechte und politische Freiheit durch Justizmord ums Leben gekommen. Unter diesen befanden sich Angehörige aller Gesellschaftsschichten und fast aller Nationen.

Berlin ehrt durch diese Gedenkstätte die Millionen Opfer des Dritten Reiches, die wegen ihrer politischen Überzeugung, ihres religiösen Bekenntnisses oder ihrer rassischen Abstammung diffamiert, misshandelt, ihrer Freiheit beraubt oder ermordet worden sind.

Seitwärts der Mauer sind eine Urne mit Erde aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern und wenige Schritte davon entfernt ein grosses Holzkreuz aufgestellt.

Hinter der Gedenkmauer steht ein Flachbau aus roten Backsteinen, in dem sich der frühere Hinrichtungsraum und ein Dokumentationsraum befinden. Der Hinrichtungsraum, neben dem zwei weitere Vorräume lagen, wurde damals durch einen schwarzen Vorhang geteilt. Im hinteren Teil stand rechts eine Guillotine, das Fallbeil, mit dem die Hinrichtungen vorgenommen wurden. Sie ist unmittelbar nach dem Krieg verschwunden. Von den acht an einem grossen Eisenträger angebrachten Haken, an denen Opfer gehängt wurden, sind noch fünf zu sehen. Vom Waschbecken für den Henker an der linken Wand ist der gekachelte Hintergrund erhalten.

In den beiden Vorräumen im zweiten Abschnitt des Flachbaus, in denen die Verurteilten auf ihre Hinrichtung warten mussten, ist heute ein Dokumentationsraum eingerichtet; die Trennwand wurde entfernt. In Glasvitrinen sind hier Urteile des «Volksgerichtshofes», u. a. unterzeichnet von Freisler, Bodinus und Rehse, sowie weitere Gerichts-Dokumente, wie Vorladungen, dazu Hinrichtungsprotokolle und Augenzeugenberichte, ausgestellt. In der Gedenkstätte ist eine Informationsbroschüre (auch in Fremdsprachen) erhältlich. In einem Teil des ehemaligen Strafgefängnisses Plötzensee befindet sich heute eine Jugendstrafanstalt.

### **Der Plötzenseer Totentanz**

Evangelisches Gemeindezentrum Plötzensee, Heckerdamm 226

(Besuche bitte telefonisch anmelden: 030 / 381 40 25)

Für die 1969-1970 errichtete Kirche des Evangelischen Gemeindezentrums Plötzensee schuf Alfred Hrdlicka im Auftrag des Gemeindefürsorsrates von 1969-1972 den «Plötzenseer Totentanz» für die West-, Nord- und Ostwand des Zentralraumes. Damit sollte die Kirche neben ihrer Hauptaufgabe, Stätte des Gottesdienstes zu sein, eine zusätzliche Bedeutung als Mahnmal erhalten.

Für den Plötzenseer Totentanz schuf Hrdlicka 16 Tafeln von je 3,50 m Höhe und 1 m Breite. Die Zusammengehörigkeit der Tafeln stellt sich über die Andeutung des gemeinsamen Innenraumes her, erkennbar an dem alle Tafeln übergreifenden Merkmal des Balkens mit Haken und der Rundbogenfenster vom Hinrichtungsbau im Strafgefängnis Plötzensee. Der Plötzenseer Totentanz zeigt in locker verbundener Reihe eine Assoziationsfolge von biblischen und gegenwartsbezogenen Themen, welche gegen Menschen gerichtetes Unrecht, Gewalt und Tod darstellen.

Die Tafeln haben folgende Themen: An der Westwand «Kain und Abel», «Tod im Boxing», «Tod im Showbusiness», «Tod eines Demonstranten» und «Tod einer Minderheit». An der Nordwand in zwei voneinander getrennten Dreitafelbildern «Emmausmahl – Abendmahl – Ostern» und «Golgatha in Plötzensee». An der Ostwand «Johannes des Täufers Enthauptung – Massenhinrichtung in Plötzensee – Die Guillotine».

In Analogie zur Marienkirche in Berlin-Mitte wählte man die seit dem 14. Jahrhundert besonders von Deutschland und Frankreich ausgehende Darstellung des Totentanzes. Mit Alfred Hrdlickas Werk wurde zum ersten Mal überhaupt eine Totentanzdarstellung in den Hauptraum einer Pfarrkirche aufgenommen. Gleichzeitig ist es die bis jetzt erste völlige Neuschöpfung eines monumentalen Totentanzes im 20. Jahrhundert.

Neben dem Gemeindezentrum Plötzensee ist auch die evangelische Sühne-Christi-Kirche in Charlottenburg-Nord dem Gedenken an die Opfer von Plötzensee gewidmet.

### **Maria Regina Martyrum**

Katholische Gedenkkirche, Heckerdamm 232

Die Entstehung dieser Gedenkkirche ist eng mit den beiden ersten Deutschen Katholikentagen in Berlin verknüpft. Auf dem 75. Deutschen Katholikentag 1952 in Berlin rief Bischof Wilhelm Weskamp auf Anregung des Berliner Domkapitels zum Bau der Märtyrerkirche auf. 1958 legten die deutschen Katholiken das Gelöbnis ab, die Verwirklichung dieses Gedankens in unmittelbarer Nähe der Hinrichtungsstätte Plötzensee Denkmal werden zu lassen. Das nach einer Anrufung aus der Lauretanschen Litanei benannte und von dem Würzburger Architekten Hans Schädel entworfene Gotteshaus wurde 1963 von Kardinal Döpfner und dem Bischof von Berlin Alfred Bengsch sowie dem französischen Erzbischof von Chamberéry, de Bazelaire, eingeweiht.

Die Gesamtanlage der Gedenkkirche löst Assoziationen an ein Konzentrationslager oder Gefängnis aus, der Glockenturm als Wachturm, der Feierhof als Appellplatz und der Kreuzweg von O.H. Hajek als Todeszaun.

Das Herzstück der Kirche ist ihre Krypta. Die Pietà von Fritz König ist der Mittelpunkt der als Grabanlage gestalteten Gedenkstätte der «Märtyrer für Glaubens- und Gewissensfreiheit» in der Zeit des Nationalsozialismus. Auf den Bodenplatten vor der Plastik sind vier Inschriften angebracht, von denen jedoch nur eine als echtes Grab bezeichnet werden kann. Es ist das Urnengrab von Dr. Erich Klausener, des Leiters der katholischen Aktion, der am 30. Juni 1934 von der SS erschossen wurde.

Zur Linken erinnert eine Inschrift an Dompropst Bernhard Lichtenberg. Seine Grabstätte befindet sich in der St. Hedwigskathedrale in Berlin-Mitte.

Die Inschrift zum Gedenken an den Jesuitenpater Alfred Delp, der in Plötzensee ermordet wurde, wurde zu seinem 40. Todestag 1985 angebracht.

Vor dem Sockel der Pietà befindet sich die Widmung der Gedenkstätte und der ganzen Kirche: «Allen Blutzeugen, denen das Grab verweigert wurde – allen Blutzeugen, deren Gräber unbekannt sind.»

Die Altarwand der Oberkirche wird beherrscht durch das grosse Wandbild von Prof. Georg Meistermann mit dem Thema aus der Apokalypse des hl. Johannes. Prof. Meistermann schreibt zu dem Altargemälde:

«Meine Vorstellung war: Was geschieht mit mir, wenn man mir mitteilt, dass ich morgen früh um fünf gehängt werde? Die Welt zerfällt, reisst auseinander wie stürzende Blöcke, zerfetzt in zerreisende Lappen. Und durch diesen Verfall, durch dieses Zerreißen erscheint die bleibende Verheissung in Symbolen wie Lamm, Auge, sieben Gaben des Hl. Geistes. So steht das Grauen gegen Helligkeit.»

In der Oberkirche ist in der Weihnachtszeit eine Krippe aufgestellt, in der die Figuren der Hirten und der Heiligen Drei Könige von Papst Paul VI., dem griechisch-orthodoxen Metropoliten Athenagoras, Kardinal Preysing, Bischof Dibelius, Pfarrer Metzger, dem Priester und Dichter Ernst Thrausolt und dem Amtsrat Mandrella dargestellt werden.

### **Karmel Regina Martyrium**

Seit 1984 besteht unmittelbar neben der Gedenkkirche Maria Regina Martyrum ein Kloster der Karmeliterinnen. Der primär auf ein Leben des Gebets ausgerichtete Orden geht auf die Reform der hl. Teresa von Avila zurück (1515-1582). Das Karmeliterinnenkloster in der Nähe der Hinrichtungsstätte Plötzensee wurde vom Karmel Heilig Blut, das auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau liegt, gegründet. Die Karmeliterinnen sehen ihre Aufgabe vor allem darin, «sich dem Trend zum Vergessen entgegenzustellen und die Erinnerung an die dunkelste Periode unserer Vergangenheit wachzuhalten in einer persönlichen Betroffenheit.»

### **Nach Widerstandskämpfern benannte Schulen**

Im Bezirk Charlottenburg sind folgende Schulen nach Widerstandskämpfern des 20. Juli 1944 und des Kreisauer Kreises benannt worden:

Dietrich-Bonhoeffer-Grundschule, Spandauer Damm 205 / 215

Goerdeler-Grundschule, Sybelstrasse 20 / 21

Erich-Hoepner-Oberschule, Bayernallee 4 / 5

Mierendorff-Grundschule, Mierendorff Strasse 20

Helmuth-James-von-Moltke-Grundschule, Heckerdamm 212

Poelchau-Oberschule, Halemweg 24

### **Nach Widerstandskämpfern benannte Einrichtungen**

Dr. Erich-Klausener-Haus, Witzlebenstrasse 30

Wilhelm-Leuschner-Saal, Kleiststrasse 19-21, am DGB-Haus

Gerhard-Jacobi-Saal, Gemeindehaus KWG, Lietzenburger Strasse 35

Hermann-Stöhr-Haus, Gemeindehaus der Friedensgemeinde, Angerburger Allee 56

### **Nach Menschen des Widerstandes benannte Strassen und Plätze**

#### **Bernhard-Lichtenberg-Strasse**

Bernhard Lichtenberg, Pfarrer und Stadtverordneter in Charlottenburg, Dompropst in St. Hedwig, Gefängnis Tegel, in Hof auf dem Weg ins Konzentrationslager Dachau 1943 gestorben.

#### **Bonhoeffer-Ufer**

Dr. Dietrich Bonhoeffer, führender Theologe der Bekennenden Kirche, am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet.

Dr. Klaus Bonhoeffer, Rechtsberater der Deutschen Lufthansa, in der Nacht zum 23. April 1945 in Berlin-Moabit ermordet.

Beide unterstützten aktiv die Widerstandsbewegung des 20. Juli 1944.

**Breitscheidplatz**

Dr. Rudolf Breitscheid, Sozialdemokrat, Fraktionsvorsitzender der SPD-Fraktion im Reichstag, Exil in Frankreich, Auslieferung an die Nationalsozialisten 1941, am 24. August 1944 im Konzentrationslager Buchenwald bei einem Luftangriff umgekommen.

**Dahrendorfzeile**

Gustav Dahrendorf, Sozialdemokrat, Reichstagsabgeordneter, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, KZ Ravensbrück, Zuchthaus Brandenburg, starb 1954 an den Spätfolgen seiner Haft.

**Delpzeile**

Pater Alfred Delp, SJ, Mitglied des Kreisauer Kreises, am 2. Februar 1945 in Plötzensee ermordet.

**Emmy-Zehden-Weg**

Emmy Zehden, geb. Windhorst, Ernste Bibelforscherin, versteckte in den Jahren 1940-1942 drei ebenfalls den Zeugen Jehovas angehörende Deserteure, am 9. Juni 1944 in Plötzensee ermordet.

**Friedrich-Olbricht-Damm**

Friedrich Olbricht, Berufssoldat, General, Schlüsselrolle beim Umsturzversuch vom 20. Juli 1944, gemeinsam mit Graf von Stauffenberg, Merz von Quirnheim und Werner von Haeften am 20. Juli 1944 im Hof des Bendlerblocks erschossen.

**Gierkeplatz und Gierkezeile**

Anna von Gierke, Sozialpädagogin, nach ihrer Entlassung 1933 mehrere Gesprächskreise für Oppositionelle, unterstützte rassistisch Verfolgte, starb im April 1943.

**Gloedenpfad**

Das Ehepaar Elisabeth-Charlotte und Dr. Erich Gloeden unterstützte rassistisch und politisch Verfolgte, versteckte General Fritz Lindemann, beide am 30. November 1944 in Plötzensee ermordet.

**Goerdelerdamm**

Dr. Carl-Friedrich Goerdeler, ehemaliger Oberbürgermeister von Leipzig, designierter Kanzler der Regierung der Verschwörer vom 20. Juli 1944, am 2. Februar 1945 in Plötzensee ermordet.

**Habermannzeile**

Max Habermann, Gewerkschaftsführer, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, im Jahre 1944 durch Selbstmord in der Haft gestorben.

**Haeftenzeile**

Hans-Peter von Haeften, Jurist, Widerstandsgruppe im Auswärtigen Amt, hingerichtet am 15. August 1944 in Plötzensee.

Werner von Haeften, Jurist, Oberleutnant, Adjutant von Oberst Graf von Stauffenberg, am 20. Juli 1944 im Hof des Bendlerblocks erschossen.

**Halemweg**

Nikolaus von Halem, Jurist, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 9. Oktober 1944 in Plötzensee ermordet.

**Haubachzeile**

Dr. Theodor Haubach, Journalist, Sozialdemokrat, Kreisauer Kreis, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 23. Januar 1945 in Plötzensee ermordet.

**Heilmannring**

Ernst Heilmann, Jurist, Sozialdemokrat, Reichstagsabgeordneter, 1940 nach 7 Jahren Haft im Konzentrationslager Buchenwald ermordet.

**Hofackerzeile**

Dr. Cäsar von Hofacker, Oberstleutnant und Widerstandskämpfer vom 20. Juli 1944, am 20. Dezember 1944 in Plötzensee ermordet.

**Hüttigpfad**

Richard Hüttig, KPD, Leiter der Häuserschutzstaffeln der KPD in Charlottenburg, 1934 unter falschen Anschuldigungen zum Tode verurteilt und in Plötzensee ermordet.

**Kirchnerpfad**

Johanna Kirchner, Journalistin, verhalf Verfolgten zur Flucht ins Ausland. In Frankreich verhaftet und den Nationalsozialisten ausgeliefert, am 9. Juni 1944 in Plötzensee ermordet.

**Klausenerplatz**

Dr. Erich Klausener, Zentrumsolitiker, Führer der Katholischen Aktion im Bistum Berlin, am 30. Juni 1934 von der SS ermordet.

**Klausingring**

Friedrich Karl Klausing, Hauptmann OKW u. OKH, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, unmittelbar an der Attentatsvorbereitung beteiligt, am 8. August 1944 in Plötzensee ermordet.

**Letterhausweg**

Bernhard Letterhaus, Bandwirker, Christlicher Gewerkschaftsfunktionär, katholischer Widerstand, nach Kriegsbeginn Hauptmann in der Militärischen Abwehr, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 14. November 1944 in Plötzensee ermordet.

**Leuningerpfad**

Franz Leuninger, Gewerkschafter, Stadtverordneter in Breslau, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, Vertrauensmann von Goerdeler und Beck, am 1. März 1945 in Plötzensee ermordet.

**Mierendorffplatz / Mierendorffstrasse**

Dr. Carlo Mierendorff, Sozialdemokrat, Reichstagsabgeordneter, von 1933 bis 1937 in Konzentrationslagern inhaftiert, Mitglied des Kreisauer Kreises, am 4. Dezember 1943 in Leipzig bei einem Luftangriff ums Leben gekommen.

**Nikolaus-Gross-Weg**

Nikolaus Gross, Schriftleiter, christlicher Gewerkschaftsfunktionär, Rheinisch-katholischer Widerstand, am 23. Januar 1945 in Plötzensee ermordet.

**Peter-Buchholz-Weg**

Prälat Peter Buchholz, geb. 31. Januar 1888, Gefängnispfarrer in Essen und Düsseldorf, ab 22. August 1943 katholischer Oberpfarrer des Hinrichtungsgefängnisses Berlin-Plötzensee, Seelsorger vieler zum Tode verurteilter Gegner des Nationalsozialismus auf ihrem Weg zum Schafott.

**Popitzweg**

Dr. Johannes Popitz, Preussischer Finanzminister, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 2. Februar 1945 in Plötzensee ermordet.

**Reichweindamm**

Dr. Adolf Reichwein, Sozialdemokratischer Kulturpolitiker und Pädagoge, Kreisauer Kreis, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 20. Oktober 1944 in Plötzensee ermordet.

**Schneppenhorstweg**

Ernst Schneppenhorst, Sozialdemokrat, Reichstagsabgeordneter, Gewerkschaftsführer, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 24. April 1945 von der SS nahe dem Gefängnis Lehrter Strasse ermordet.

**Schwambzeile**

Ludwig Schwamb, Sozialdemokrat, Regierungsrat in Oppenheim, Staatssekretär beim hessischen Innenminister Wilhelm Leuschner, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 23. Januar 1945 in Plötzensee ermordet.

**Schwanenfeldstrasse**

Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin von Schwanenfeld, Gutsbesitzer, Hauptmann im OKH, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 8. September 1944 in Plötzensee ermordet.

**Stieffring**

Hellmuth Stieff, Generalmajor, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, am 8. August 1944 in Plötzensee ermordet.

**Strünckweg**

Dr. Theodor Strünck, Jurist, Versicherungsdirektor, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, Zusammenarbeit mit Oster und Goerdeler, am 9. April im Konzentrationslager Flossenbürg ermordet.

**Teichgräberzeile**

Richard Teichgräber, Schlosser, Sozialdemokrat, Metallarbeiterverband, Stadtverordneter in Leipzig, sozialdemokratischer Widerstand, 1937 verhaftet, am 25. Februar 1945 im Konzentrationslager Mauthausen ermordet.

**Terwielsteig**

Maria Terwiel, als Halbjüdin zum Abbruch des Jurastudiums gezwungen, Sekretärin, Widerstandsgruppe Schulze-Boysen / Harnack, am 5. August 1943 in Plötzensee ermordet.

**Wiersichweg**

Oswald Wiersich, Maschinenbauer, Sozialdemokrat, Metallarbeiterverband und ADGB, Stadtverordneter in Breslau, Abgeordneter des Provinziallandtages, Mitglied des Preussischen Staatsrates, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, Verbindung zu Leuschner und Beck, am 1. März 1945 in Plötzensee ermordet.

**Wirmerzeile**

Dr. Josef Wirmer, Rechtsanwalt, Zentrums Politiker, Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, brachte den konservativen Flügel der Verschwörer um Carl-Friedrich Goerdeler mit den Sozialdemokraten um Julius Leber u.a. zusammen, am 8. September 1944 in Plötzensee ermordet.

---

## Abkürzungen

---

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
AAU	Amateur Athletic Union
BK	Bekennende Kirche
DC	Deutsche Christen
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DNVP	Deutschnationale Volkspartei
EKKI	Exekutivkomitee der Komintern
HJ	Hitlerjugend
IOC	International Olympic Committee
KAPD	Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands
KJVD	Kommunistischer Jugendverband Deutschlands
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPO	Kommunistische Partei Opposition
KZ	Konzentrationslager
Lie.	Lizentiat, akademischer Grad der Theologie
NB	Neu Beginnen
NKFD	Nationalkomitee Freies Deutschland
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
RB	Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
RFB	Rotfrontkämpferbund
RGO	Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition
SA	Sturmabteilung
SAJ	Sozialistische Arbeiterjugend (der SPD)
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SJV	Sozialistischer Jugendverband (der SAP)
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
Sup.	Superintendent (Kirchenkreisvorsteher)
Z	Zentrum (Katholisch geprägte Partei)

### Bildnachweise

Akademie der Künste (S. 27,111)  
Berlin-Museum (S. 205)  
Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz (S. 201,203)  
Büro Willy Brandt (S. 72)  
Gertrud Brumme (S. 156)  
Bundesarchiv Koblenz (S. 95)  
Canisius-Kolleg (S. 183)  
Deutsches Rundfunkmuseum Berlin (S. 93, 104)  
Irmgard Dietz (S. 181)  
Epiphaniengemeinde (S. 166)  
Evangelisches Zentralarchiv (S. 190)  
Karl J. Germer (S. 81)  
Ilse Gottstein (S. 160)  
Anneliese Groscurth (S. 113)  
Heimatarchiv Charlottenburg (S. 74, 227, 235, 238)  
Heimatmuseum Charlottenburg (S. 173,218, 247)  
Hochschule der Künste (S. 27, 111)

Junius-Verlag Hamburg (S. 61)  
Jüdische Gemeinde zu Berlin (S. 193)  
Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde (S. 144)  
Kirchengemeinde Charlottenburg-Nord (Titelbild)  
Marigard Klumbies-Ohser, Karlsruhe (S. 14)  
Landesbildstelle Berlin (S. 4, 36, 40, 70)  
Horst Lange (S. 16)  
Anna Lehmann (S. 220)  
Luisenkirchengemeinde (S. 152, 153)  
Rosemarie Meyer (S. 222)  
Frau Miechowski (S. 173)  
Pietschker, Rudi (S. 88,91)  
Privatarchiv Wolfgang Eckert (S. 14)  
Privatarchiv Werner Jockeit (S. 54, 55, 103, 150, 158, 165, 185)  
Helene Radeke (S. 211)  
Margarete Rentsch (S. 114, 117)  
Maria Richter (S. 117)  
Dr. Anneliese Groscurth (S. 113)  
Wally Ristau (S. 223)  
Jizchak Schwersenz (S. 208)  
Stegmaier, Käthe (S. 78)  
Technische Universität Berlin (S. 33)  
Elise Tilse (S. 66)  
Frau Wege (S. 132)  
Joy Weisenborn (S. 110)

# Literatur

---

- Adler-Rudel, Jüdische Selbsthilfe unter dem Naziregime 1933-1939, Tübingen 1974
- Adolph, Walter, Erich Klausener, Berlin 1955
- Andreas-Friedrich, Ruth, Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945, Frankfurt am Main 1986
- Beuys, Barbara, Vergesst uns nicht, Menschen im Widerstand 1933-1945, Reinbek bei Hamburg 1990
- Biernat, Karl-Heinz, Kraushaar, Luise, Die Schulze-Boysen / Harnack-Organisation im antifaschistischen Kampf, Berlin 1970 Bonhoeffer, Dietrich, Bilder aus seinem Leben, hrsg. v. Eberhard Bethge u.a., München 1986
- Bonhoeffer, Dietrich, Pfarrer, Berlin-Charlottenburg 9, Marienburger Allee 43, Begleitheft zur Ausstellung, hrsg. v. Vorläufigen Kuratorium Bonhoeffer-Haus, Berlin 1988
- Bonhoeffer, Dietrich, Rowohlts Monographien, dargestellt von Eberhard Bethge, Reinbek bei Hamburg 1988
- Bonhoeffer, Dietrich, Widerstand und Ergebung, München 1962
- Brandt, Willy, Links und frei. Mein Weg 1930-1950, Hamburg 1982
- Bräutigam, Walter, John Rittmeister – Leben und Sterben, Ebenhausen bei München 1987
- Busch, Max W., Die Deutsche Oper Berlin, Berliner Forum 1986
- Bücheler, Heinrich, Generaloberst Hoepner und die Militäropposition gegen Hitler, Beiträge zum Widerstand 1933-1945 Nr. 9, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1985
- Cartarius, Ulrich, von Aretin, Karl Otmar (Hrsg.), Opposition gegen Hitler, Berlin 1984
- Charlottenburg, Teil 1, Die historische Stadt, Historische Kommission zu Berlin (Hrsg.), Berlin 1986
- Charlottenburg, Teil 2, Der neue Westen, Historische Kommission zu Berlin (Hrsg.), Berlin 1985
- Dahl, Peter, Radio. Sozialgeschichte des Rundfunks für Sender und Empfänger. Reinbek bei Hamburg 1983
- Darauf kam die Gestapo nicht, Beiträge zum Widerstand im Rundfunk, Buchreihe des Senders Freies Berlin Berlin 1966
- Das Jugendheim in Bildern, Verein Jugendheim e.V. Charlottenburg, Berlin 1933
- Das Weib schweigt nicht mehr, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Hrsg. Konvent Evangelischer Theologinnen, verantwortlich Dietlinde Cunow, Lilienthal, Göttingen 1990
- Demps, Laurenz, Zwangsarbeiterlager in Berlin 1939-1945, Berlin 1986
- Der Plötzenseer Totentanz im Evangelischen Gemeindezentrum Plötzensee, Schnell Kunstführer Nr. 1316, München / Zürich 1982
- Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Zeitzeugen sprechen, Hrsg. Johannes Steinhoff u.a., München 1989
- Deutschkron, Inge, Ich trug den gelben Stern, Köln 1978
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940, Frankfurt am Main 1980
- Die Antifaschistische Aktion, Dokumentation und Chronik, Mai 1932 bis Januar 1933, Berlin 1965
- Diller, Ansgar, Rundfunkpolitik im Dritten Reich, Rundfunk in Deutschland Band 2, Hrsg. v. Hans Bausch, München 1980
- Dimitroff, Georgi, Reichstagsbrandprozess, Berlin 1946
- Duhnke, Horst, Die KPD von 1933 bis 1945, Köln 1972
- Ebert, Hans, Die Technische Hochschule Berlin und der Nationalsozialismus: Politische «Gleichschaltung» und rassistische «Säuberungen», in: Wissenschaft und Gesellschaft, Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin, hrsg. v. Reinhold Rürup, Berlin / Heidelberg / New York 1979
- Eggebrecht, Axel, Der halbe Weg, Reinbek bei Hamburg 1981
- Ehlert, Margarete, Maria Hessberger zum 80. Geburtstag, Berlin 1950
- Ehrenbuch der Opfer von Berlin-Plötzensee, Berlin 1974
- Engeli, Christian, Gustav Böss. Oberbürgermeister von Berlin 1921 bis 1930, Stuttgart Berlin 1971
- Entartete Musik. Zur Düsseldorfer Ausstellung von 1938. Eine kommentierte Rekonstruktion, Düsseldorf 1988
- Fischer-Defoe, Christine, Kunst Macht

- Politik. Die Nazifizierung der Kunst- und Musikhochschulen in Berlin, Berlin 1987
- Flechtheim, Ossip K., Die KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 1969
- Frese, Hans, Bremsklötze am Siegeswagen der Nation: Erinnerungen eines Deserteurs an Militärgefängnisse, Zuchthäuser und Moorlager in den Jahren 1941-1945. Herausgegeben und mit ergänzenden Beiträgen von Fietje Ausländer und Norbert Haase, Bremen 1989
- Galliner, Nicola u.a., Wegweiser durch das jüdische Berlin. Geschichte und Gegenwart, Berlin 1987
- Galius, Manfred Hrsg., Kirchengemeinden im Nationalsozialismus, Berlin 1990
- Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 245, Bonn 1989
- Gierke, Anna von, Ein Lebensbild, von Marie Baum, Weinheim, Berlin 1954
- Gierke, Anna von, Zum 100. Geburtstag, Berlin 1974
- Grab, Walter. Die jüdische Antwort auf den Zusammenbruch der deutschen Demokratie 1933, Beiträge zum Widerstand 1933-1945, Nr. 34, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1988
- Hassell, Ulrich von, Die Hassell-Tagebücher 1938-1944, Aufzeichnungen vom Anderen Deutschland, Berlin 1989
- Havemann, Robert, Ein deutscher Kommunist, Reinbek bei Hamburg 1978
- Havemann, Robert, Fragen Antworten Fragen, München 1970
- Herrmann-Neisse, Max, Ich gehe, wie ich kam. Gedichte, München, Wien 1979
- Hindemith, Paul, Rowohlts Monographien, Giselher Schubert, Reinbek bei Hamburg 1981
- Hippe, Oskar, ...und unsere Fahne ist rot, Hamburg 1979
- Hoffmann, Peter, Widerstand – Staatsstreich – Attentat, München 1985
- Holmsten, Georg, Deutschland Juli 1944, Düsseldorf 1982
- Juden in Berlin, 1671-1945. Ein Lesebuch. Mit Beiträgen von Annegret Ehmann u.a., Berlin 1988
- Jung, Otmar, Senatspräsident Freymuth, Frankfurt am Main 1989
- Katholischer Deutscher Frauenbund e.V., Festschrift zum 80. Geburtstag von Helene Weber, Köln 1961
- Kähne, Volker, Gerichtsgebäude in Berlin, Berlin 1988
- Klausener, Erich, Zum Widerstand der Katholiken im Dritten Reich, Beiträge zum Widerstand 1933-1945, Nr. 22, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1983
- Köhler, Jochen, Klettern in der Grossstadt, Berlin 1979
- Kühn, Volker, Deutschlands Erwachen. Kabarett unterm Hakenkreuz 1933-45, Weinheim, Berlin 1989
- Lange, Horst H., Jazz in Deutschland, Berlin 1966
- Lehrstücke in Solidarität, Briefe und Biographien deutscher Sozialisten 1945-1949, hrsg. v. Helga Grebing, Stuttgart 1983
- Leipold, Johannes, Richard Hüttig, unveröffentlichtes Manuskript, Berlin 1990
- Lemmer, Ernst u.a., Antifa-Taschen-Jahrbuch 1946, Berlin 1946
- Letzte Briefe zum Tode Verurteilter 1939-1945, München 1962
- Lewy, Guenter, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, München 1965
- Liedtke, Eleonore, Die Überwindung der Diaspora. Die Entwicklung der katholischen Kirche in Charlottenburg, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, Teil 1, Heft 3, Juli 1980 und Teil 2, Heft 4, Oktober 1980
- Lösche, Peter, Ernst Heilmann. Ein Widerstandskämpfer aus Charlottenburg, Berlin 1981
- Lühe, Irmgard von der, Eine Frau im Widerstand. Elisabeth von Thadden, Hildesheim 1989
- Mann, H.G., Prozess Bernhard Lichtenberg, Berlin 1977
- Maria Regina Martyrum, Schnell Kunstführer Nr. 1703, München / Zürich 1988
- Meier, Kurt, Der evangelische Kirchenkampf. Gesamtdarstellung in drei Bänden, Göttingen 1984
- Meldungen aus dem Reich 1938-1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, hrsg. v. Heinz Boberach, Herrsching 1984
- Metzger, Karl-Heinz, Dunker, Ulrich, Der Kurfürstendamm, Berlin 1986
- Milde, Maria, Berlin Glienicker Brücke, Berlin 1978
- Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung, Hrsg. Hans-Adolf Jacobsen, 2 Bände, Stuttgart 1989
- Oschilewski, Walther G., Lebensspuren, Berlin 1964
- Ossietzky, Carl von und das politische Exil. Die Arbeit des «Freundeskreises Carl von Ossietzky 1933-1936, Hrsg. Hamburger Arbeitsstelle für deutsche

- Exilliteratur, Hamburg 1988
- Paucker, Arnold, Jüdischer Widerstand in Deutschland, Beiträge zum Widerstand 1933-1945, Nr. 37, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1989
- Petersen, Jan, Unsere Strasse, Berlin 1958
- Petersen, Jan, Die Bewährung, Berlin und Weimar 1975
- Poelchau, Harald, Die Ordnung der Bedrängten, Berlin 1963
- Poelchau, Harald, Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers, Berlin 1949
- Pünder, Marianne, 1917-1967. 50 Jahre Katholische Schule für Sozialarbeit, Berlin 1967
- Rewald, Ilse, Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben, Beiträge zum Widerstand 1933-1945, Nr. 6, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1985
- Riedel, Heide, 60 Jahre Radio, Deutsches Rundfunk-Museum Berlin, 1983
- Rothfels, Hans, Deutsche Opposition gegen Hitler, Frankfurt am Main 1977
- Rowohlts, Ernst, Rowohlts Monographien, v. Paul Mayer, Reinbek bei Hamburg 1967
- Röhm, Eberhard; Jörg Thierfelder, Evangelische Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz, Stuttgart 1981
- Röhm, Eberhard; Jörg Thierfelder, Juden, Christen, Deutsche 1933-1945, Stuttgart 1990
- Sandvoss, Hans-Rainer, Widerstand in einem Arbeiterbezirk (Wedding), Berlin 1983
- Sandvoss, Hans-Rainer, Widerstand in Steglitz und Zehlendorf, Berlin 1986
- Sandvoss, Hans-Rainer, Widerstand in Spandau, Berlin 1988
- Sandvoss, Hans-Rainer, Widerstand in Neukölln, Berlin 1990
- Scheel, Klaus, Krieg über Ätherwellen. NS-Rundfunk und Monopole 1933-1945, Berlin 1970
- Schon damals fingen viele an zu schweigen..., Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933-1945, BW von Charlottenburg (Hrsg.), Berlin 1986
- Schottlaender, Rudolf, Antisemitische Hochschulpolitik: Zur Lage an der Technischen Hochschule Berlin 1933 / 34, in: Wissenschaft und Gesellschaft, Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin, hrsg. v. Reinhold Rürup, Berlin / Heidelberg / New York 1979
- Schöllgen, Gregor, Ulrich von Hassell 1881-1944. Ein Konservativer in der Opposition, München 1990
- Schönberg, Arnold, Rowohlts Monographien, v. Eberhard Freitag, Reinbek bei Hamburg 1973
- Schulz-Koehn, Dietrich, Let's swing, Köln 1979
- Schütte, Dieter, Charlottenburg, Berlin 1988
- Schwersenz, Jizchak, Die versteckte Gruppe, Berlin 1988
- Sonnenfeld, Herbert, Ein jüdischer Fotograf in Berlin 1933-1938, Berlin Museum, Abteilung Jüdisches Museum, Berlin 1990
- Spuren der Ästhetik des Widerstandes. Berliner Kunststudenten im Widerstand 1933-1945, Pressestelle der Hochschule der Künste Berlin (Hrsg.), Berlin 1984
- Spurensicherung des Widerstands und Alltags im Faschismus in Charlottenburg, Berliner Geschichtswerkstatt e.V., Berlin 1983
- Strauss, Richard, Rowohlts Monographien, Reinbek bei Hamburg 1968
- Suhr, Elke, Carl von Ossietzky. Pazifist – Republikaner – Widerstandskämpfer, Köln 1988
- Swing Heil, Jazz im Nationalsozialismus, Bernd Polster (Hrsg.), Berlin 1989
- Szende, Stefan, Zwischen Gewalt und Toleranz, Frankfurt am Main / Köln 1975
- Szepansky, Gerda, Frauen leisten Widerstand: 1933-1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten, Frankfurt am Main 1983
- Tagesspiegel, Der v. 29.4. u. 20.5.1984, Kontroverse um den Heeresrichter Dr. Karl Sack
- Thälmann, Ernst, Rowohlts Monographien, v. Hannes Heer, Reinbek bei Hamburg 1975
- Uhlmann, Walter, Metallarbeiter im Antifaschistischen Widerstand, Beiträge zum Thema Widerstand 1933-1945, Nr. 21, Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1982
- Uhlmann, Walter, Sterben um zu Leben. Politische Gefangene im Zuchthaus Brandenburg Görden 1933-1945, Köln 1983
- Verwaltungsbericht der Bezirksverwaltung Charlottenburg, 1. April 1932 bis 31. März 1936, Hrsg. Der Bezirksbürgermeister des Verwaltungsbezirks Charlottenburg der Reichshauptstadt Berlin, Berlin 1937
- Voss, Karl, Reiseführer für Literaturfreunde, Berlin 1980
- Wardetzky, Jutta, Theaterpolitik im faschistischen Deutschland, Berlin 1983
- Weber, Hermann, Demokratischer Kommunismus, Berlin 1979

- Weisenborn, Günther, Memorial, München 1948
- Weisenborn, Günther, Der lautlose Aufstand, Hamburg 1953 und Neuauflage, Frankfurt am Main 1974
- Weisenborn, Günther, Weisenborn, Joy, Einmal lass mich traurig sein. Briefe, Lieder, Kassiber 1942-1943, Frankfurt am Main 1989
- Weiss, Peter, Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt am Main 1980
- Weiss, Michael, Günter-Kaminski, Michael, «...als wäre es nie gewesen.» Juden am Ku'damm, Berlin 1989
- Wendland, Walter, Kirchenkampf in Berlin (unveröffentlichtes Manuskript im Evangelischen Zentralarchiv Berlin), Berlin o.J.
- Wistrich, Robert, Wer war wer im Dritten Reich?. Ein biographisches Lexikon, Frankfurt am Main 1987
- Zerstört Besiegt Befreit. Der Kampf um Berlin bis zur Kapitulation 1945, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1985
- Zipfel, Friedrich, Kirchenkampf in Deutschland 1933-1945, Berlin 1965
- Zwerin, Mike, La Tristesse de Saint Louis. Swing unter den Nazis, London 1985

# Personenverzeichnis

---

- Abegg, Elisabeth 210  
Abicht, Martha 174, 176  
Abrahamsohn, Heinz 209  
Abromeit, Georg 210  
Ackermann (Familie) 157  
Ackermann, Kurt (SPD) 6, 75  
Adenauer, Konrad 181  
Adler, Bruno (Pseudonym Urban Roedel) 14  
Adler-Rudel, S. 192,201  
Ahé, Kurt von der (SA) 10, 43 f.  
Alberti (Kaufmann) 15  
Albertz, Martin, Pfarrer (BK) 132, 140, 149, 167  
Albrecht, Eberhard (KPD) 64, 68  
Albrecht, Erich 61 f.  
Albrecht, Harald 64, 68  
Albrecht, Heinz (SAP) 63 f. 68 ff.  
Alexander, Dr. Kurt 195  
Andersen, Lale 13  
Andreas-Friedrich, Ruth 248  
Antoine, Herbert 93, 104 f.  
Arend (KPD) 42  
Arendt, Heta, geb. Löwe 152  
Arenhövel 97  
Arndt, Martin, Vikar 139  
Arnold, Hildegard, geb. Knies 210  
Aron, Manfred 56  
Asch, Frau 219  
Assmussen, Hans, Pfarrer (BK) 133  
Athenagoras, Metropolit 253  
August-Wilhelm, Prinz von Preussen 53 f.  
Augustin, Karl 10  
Bab, Julius 204  
Baeck, Leo 7, 194 ff., 205  
Ballestrem-Solf, Lagi Gräfin von 178  
Ballo, Amalie 212  
Ballo, Paul 212  
Baltzer, Käthe 139 f.  
Bares, Nikolaus 179, 186, 188  
Barich, Irmgard 101  
Barlach, Ernst 30  
Barlog, Ferdinand L. 13  
Barth, Karl 127, 133  
Bartning, Otto 155 f.  
Bastian, Max, Admiral 226, 233, 236  
Baum, Marie 174 f., 176  
Baumann, Edith (SJV) 63  
Bazelaire, de (Bischof) 252  
Bäumer, Gertrud 175  
Beck, Gad 209  
Beck, Ludwig 118, 120, 236  
Beck, Miriam 209  
Beck, Pfarrer (BK) 131  
Becker, Carl 49  
Becker, Pfarrer (BK) 131, 163  
Beek, Cato Bontjes van 233  
Behrmann, Leonie 25 f.  
Bell, George Kennedy 127  
Belleville, Fritz 60  
Bender, Eugen 157 f.  
Bendix, Alice 171, 174  
Bensch, Alfred, Bischof 252  
Berger, Hanna 111  
Berggrav (Bischof) 127  
Bergmann, Fritz von 117  
Bergtel, Rudi 111  
Berlin, Irving 17  
Bernau, Gertrud 225  
Bernhard, Georg 34  
Berning (Bischof) 182  
Bernstein, Abraham 209  
Bethge, Eberhard 127 ff.  
Bieber (KPD) 42  
Biedenbach, Raymund 236  
Bienert, Frau (Fleischerei) 210  
Bill, Claus 92  
Birk, Helmut 151, 153 f.  
Biron (Reichskriegsgerichtsrat) 227, 229  
Bleier, August, Pfarrer 158 ff.  
Bloch, Ernst 211  
Bloch, Klara, geb. Begall 102, 211  
Block, Herta 45  
Blomberg, Werner von 227  
Blümke, Familie 221  
Bodelschwingh, Friedrich von (BK) 127, 133 f., 135 f., 138 f.  
Bohner, Theodor 104  
Bonhoeffer, Dietrich 6, 123, 125 ff., 131, 133, 136, 138, 230, 250, 253  
Bonhoeffer, Klaus 6, 127, 130, 250  
Bonhoeffer, Emmy 130  
Bonhoeffer, Paula, geb. von Hase 125, 130  
Bonhoeffer, Prof. Karl 125 ff., 130  
Borchardt, Leo 248  
Borcherdt, Willi (KPD) 42  
Borning, Pfarrer (DC) 158  
Bornkamm, Prof. 148  
Borris, Siegfried 25  
Bosch, Robert 175  
Bose, Herbert von 187  
Böhm, Diakon 157  
Böhm, Ernst 110  
Böhm, Hans, Pfarrer (BK) 148  
Böss, Gustav 8, 79

Brandt, Günter 248  
 Brandt, Willy (SAP) 63, 69, 71 ff.  
 Brasch, Herta 112  
 Brauchitsch, Walter von 226  
 Braun (KPD) 42  
 Braun, Alfred 94 f.  
 Braun, Otto (SPD) 59, 74  
 Braune, Agnes-Marie 177 f.  
 Braune, P. (Pfarrer) 127  
 Brämert, Manfred 237  
 Brecht, Bert 12, 30  
 Bredow, Diana von 240  
 Bredow, Hans 93 ff., 104  
 Bredow, Ferdinand E. von 187, 240  
 Bredow, Hannah von 240  
 Bredow, Philippa von 240  
 Breisach, Paul 29  
 Breitscheid, Rudolf 250, 254  
 Briefs, Prof. Goetz 33  
 Brill, Hermann C. 68  
 Brockdorf, Gräfin Erika von 233  
 Brodsky, Erwin 25  
 Broser, Wladimir 112  
 Bruck, Emanuel 45  
 Brundage, Avery 35 ff.  
 Brunstäd, Friedrich 133  
 Brüngen, Kurt 101  
 Brüning, Elfriede 45  
 Brüssow, Ingeborg 153  
 Buber, Martin 205  
 Buchheister, Werner 73  
 Buchholz, Peter, Pfarrer 241 ff., 255  
 Buhre, Werner 13  
 Burgemeister, Ida 56  
 Bussian, Elisabeth 212  
 Bussian, Renate 212  
 Bussian, Walter 212  
 Buttermilch, Frau 180  
 Büngener, Erich 212, 213  
 Büngener, Erika 212, 213  
 Canaris, Wilhelm 123, 129 f., 230  
 Carius, Herbert (KPD) 44  
 Carlbergh, Ernst (SPD) 74 f.  
 Caro (Deckname Walter) 112  
 Cholleck, Walter 62  
 Chones, Leopold (Poldi) 209  
 Churchill, Winston 99  
 Classen, Gertrud 25 f.  
 Claudel, Paul 175  
 Claudius 164  
 Cleve, Gertraut von 225  
 Cohn, Benno 200  
 Collm, Ludwig 210  
 Collm, Steffi 210  
 Collm, Susanne 210  
 Coppenrath, Pfarrer 188  
 Coppi, Hans 233  
 Courvosier, Prof. 128  
 Cremer, Fritz 25 ff., 110 f.  
 Curtius, Ernst 174  
 Dahrendorf, Gustav 122, 254  
 Daniel, Oskar 25  
 Dawidowicz, Günther (Arje) 208 f.  
 Delbrück, Justus 127, 129 f.  
 Delp, Alfred, Pater SJ 253, 254  
 Denda, Emil 150  
 Denda-Birk, Luise 151  
 Derz, Wolfgang 13  
 Deutschkron, Ella 216 f.  
 Deutschkron, Inge 210, 216  
 Deutschkron, Martin 216  
 Dibelius, Otto (BK) 125, 135 f., 162, 253  
 Dimitroff, Georgi 66, 250  
 Doeschner, Herbert 77  
 Dohnanyi, Christine, geb. Bonhoeffer 127 ff.  
 Dohnanyi, Hans von 126 ff., 230  
 Donath, Otto 99  
 Dorsch, Käthe 13  
 Dose, Heinz 24  
 Dovifat, Prof. Emil 187  
 Döblin, Alfred 12, 26  
 Döpfner, Kardinal 252  
 Drescher, Walter (KPD) 42 ff.  
 Drucker, Erich (SAP) 63 ff., 68, 247  
 Drüsedau, Pfarrer (BK) 143  
 Dubnack, Erna 10, 213 f.  
 Duda, Fritz 25 f.  
 Dullus, Allen W. 123  
 Dyk, Leo 105  
 Dzyk, Fritz (KPD) 43  
 Eberhardt (Familie) 157  
 Ebert, Carl 29  
 Ebert, Friedrich 95  
 Eckel, Hans 45  
 Eger, Gen. Sup 146  
 Eger, Georg 164  
 Eggebrecht, Axel 12  
 Ehlert, Margarete 180  
 Ehn, Leonore 31 f.  
 Ehrenström, Nils 128  
 Eichstädt, Bäckerei 225  
 Eisenblätter, Charlotte 6  
 Eisler, Hanns 25  
 Eisner, Anita 213  
 Eisner, Bruno 25  
 Eisner, Kurt 213  
 Elkeies, Heinrich 197  
 Eloesser, Arthur 205  
 Eltz-Rübenach, Paul Freiherr von 182  
 Enck 74  
 Engelke, D., Pfarrer (DC) 147  
 Epelstein, Dr. 221  
 Ephraim, Hilde 68  
 Eppstein, Paul 196  
 Erlanger, Henry 106  
 Ernst, Karl (SA) 53 f.

Etté, Bernhard 16  
 Eulenburg, Philipp zu 106  
 Fabian 164  
 Fein, Maria 13  
 Feist, Otto 150, 154 f.  
 Feiweles, Margot 209  
 Fenner, Stephanie 170  
 Fergusson, Marie-Luise 229  
 Feuchtwanger, Lion 25  
 Feuermann, Emanuel 25  
 Finck, Werner 13  
 Findeisen, Anne-Lotte 24  
 Fischer 164  
 Fischer, Erich (KPD) 49  
 Fischer, Gerhard, Pfarrer (BK) 131, 140  
 Fix, Kurt-Walter 105  
 Fleischer (KPD) 42  
 Fleischer, Edith (verh. Walz) 67  
 Flesch, Hans 94 ff.  
 Fleschenbuerg (KPD) 42  
 Florin, Wilhelm (KPD) 25  
 Forell, Birger 128  
 Franck, Prof. Philipp 24  
 Francke, Hans, Pfarrer 161  
 Friedrichsdorf, Ilse 167  
 Freier, Recha 197, 250  
 Freisler, Roland (VGH) 101, 115, 127, 178  
 Freitag, D. Albert (DC) 134, 145, 160, 162 f.  
 Frese, Hans 244 f.  
 Frey, Erich (SAP) 64, 66  
 Freymuth, Arnold 34  
 Frick, Heinz 246  
 Friedemann (Ehepaar) 210  
 Friedemann, Friedel 210  
 Friedländer, Martin (SPD) 79 f.  
 Friedländer, Paul 25  
 Friedrich, Ehepaar 170  
 Frisch, Rittmeister von 227  
 Frischmuth, Gertrud, Vikarin (BK) 131, 170  
 Fritsch, Freiherr Werner von 226 f.  
 Fritze, Major 236  
 Frohnert, Christel 17  
 Fröhlich, Gustav 206  
 Frölich, Paul (SAP) 63  
 Fuchs, (Familie) 217  
 Furtwängler, Wilhelm 28  
 Gaasland, Gunnar 71  
 Gaede, Frau 155  
 Galen, Bischof Graf von 175, 180, 188  
 Gatschke, Herbert (SA) 10  
 Gehre, Ludwig, Hauptmann d.R. 230  
 Geiger, Dr. 104  
 Geigowsky, Willy (KPD) 55  
 Gensichen, Pfarrer (BK) 131  
 George, Heinrich 29 ff.  
 Gerlach, Hellmut von 21 f., 34  
 Germer (Familie) 80 f.  
 Germer, Karl (SPD) 80 ff.  
 Germer, Karl J. (SPD) 80 ff.  
 Germer, Maria 81  
 Gerschwin, George 17  
 Gerstel, Wilhelm 27, 110  
 Gerstenmaier, Eugen 118 f., 204  
 Gide, André 47  
 Gierke, Anna von 127, 159, 171 ff., 176 f., 254  
 Gierke, Lili von, geb. Loening 171  
 Gierke, Prof. Otto von 171  
 Gies, Prof. Ludwig 25, 110  
 Giesecke, Heinrich 94 f.  
 Gisevius, Hans-Bernd 118, 123, 127  
 Gloeden, Elisabeth-Charlotte 6, 119, 254  
 Gloeden, Dr. Erich 119, 254  
 Glogner, Erna 164, 166  
 Goebel, Joh. 148  
 Goerdeler, Carl Friedrich 85, 118, 120 f.,  
     123, 177, 253, 254  
 Goering, Hedwig 209, 215  
 Goetze, Ursula 109  
 Goldstein, Evelyn 210  
 Goldstein, Hertha 210  
 Gollnow, Herbert 233  
 Gollwitzer, Helmut 175  
 Goltzen, Herbert, Pfarrer (BK) 137 f.  
 Gordon, Pfarrer (BK) 131, 206  
 Gostomski, Viktor von 241  
 Gottstein, Ilse 159  
 Görnandt, Sup. 133  
 Graetsch (Architekt) 116  
 Grapp, Walter 114  
 Graudenz, John 233  
 Grauer, Elisabeth, (BK) 131, 167  
 Grevemeyer, Max (DC) 134, 162  
 Grimm, Herbert (SAP) 68 ff.  
 Grimme, Adolf 159, 233  
 Grodka, Günther (SPD) 74 f., 215 f.  
 Grodka, Rainer 215  
 Grodka, Wally 215 f.  
 Grosch, Götz (BK) 131, 141, 148  
 Groscurth, Georg 112 ff.  
 Grossmann, Kurt R. 21  
 Grosz, George 160, 250  
 Gross, Nikolaus 180, 255  
 Grossmann, Oskar 62  
 Grossmann, Otto, Pfarrer (BK) 135  
 Groth, Heinz (SPD) 76  
 Gruner, Isa 172 ff. 176  
 Grunwald, Kurt (SAP) 64, 66  
 Grüber, Heinrich, Pfarrer (BK) 206, 208  
 Grüger, Dr. 113  
 Grüger, Frau 216  
 Gründgens, Gustav 29 f.  
 Grüneberg, Otto (KPD) 39 f., 43, 250  
 Grüneisen, Pfarrer 154  
 Grüner, Prof. D. Victor 149  
 Grünewald, Dr. Max, Rabbiner 195

Grünfeld, Fritz 15  
Grütmacher, Charlotte 216  
Grzesinski, Albert 122  
Guardini, Prof. Romano 175, 179, 250  
Gullbring 113  
Gumz, Emma 216  
Gumz, Franz 216  
Guttemberg, Freiherr von 128  
Gü (Pseudonym eines Graphikers) 45  
Günther, Prof. 116  
Gürtler, Pfarrer (BK) 131, 170  
Haack, Pfarrer 165  
Haas, Walter 62  
Habermann (Familie) 56  
Habermann, Max 85, 254  
Hadamovsky, Eugen 95  
Haecker, Theodor 179 f.  
Haeften, Hans-Peter von 254  
Haeften, Werner von 124, 240, 254  
Hahn (Brüder) 18  
Hahn, Herbert 50, 54, 56  
Hahn-Warburg, Lola 205  
Haiber, Herbert 56  
Hajek, O.H. 252  
Halem, Nikolaus von 127  
Hallermann, Ernst 208, 215  
Hamel, Paula 72  
Hammelsbeck, O. 128  
Hampel, Stefan 226  
Harder, Günter (BK) 166  
Harms, Johannes 231  
Harmsen, Henning 17  
Harnack, Arvid 106, 109, 180, 232 ff., 239, 242  
Harnack, Ernst von 127  
Harnack, Falk 110  
Harnack, Mildred 233, 239  
Harnack, Prof. Adolf von 176  
Harnecker, Walter (KPD) 42, 55  
Hartke, Wilhelm 114, 117  
Hartmann, (Landgerichtsdirektor) 66  
Hase, Paul von, Generalleutnant 124, 127, 130, 250  
Hassel, Johann Dietrich von 120 f.  
Hassell, Almuth von 121  
Hassell, Fey von 121  
Hassell, Ilse von 119, 121  
Hassel, Ulrich von 6, 85, 118, 119 ff., 123, 178, 250  
Hatschek, Dr. 114  
Haubach, Theodor 6, 22, 122, 254  
Hauk, Pfarrer (DC) 141, 144, 146, 149  
Haupt, Peter Werner 37  
Havemann, Robert 112 ff.  
Heidenreich, Pfarrer 149  
Heilmann, Ernst (SPD) 6, 23, 82 f., 94 f., 254  
Heilmann, Horst 233  
Heim, Karl 133  
Heimann, Dr. 169  
Heimannsberg, Magnus 74  
Hein, Dr. 169  
Heine, Heinrich 30  
Heinitz, Eva 25  
Heinrich, Karl 122  
Heinzel, Fritz, Vikar 135 f.  
Heiss, Alfred Andreas 231  
Heitz, General 226  
Hell (SA) 53 f.  
Hemmerling, Otto 101  
Henderson, Jimmy 17  
Henicke, Ella 101  
Henk, Emil 122  
Henke, Clemens 56  
Henschel, Moritz 197  
Hentig, Otto von 196  
Hermann, Georg 205  
Herrnried, Robert 25  
Herrmann, Liselotte 242  
Herrmann-Neisse, Max 12, 250  
Hertel, Pfarrer 165  
Herzl, Theodor 191  
Hess, Richard 251  
Hessberg, Paul 77  
Hessberger, Maria 179 f.  
Heubner, Prof. 116  
Heuss, Theodor 175  
Heuss-Knapp, Elly 175, 176  
Heyl, Hedwig 171  
Hildebrandt, Franz 138  
Hilpert, Heinz 29  
Himpel, Helmut 233  
Hindemith, Paul 28, 250  
Hindenburg, Paul von 95, 168  
Hinkel, Hans (NSDAP) 24, 205  
Hinz, Eduard 114  
Hippe, Gertrud 59 ff.  
Hippe, Oskar 40, 59 ff.  
Hirsch, Otto 195 f.  
Hirsch, Fritz 29  
Hirsch, Helmut 92  
Hirsch, Paul (SPD) 83  
Hirsch, Werner (KPD) 47  
Hitzgrath, Pfarrer (BK) 140, 154  
Hoepner, Erich 6, 253  
Hofacker, Dr. Cäsar von 254  
Hofer, Prof. Karl 25  
Hoff, Pfarrer (DC) 162  
Hoffmann, Charlotte 173  
Hoffmann, Dr. Jacob, Rabbiner 195  
Hoffmann, Ernst 204  
Hoffmann, Frl. von 119  
Hoffmann, Gustav (SAJ) 87  
Hoffmann, Hans Georg 241  
Hofmann, Richard 51  
Holmsten, Georg 124  
Holstein, Horst 142

Holz, Rudolf 64  
 Holze, Karl (SPD) 75  
 Honecker, Erich 117  
 Horlitz, Albert 9  
 Horn, Dr. Siegfried 124  
 Horowitz, Abraham 195  
 Hossenfelder, Joachim (DC) 133 ff.  
 Höcker, Carla 100  
 Höss, Johannes 246  
 Hössler, Albert (KPD) 111  
 Höth, Else 50, 217  
 Höth, Viktor (KPD) 50, 217  
 Hrdlicka, Alfred Titelbild, 250  
 Huch, Ricarda 26, 174, 176  
 Huelsenbeck, Richard 109  
 Hugenberg, Alfred 11  
 Huhn, Willy 64  
 Husemann, Marta 107  
 Husemann, Walter 107, 233  
 Hussong, Friedrich 11  
 Huth 164  
 Hünicke, Hedwig 22  
 Hüppgens, Theodor 104  
 Hüttig, Richard (KPD) 6, 39, 43 ff., 242, 250, 254  
 Igelhoff, Peter 16  
 llberg, Rosi 45  
 llberg, Werner 45  
 Ils, Hans (SAP) 63  
 Israel, Charlotte, geb. Press 217 ff.  
 Israel, Julius 217  
 Jacob, Felix 114  
 Jacob, Franz 31,85  
 Jacob, Günther (BK) 137 f.  
 Jacob, Käthe 25  
 Jacobi, Gerhard (BK) 6,131,132 ff., 135 ff., 141 ff., 167, 174, 253  
 Jacobs, Helene 208  
 Jacobsohn, Edith 22  
 Jacobsohn, Siegfried 21  
 Jahnke, Ernest Lee 35  
 Jannasch, W., Pfarrer 128  
 Jäger, (DC) 134 f.  
 Jägerstätter, Franz 231  
 Jeep, Walter 133  
 Jeidels, Stefan 25  
 Jessen, Dr. Sydney 240  
 Joel, Ilse (SAP) 54, 64, 66  
 Jogmin, Ernst Otto 219  
 Johannes, Pater 128  
 John, Hans 128, 130  
 John, Otto 128  
 Joost, Oskar 16  
 Josef, Hermann 221  
 Josephthal, Dr. Georg 195  
 Jung, Edgar 187  
 Jurtschat, Margot 101  
 Jünger, Ernst 175  
 Kabitzki, Erich 100  
 Kaiser, Jakob (Z) 84 f.  
 Kaleske, Reinhold (KPD) 49  
 Kaléko, Mascha 14, 250  
 Kamps, Heinrich 24  
 Kanter, Ernst 230  
 Kantorowicz, Ester 212, 213  
 Kantorowicz, Kurt 212, 213  
 Kanz, Rudolf 153  
 Kapler, D. 134  
 Karminski, Hannah 199  
 Karow, Gen. Sup. 135, 163  
 Karsch, Walter 22  
 Kasper, Hans 99 f.  
 Katz, Günther Alexander 206  
 Kaufmann, Dr. Franz 208  
 Kaufmann, Heinz 78  
 Kaufmann, Louis (Pseudonym Hans Koeser) 45  
 Kaul, Walter 105  
 Kästner, Erich 13, 19 f., 90, 206  
 Keil, Günter (SJV) 54, 63  
 Keinhoff, Eberhard 13  
 Kellermann, Bernhard 26  
 Kellotat, Gerhard (KPD) 48 f.  
 Kempner, Robert M.W. 22  
 Kerr, Alfred 25  
 Kerrl, Hanns 146  
 Kesen, Heinrich 141  
 Kesten, Hermann 12  
 Kiaulehn, Walther 13  
 Kiep, Otto Carl 176 ff.  
 Kiep, Hanna 178  
 Kiepenheuer, Gustav 12  
 Kiepert 164  
 Kindt-Kiefer 177  
 Kirchner, Johanna 255  
 Kirsch, Siegfried 153  
 Klaffert, Hans (KPD) 39  
 Klapproth, Erich (BK) 166  
 Klatt, Fritz 175  
 Klausener, Erich 6, 182, 186 ff., 252 f. 255  
 Klausing, Friedrich Karl 255  
 Klee, Dr. Alfred 195  
 Kleemann (SPD) 76  
 Klein, Charlotte 219  
 Klein, Prof. Cesar 25  
 Kleist auf Wendisch-Tychow, von 126  
 Klepper, Jochen 96 f.  
 Klingenberg, Paul-Friedrich (BK) 131, 150 ff., 157  
 Kloss, Hans 130  
 Kluczynski, Hans 47 f.  
 Kluczynski, Martha 47 f.  
 Knauf, Erich 14 f.  
 Knieper, Eva 108  
 Knobloch 130  
 Knoepfke, Friedrich Georg 95

Knopf, Max 101  
 Knopf, Rudolf 153  
 Koch, Karl (BK) 137  
 Koch, Prof. Waldemar 32 f.  
 Koeth, Minister a.D. 33  
 Kolasa (KPD) 42  
 Kollontai, Alexandra 119  
 Kollwitz, Käthe 25 f.  
 Kolosche, Fritz (KPD) 42  
 Koopmann (DC) 146  
 Koppe 170  
 Kortzfleisch, Joachim von, General 123 f.  
 Koskull, Josi von 119  
 Kost, Pfarrer (DC) 147  
 Kowalski 48  
 Köbel, Eberhart (Pseudonym «Tusk») 91 f.  
 Köhler, Max (SAP) 63, 66 f., 71  
 König, Fritz 252  
 König, Lothar, Pater 182  
 Körschgen, Frau 224  
 Kramer, Mario 175  
 Kranz, Werner 56 f.  
 Kranz, Willi 241  
 Kraus, Werner 233  
 Krause, Reinhold (DC) 138 f.  
 Krause, Pfarrer (NSDAP) 165  
 Kreidler, Leo 204  
 Kreiser, Walter 21  
 Kreiten, Karlrobert 243  
 Krenker, Prof. Daniel M. 32 f.  
 Kreutzer, Leonid 25, 205  
 Kreuzberg, Willi (KPD) 48 f.  
 Kroppenstedt, Pfarrer 154  
 Krukenberg, 93  
 Kuckhoff, Adam 180  
 Kuckhoff, Greta 180, 233  
 Kuhn, Joachim, Major 235  
 Kunz, Georg (SAP) 68 ff.  
 Kurowsky, Fanny von 177 f.  
 Kurtz, Walter, Pfarrer (BK) 143  
 Küchenmeister, Walter 107  
 Kühl, Max 15  
 Künneth, Lie. W. 132 f.  
 Laban, Rudolf von 37  
 Langerhans, Heinz 77  
 Lagerlöf, Selma 175  
 Lagro, Frau 220  
 Lahs, Prof. Curt 24  
 Lamas, Carlos Saavedra 24  
 Lampe, Friedo 13  
 Landauer, Gustav 174  
 Landenberger, Dr. Leopold 195  
 Lang, Franz (KPD) 50  
 Lang, Joseph (SAP) 63  
 Lange, Bruno (Firma) 183  
 Lange, Erich (KPD) 39, 43  
 Lange, Horst 15  
 Langosch, Martha 79  
 Laube, Walter (KPD) 51  
 Lebas, Jean Babtiste 236  
 Leber, Julius 85, 104 f., 122  
 Leberke, Walter 94  
 Leder (KPD) 42  
 Leese (KPD) 42  
 LeFort, Gertrud von 175  
 Legal, Ernst 29  
 Lehmann, Anna 220, 232  
 Lehmann, Berthold 220  
 Leibholz, Prof. Gerhard 127  
 Leibholz, Sabine, geb. Bonhoeffer 127  
 Lejeune-Jung, Dr. Paul 6, 121, 123  
 Lembke, Robert 51  
 Lemmer, Ernst (Z) 74  
 Lenz, Erwin 56 ff.  
 Lerpsch, Michael 231  
 Leschnick, Margarete 220 f.  
 Leschnick, Paul 220 f.  
 Leschnitzer, Franz 21  
 Lesser, Dr. Friedrich Karl 206  
 Letterhaus, Bernhard 124, 255  
 Leuninger, Franz 255  
 Leuschner, Elisabeth 85  
 Leuschner, Wilhelm 6, 22, 81, 83 ff., 121, 123,  
 250, 253  
 Levi (Familie) 220  
 Levi (Familie) 221  
 Levi, Albert 221  
 Levi, Günter (später Goeffry Lester) 221  
 Levy, Kurt 197  
 Ley, Robert (NSDAP) 84, 186  
 Lichtenberg, Bernhard 6, 179, 250, 253  
 Lichtenstein (BK) 131, 154, 164 ff.  
 Lichtwitz, Ludwig 248  
 Liebermann, Max 205  
 Liebold, Gerhard 231  
 Liepmann, Erich 204  
 Lilje, Hanns (BK) 133  
 Linck, Pfarrer 133  
 Lindemann, Frau 112  
 Lindemann, Fritz, General 119  
 Lindemeyer, Friedrich, Pfarrer 157  
 Lindenberg, Kurt 225  
 Linsel, Paul 164  
 Liphardt, Elisabeth 144  
 Lipp, Pfarrer (DC) 157  
 Lippert, Julius (NSDAP) 8  
 Livingstone, Mrs. C. M. 206  
 Lodemann, Erich 45  
 Loeb-Ullmann, Nikolaus 51, 182 f.  
 Loebenstein, Frieda 25  
 Lohmann, Gerhard (BK) 131, 147 f.  
 Lokies, Hans (BK) 105, 128  
 London, Jack 90  
 Lossau, Hermann 191  
 Lobe, Paul (SPD) 81  
 Löwenstein, Prinz zu 74

Löwenthal, Richard 38  
 Löwy, Simon (SAP) 64  
 Lubitz 157  
 Luckner, Dr. Gertrud 208  
 Ludendorff, Erich 151  
 Ludwig, Vikarin 175  
 Lugebiel, Erna 239  
 Luther, Pfarrer (BK) 131, 163  
 Lux, Dr. 184  
 Lühe, Irmgard von der 177  
 Lütgert, Wilhelm 133  
 Maas, Hermann 175 f.  
 Magnus, Dr. Kurt 93 ff., 104  
 Maharens, August (BK) 138 f.  
 Maikowsky, Hans Eberhard (SA) 10, 39 ff., 49, 52  
 Majnemer, Dr. 130  
 Mallowan, Marianne 184  
 Malz, Karl (KPD) 42  
 Manasse, Susanne 210  
 Mandel, Gert 212  
 Mandel, Max 212  
 Mandrella 253  
 Mann, Heinrich 25 f., 47  
 Marcus, Ernst 196  
 Marcus, Hanna 204  
 Marcuse, Ludwig 12  
 Marquardt, Pater 184  
 Martin, Paul 150, 154 f.  
 Matthiae, Marianne 24  
 Mattenkloft, Heinrich 49  
 Mattick, Kurt 90  
 Matzker, Pater 183  
 May (SPD) 51  
 Mayer-Kulenkampf, Lina 175  
 Maywald, Grete 79  
 Mechnig, Elfriede 13  
 Mehring, Walter 22  
 Meistermann, Prof. Georg 253  
 Meller, Paul 156, 250  
 Messerschmidt, Hans-Peter 223 f.  
 Metzger, Max Josef, Pater 231, 253  
 Meyer, Dr. Franz 195  
 Meyer, Edith 221 f.  
 Meyer, Gertrud 71  
 Meyer, Horst-H. 51  
 Meyer, Kurt 221 f.  
 Meyer, Rosemarie 56, 222  
 Meyer, Susanne 98  
 Meyer-Hanno, Hans 31  
 Meyke, Fritz (SPD) 89  
 Michaelis, Adolf 195  
 Michaelis, Curt 16  
 Michajlowitsch (Ehepaar) 112  
 Michalke, Pater SJ 183, 239  
 Michallak, Martin (KPD) 42 f.  
 Michels, Margarete 140  
 Mierendorff, Carlo 122, 250, 253, 255  
 Milde, Maria 30  
 Milkowski, Fritz (SPD) 76 f.  
 Modersohn-Becker, Paula 161  
 Mohr (KPD) 42  
 Mold, Marie 225  
 Molкетин, Pfarrer 169  
 Moll, Wilhelm 31  
 Moltke, Hellmuth James Graf von 118, 127, 178, 253  
 Moses, Dr. Siegfried 195  
 Moses, Ruth 99  
 Mueller, Hans (KPD) 42  
 Mussolini, Benito 114, 177  
 Müggenberg, Pfarrer 155  
 Mühler (KPD) 42  
 Mühsam, Erich 6, 22, 250  
 Müller, Arthur 6  
 Müller, Alexander 61 f.  
 Müller, Arthur (KPD) 42  
 Müller, Arthur (SPD) 76  
 Müller, Herta 61  
 Müller, Josef («Ochsensepp») 128 f.  
 Müller, Kurt 61 f. 109  
 Müller, Kurt 109  
 Müller, Kurt (Fleischer) 222  
 Müller, Ludwig (BK) 135  
 Müller, Ludwig, Reichsbischof (DC) 131, 133, 135, 138 f., 145, 151, 156  
 Müller, Maria 129  
 Müller, Wilhelm 150  
 Münzenberg, Willi (KPD) 25  
 Münzer, Dr. Hans 216  
 Münzesheimer, Dr. 212  
 Mütze, Hermann 144 f.  
 Nacher, Ignaz 33  
 Nagel-Heyer, Annemarie 170  
 Nattmann, Erna 218  
 Nattmann, Inge 218  
 Naumann, Friedrich 176  
 Naumann, Hildegard 213 f.  
 Nebel, Pfarrer (BK) 131, 154, 163 ff.  
 Neubauer, Theodor (KPD) 23  
 Neuhaus, Albrecht 56 f.  
 Neuland, Hedwig 101  
 Neumann, Ralph 210  
 Neurath, Reichsaussenminister 188  
 Neuroth, Senatspräsident RKG 229, 233  
 Niemczyk, Prof. 116  
 Niemöller, Martin (BK) 133, 135, 138 f., 141, 147 f., 170, 174 f.  
 Niemöller, Wilhelm (BK) 139  
 Nolde, Emil (Emil Hansen) 28  
 Oberwarth, Lilli 171  
 Oblöser, Norberta, Schwester 180  
 Oehring, Otto (KPO) 57 f.  
 Oertel, Charlotte 139  
 Ohm, Pfarrer 178, 241  
 Ohser, Erich 14 f.  
 Olbricht, Friedrich 103, 254

Oldach, Frau 38  
 Oppenheimer, Franz 205  
 Osborn, Max 205  
 Oschima (jap. Diplomat) 178  
 Ossietzky, Carl von 2, 20 ff., 250  
 Ossietzky, Maud von 24  
 Oster, Hans 123, 126 f., 129 f., 230  
 Otto, Hans 105  
 Ottwalt, Ernst 46  
 Paarmann (DC) 157  
 Pacelli, Eugen (Pius XII.) 182  
 Papen, Franz von 59, 74  
 Paul, Elfriede 107  
 Paul, Prof. Bruno 25  
 Pauly, Irene (BK) 131  
 Pereies, Liselotte 210  
 Pereis, Friedrich Justus 128 f., 130, 148  
 Peter, Friedrich (DC) 134  
 Peters, Prof. Hans 248  
 Petersen, Jan (Hans Schwalm) (KPD) 44 ff.  
 Petersmeyer, Fritz 223  
 Pfeifer, Charlotte 25  
 Pfemfert, Franz 211  
 Pfordte (BK) 131, 163  
 Phrasolt 253  
 Pieck, Wilhelm (KPD) 25  
 Pietrkowski, Martha 212  
 Pietschker, Rudi (SAJ) 76, 87 f., 90  
 Piscator, Erwin 30  
 Plaut, Harry 208  
 Plessow (KPD) 42  
 Plog, Bernhard 222  
 Plotho, Freiherr von 66  
 Poelchau, Harald 44, 237, 241 ff., 253  
 Poelzig, Hans 7, 25  
 Pohl, Theodor (KPD) 42  
 Poms, Pfarrer 206  
 Popitz, Johannes 120, 255  
 Porter, Cole 17  
 Praetorius, Willy 141  
 Prager, Eugen 77  
 Prager, Gertrude 77  
 Prager, Irene 77  
 Prager, Michael 77  
 Prager, Ruth 77  
 Preysing, Konrad Graf von 179, 253  
 Prinz, Joachim 191  
 Probst, Adalbert 189  
 Proppe, Herbert (KPD) 42  
 Pünder, Werner 188  
 Quadflieg, Hedwig 185  
 Quadflieg, Will 30 f.  
 Raack, Sup. 131, 144, 149, 163, 167  
 Rabenau, Eitel-Friedrich von (BK) 132 f., 135,  
 148, 169  
 Rabenau, Friedrich von 230  
 Rabsch, Helmut 51  
 Rabsch, Pfarrer 160  
 Radeke, Helene 210, 224  
 Raeder, Erich 226  
 Rath-Lechner, Fred 45  
 Rathenau, Walter 34, 125  
 Rau, Arthur (BK) 131, 157  
 Rauschnig, Hermann 176  
 Reckzeh, Paul 177 f.  
 Reger, Prof. Walter 25  
 Rehfisch 30  
 Rehmer, Fritz 233  
 Reichenbach, H. 25  
 Reichwein, Adolf (SPD) 85, 104, 122, 255  
 Reimann, Charlotte 248  
 Reimann, Walter 248  
 Reinhardt, Max 29, 105  
 Reinisch, Franz 231  
 Reisner, Pfarrer 206  
 Remarque, Erich-Maria 179  
 Rengel, Kurt (SAP) 64  
 Renn, Ludwig 22  
 Rentsch, Margarete 114  
 Rentsch, Paul 112 ff.  
 Rewald, Ilse 210  
 Richter, Herbert 112 ff.  
 Richter, Maria 116  
 Richter, Robert 157 f.  
 Richter-Reichelm, Pfarrer 151  
 Riethmeister, Josef, Pater 182  
 Rietmüller, Otto, Pfarrer 133  
 Rinnowitzki, Agathe (SAP) 54, 64, 66  
 Ristau, Wally, geb. Mende 223  
 Ritter, Karl Bernhard 133  
 Rittmeister, Dr. John F. 108  
 Rocha, Pfarrer (BK) 131  
 Rodenberg, Hans 31  
 Roeder, Manfred 230  
 Rolland, Romain 232 f.  
 Roloff, Helmut 110  
 Romanowa, Frau 112  
 Rook, Kurt (KPD) 49  
 Rosen, Familie 221  
 Rosen, Martin 31  
 Rosenberg, Alfred (NSDAP) 73, 186  
 Roth, Joseph 12  
 Rosenthal, Günther 18  
 Rothe, Max 58  
 Rothholz, Alexander 223 f.  
 Rott, W., Pfarrer 128  
 Rottka, Hans-Ullrich 228 ff.  
 Rowohlt, Ernst 13 ff.  
 Röhricht, Eberhard (BK) 135  
 Ruhmland, Pfarrer 169  
 Rundstedt, Gerd von 230  
 Rust, Kultusminister 134 f., 182  
 Rühle, Anne 177 f.  
 Sack, Karl 129 f., 227 ff., 250  
 Saefkow, Anton (KPD) 31, 85, 104  
 Sahl, Hans 12

Salomon, Charlotte 27 f, 250  
 Salomon, Alice 176, 206  
 Sange, (Direktor) 37  
 Sasse, Hermann, Pfarrer 132  
 Sax, Adolf 15  
 Schacht (Reichsbankpräsident) 177  
 Schachtner, Richard 104  
 Schadkiewitsch (Deckname Invar) 112 f.  
 Schafft, Hermann 132  
 Schall, Hans (KPD) 42  
 Schalin 15  
 Scharf, Werner 31  
 Scharff, Prof. Edwin 25  
 Scharrer, Pfarrer 165  
 Schädel, Hans 252  
 Schäfer, Maria 211  
 Scheele, General von 226  
 Schelcher, Raimund 29 f.  
 Scheliha, Rudolf von 233  
 Scherpenberg, Hilger van 177 f.  
 Scherpenberg, Inge van 178  
 Schewen, Frau von 112, 115  
 Schiffer, Eugen 33  
 Schilling, Annemarie, verh. Grosch (BK)  
     131, 139, 141, 148, 149  
 Schillings, Max von 29  
 Schindler, Frau 220  
 Schirach, Baldur von (NSDAP) 29, 139  
 Schirmer, Max (KPD) 39 f.  
 Schlabrendorff, Fabian von 128  
 Schlag, Dr. 113  
 Schleicher, Jörg 127  
 Schleicher, Kurt von 187  
 Schleicher, Rüdiger 127 f., 130, 228  
 Schleicher, Renate, verh. Bethge 127  
 Schleicher, Ursula, geb. Bonhoeffer 127 f.,  
     130, 228  
 Schlemmer, Pfarrer (BK) 131, 154, 167, 169 f.  
 Schlemmer, Prof. Oskar 25  
 Schlesinger, Prof. Georg 32 f.  
 Schlimme, Hermann 81  
 Schlunck, Lore 148  
 Schmauser, Karl 233, 235  
 Schmidt (KPD) 42  
 Schmidt, Bruno, Pater 183 f.  
 Schmidt, Eberhard 227 f.  
 Schmidt, Eberhard 13  
 Schmidt, Georg (KPD) 22  
 Schmidt, Helmut 121  
 Schmidt, Paul, Pfarrer 149  
 Schmidt, Prof. 116  
 Schmidt, Wolfgang 248  
 Schmiedchen, Johannes (DC, SA) 135,138  
 Schmitt, H.J. 180  
 Schneppenhorst, Ernst 6, 255  
 Schnitzler, Agnes 225  
 Schnura, Max, Pfarrer 184  
 Schober, Edith 89  
 Schober, Karl Peter 103  
 Schoeps, Hans-Joachim 191  
 Scholl, Hans 92  
 Scholz, Ida 101  
 Schottmüller, Oda 38, 107 f., 111,233  
 Schönberg 152  
 Schöne, Hermann 124  
 Schönfeld, Dr. Hans 118, 128  
 Schönherr, Willy 161  
 Schrader-Breyman, Henriette 171  
 Schreiber, Christian 186  
 Schreiner, Helmuth 133  
 Schröder, Frieda von 144  
 Schröder, Gustav 60  
 Schubring 143  
 Schubring, D. (BK) 143, 157  
 Schucker (KPD) 42  
 Schuftan, Käthe (SAP) 54, 65  
 Schulenburg, Dieter von der 124  
 Schulenburg, Fritz-Dietlof Graf von der 118  
 Schultz, Georg, Pfarrer 133  
 Schultze, Norbert 13  
 Schulz, Lucie 18, 59  
 Schulz, Paul (KPD) 42  
 Schulz, Robert (KPD) 41,56  
 Schulze, Kurt 233  
 Schulze-Boysen, Harro 6, 14, 106 ff., 180,  
     232 ff., 239, 242, 250  
 Schulze-Boysen, Libertas 106 ff., 233, 239,  
     250  
 Schumacher, Elisabeth (geb. Hohenemser)  
     107 f., 110 f., 233  
 Schumacher, Kurt 107 f., 110 f., 233  
 Schumann, Georg 113  
 Schüler, Dr. 116  
 Schünemann, Georg 25  
 Schütt, Fr. 143  
 Schütz, Pfarrer 149  
 Schwalb, Nathan 209  
 Schwamb, Ludwig 255  
 Schweitzer, D. Carl G. 206  
 Schwerin von Schwanenfeld, Ulrich-Wilhelm  
     Graf 255  
 Schwersenz, Jizchak 196, 198 f., 207 ff., 210,  
     215  
 Seeger, Prof. 116  
 Seelenbinder, Werner 38  
 Segantini, Bianca 177  
 Seidel, Gabriele (geb. Schweitzer) 91 f.  
 Seidel, Hans 91 f.  
 Seidel, Ina 175  
 Seitz, Walter 248  
 Selbiger, Alfred 197 f., 208  
 Seligsohn, Dr. Julius S. 195  
 Senger, Pfarrer (BK) 143  
 Serwe, Hubert 22  
 Severing, Carl 74, 122, 162

Seydlitz-Kurzbach, Walther von 119, 235  
 Sichart, Barbara von 100  
 Siegmund-Schulze, Friedrich 176 ff.  
 Siemens, Karl Friedrich von 172  
 Siems (BK) 131, 167 ff.  
 Sierks 119  
 Singer, Kurt 28, 29, 204 f.  
 Sklarek (Gebrüder) 8, 79  
 Smend, Friedrich 174  
 Solf, Hanna 176 ff.  
 Solf, Wilhelm 176  
 Solltmann, Frau 175  
 Soltmann, Idamarie 175  
 Sommer, Dr. Margarete 180  
 Söderbaum, Kristina 239  
 Spetzler, Arno von 100  
 Spindler, Pfarrer 169  
 Spiro, Heinrich 206  
 Sprague, Roland 209  
 Stackfleth, Ruth 225  
 Staege, Hellmuth (KPD) 48 f.  
 Staewen, Gertrud 138  
 Stahl, Heinrich 195  
 Stahn, Pfarrer 154  
 Stanislaus (Gastwirt) 39  
 Starfinger, Werner 249  
 Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 7,  
 85, 103, 104, 123 f., 240  
 Stauffenberg, Melitta Schenk Gräfin von  
 240  
 Stauffer, Teddy 16 f.  
 Stähler, Ernst 164  
 Stähler, Karl 144 & 146 f.  
 Stählin, Wilhelm 133  
 Steffen, Kurt 45  
 Steinmann (KPD) 42  
 Steinmann (Generalvikar) 188  
 Steltzer, Theodor 130  
 Stetten, Emmy von 25  
 Stiedry, Fritz 29  
 Stieff, Hellmuth 256  
 Stier (Richter) von 117  
 Stoecker, Adolf 146  
 Stolle, Trude 45  
 Stolle, Walter 45 ff.  
 Stolt, Georg (KPD) 42  
 Storm, Ernst 32  
 Stöbe, Ilse 109, 233  
 Stöhr, Hermann 170, 231, 253  
 Strasser, Otto 92  
 Straub, Agnes 109  
 Streckenbach, Erna 224  
 Streckler, Ehepaar 170  
 Streckler, Prof. 89  
 Streckfuss, Theodora 225  
 Strehlow, Heinz 233  
 Streisand 140  
 Strelitzer, Hugo 25  
 Strünc, Theodor 123, 230, 256  
 Suhr, Dr. Otto 98  
 Süßbach, Pfarrer 206  
 Syring, Franz, Pater 184 f.  
 Szende, Stefan (SAP) 53 f., 63, 67, 71  
 Tapped, Prof. Georg 24  
 Täuber (NSDAP) 156  
 Teichgräber, Richard 256  
 Teichmann, Fritz 56, 59  
 Terwiel, Marie 233, 256  
 Thadden, Elisabeth von 176 ff.  
 Thälmann, Ernst (KPD) 6, 41, 47 f., 250  
 Thieme, Pfarrer (BK) 131, 154  
 Thiess, Dorothea 31  
 Thonüs (KPD) 42  
 Thurnwald, Hilde 175  
 Thüngen, Karl Freiherr von 123 f.  
 Tiege, Bertha 49  
 Tiege, Gertrud 50 f., 217  
 Tiege, Walter (KPD) 48 ff., 50, 217  
 Tietjen, Heinz 29  
 Tietz, Conrad 39  
 Tilse, Elise (SAP) 52, 63 ff., 68, 247  
 Tischler, Steffi 219  
 Torgler, Ernst 22  
 Traven, B. 90  
 Treiber (Drogist) 224  
 Tresckow, Henning von 120, 128, 230  
 Trester, Else (SPD) 78  
 Trester, Erich 78  
 Trester, Käthe (verh. Stegmaier) (SPD) 78 f.  
 Trester, Paul (SPD) 78 f.  
 Trigojess 62  
 Trott zu Solz, Adam von 118  
 Trotzki, Leo 53, 60, 62  
 Tschierschky, Siegfried 26  
 Tucholsky, Kurt 11, 21, 90  
 Uhlen, Gisela 29  
 Uhlmann, Walter (KPO) 57 f.  
 Ullmann, Elli 101  
 Ungnad (BK) 131, 154  
 Unruh 30  
 Urbschat, Frieda 39, 42  
 Urbschat, Fritz 39, 42  
 Visser't Hooft, Dr. W. A. 118, 127  
 Vogelsang, Dr. 104  
 Volkmann, Ernst 231  
 Vorath, Alois 98  
 Voss, Paul (KPD) 42 f.  
 Wachenheim, Hedwig (SPD) 83  
 Wachtel, Gitta 222 f.  
 Wachtel, Nathan 222 f.  
 Wachtel, Ruth 223  
 Wachtel, Simon 222 f.  
 Waetjen 123  
 Wagenknecht, Elfriede 225  
 Wagner, Martin 26  
 Wagner, Reinhard 105

Wagner, Richard 21  
 Wagner, Rudolf-Günter 102, 105  
 Wahrlich, Otto 90  
 Welcher, Jacob (KPO / SAP) 64  
 Walter, Bruno 29  
 Wangenheim, Gustav von 31  
 Warburg, Otto 205  
 Warner, Konrad 19  
 Wartenburg, Peter Graf Yorck von 118  
 Wassermann, Jacob 205  
 Waterstradt, Berta 45  
 Weber, Dr. Helene 171, 179  
 Wedell, Erich 188  
 Wege, Irma 142  
 Wegener, Paul 29  
 Wegner, Franz 60  
 Weidehoff, Dorothea 151  
 Weider, Margarete 45  
 Weigel, Helene 12  
 Weill, Kurt 29  
 Weinberg, Georg (SAP) 64, 66  
 Weinberger, Magdalena 225  
 Weisbach-Lepsius, Eva 174  
 Weisenborn, Günther 30, 99, 107, 109 f.,  
 228, 233 f.  
 Weisenborn, Joy (geb. Schnabel) 107, 109  
 f., 239  
 Weiss, Ernst 12  
 Weiss, Prof. Emil Rudolf 25  
 Weizsäcker, Ernst von 120  
 Welk 30  
 Welsburg, Anton Graf von 240  
 Weltsch, Robert 192, 203  
 Wepler, Paul (KPD) 48 ff.  
 Wergin, Kurt 127  
 Werner, Adolf 39  
 Werner, Friedrich (DC) 134  
 Weschke, Eugen (BK) 137 f.  
 Weskamm, Wilhelm, Bischof 252  
 Westermeyer 114, 117  
 Westrick, Hilde 180  
 Westrick, Ludger 181  
 Widmann, Kurt 16  
 Wiegard, Kurt 58  
 Wiener, Richard 213  
 Wiener, Valerie 213  
 Wienicke, Friedrich (DC) 134  
 Wiersich, Oswald 256  
 Wiese (BK) 145, 154  
 Willing 32  
 Winkler, Christa, geb. Schmey 172  
 Winter, Ida 198  
 Wirmer, Josef 121, 123, 127, 178, 256  
 Wirth, Elisabeth 178  
 Wirth, Joseph 177 f.  
 Wirth, Prof. Wolfgang 116  
 Witte, Max 104  
 Wittwer, Karl 56 ff.  
 Witzleben, Gisela-Greta von 153 f., 155  
 Woithe (KPD) 42  
 Wolf (KPD) 42  
 Wolf, Agnes 112  
 Wolf, Elisabeth 178  
 Wolf, Frau 220  
 Wolf, Friedrich 31  
 Wolf, Heinz 112  
 Wolf, Max 18  
 Wolf, Dr. Richard 206  
 Wolfe, Thomas 13 f.  
 Wolff, Alice 216  
 Wolff, Edith (Ewo) 207 ff.  
 Wolff, Emmy 171  
 Wolff, Theodor 109  
 Wolfsfeld, Prof. Erich 25  
 Zabel, Edith (verh. Schober) 225  
 Zaengel, Frau 51  
 Zahn-Harnack, Agnes von 171, 175  
 Zander, Ernst (SAP) 63 ff.  
 Zarden, Arthur 176 ff.  
 Zarden, Irmgard 177 f.  
 Zauritz, Josef 40 ff.  
 Zedlitz und Neukirch, Hans von 31 f.  
 Zedlitz, Geert von 31 f.  
 Zehden, Emmy 231, 254  
 Zehden, Werner A. 5, 20, 206 f.  
 Zehender, Ernst Wilhelm 231  
 Zeiler, Robert 207  
 Zerna, Herta 98 f.  
 Ziehlberg, Gustav von 236  
 Ziemke, Erich (KPD) 39  
 Zienau, Oswald 77  
 Zinn, Elisabeth (verh. Bornkamm) (BK) 131,  
 148  
 Zweig, Arnold 25, 250  
 Zweig, Paul (KPD) 43 f.  
 Zweiling, Klaus (SAP) 63

# Strassenverzeichnis

---

(Die heutige Namensgebung steht in Klammern.)

- Achenbachstrasse (Lietzenburger Strasse)  
132 f., 137 f., 139 f., 142 ff., 148
- Ahornallee 112 f., 181,225
- Akazienallee 204
- Alemannenallee 123 f.
- Alexanderplatz 10,22,48,53,60 f., 68,82 f., 175,  
184, 185
- Alsenstrasse 176
- Altenburger Allee 106 f., 250
- Am Johannistisch 146
- Am Knie (Ernst-Reuter-Platz) 40, 244
- Am Spreebord 18
- Am Volkshaus 52
- Amtsgerichtsplatz 250
- Angerburger Allee 170, 253
- Ansbacher Strasse (Lietzenburger Strasse)  
206
- Augsburger Strasse 16, 17, 145, 223, 244
- Badenallee 123
- Barnimstrasse 65, 242
- Bayerischer Platz 244
- Bayerische Strasse 22
- Bayernallee 28, 253
- Bayreuther Strasse 49
- Bellevuestrasse 102
- Bendlerstrasse (Stauffenbergstrasse) 103,  
118, 123
- Berliner Strasse (Otto-Suhr-Allee und Strasse  
des 17. Juni) 32, 39 f., 207, 209, 221
- Bismarckstrasse 7, 26, 29 f., 34, 41,47, 48,  
83, 85, 112, 205, 250
- Bleibtreustrasse 14, 16, 31,71, 197, 220
- Brahestrasse 76
- Brandenburgische Strasse 206
- Bregenzer Strasse 122
- Breitenbachplatz 105
- Breite Strasse 90
- Carmerstrasse 171 ff., 176 ff.
- Cauerstrasse 183
- Charlottenstrasse 205
- Chausseestrasse 130
- Columbia Damm 65
- Dahlmannstrasse 206, 217, 224
- Danckelmannstrasse 6, 39, 67, 87
- Droysenstrasse 216
- Ebereschenallee 91 f.
- Eichenallee 225
- Eichkatzenweg 12
- Eisenbahnstrasse 84
- Eislebener Strasse 13, 140
- Emser Strasse 31
- Falter Weg 122
- Fasanenstrasse 20, 119 ff., 207, 250
- Frankenallee 124
- Fraunhoferstrasse 111
- Fredericiastrasse 210
- Friedbergstrasse 221
- Friedrich-Karl-Platz (Klausenerplatz) 87, 184  
f., 225, 255
- Fritschestrasse 14, 49
- General-Pape-Strasse 43
- Gervicusstrasse 223 f.
- Gethsemanestrasse 145
- Giesebrechtstrasse 250
- Goethestrasse 68, 71, 171
- Grolmanstrasse 82, 169, 212, 244
- Grosse Hamburger Strasse 184, 216, 218
- Grunerstrasse 154
- Grunewaldstrasse 24
- Guerickestrasse 223 f.
- Gustav-Adolf-Platz (Mierendorffplatz) 39, 214
- Haeselerstrasse 77 f.
- Halemweg 253
- Hardenbergstrasse 12, 17, 25 f., 46, 70, 110
- Haubachzeile 254
- Hebbelstrasse 39 f.
- Heckerdamm 252, 253
- Heerstrasse 170, 251
- Heiligensee, Strasse 303, 49
- Hektorstrasse 248
- Herbartstrasse 248
- Herderstrasse 49
- Herschelstrasse 155 ff., 250
- Hohenzollerndamm 123 f.
- Horstweg 211,246
- Hortensienstrasse 118
- Hüttigpfad 251,254
- Invalidenstrasse 130
- Iranische Strasse 209
- Jebensstrasse 131, 139, 142
- Joachim-Friedrich-Strasse 178
- Joachimstaler Strasse 15, 45, 72
- Kaiserdamm 7, 12, 43, 88, 199
- Kaiser-Friedrich-Strasse 39,57,78,150,216
- Kaiserin-Augusta-Allee 67
- Kantstrasse 12, 13, 20 f., 67, 70, 76, 80 ff.,  
110, 115, 145, 191 ff., 200, 217, 219, 238 ff.,  
246, 248, 250
- Karl-August-Platz 158 ff.
- Karolinger Platz 124
- Kastanienallee 100, 119, 210
- Kirchhofstrasse (Warburgzeile) 221 f.
- Kirchplatz (Gierkeplatz) 150 ff., 254

Kleiststrasse 253  
 Knesebeckstrasse 45 f., 81, 160, 216, 220  
 Knobelsdorffbrücke 44  
 Knobelsdorffstrasse 43, 62, 77, 163 ff.  
 Kommandantenstrasse 205  
 Konstanzer Strasse 211  
 Königin-Elisabeth-Strasse 74, 77, 79, 246  
 Königin-Luise-Strasse 157  
 Königsweg (Wundtstrasse) 179 f., 181  
 Körnerstrasse 58  
 Kranzallee 170  
 Krumme Strasse 69, 88, 213 f.  
 Kurfürstendamm 7, 11 ff., 16 ff., 19, 37, 72,  
 80, 84, 107, 161, 203, 206, 207, 245, 248, 250  
 Kurfürstenstrasse 196, 207  
 Kurländer Allee 118  
 Lehniner Platz 13  
 Lehrter Strasse 130, 184  
 Leibnizstrasse 8, 45, 50, 60, 63, 69, 71, 206,  
 207, 213, 225  
 Leistikowstrasse 51  
 Lessingstrasse 124  
 Lietzenburger Strasse 253  
 Lietzensee Ufer 123, 170  
 Lindenstrasse 80, 132  
 Ludendorffstrasse (Pohlstrasse) 196, 200  
 Luisenplatz 250  
 Lutherstrasse (Martin-Luther-Strasse und  
 Keithstrasse) 13, 186 ff., 250  
 Lützow (Alt-Lietzow) 185  
 Lützower Strasse (Alt-Lietzow) 47 f., 250  
 Magazinstrasse (Neufertstrasse) 39, 224  
 Marienburger Allee 127 ff.  
 Masurenallee 93, 110  
 Meinekestrasse 191, 197, 199 ff., 246, 250  
 Mirbachstrasse 136  
 Mommsenstrasse 18, 68, 71, 204, 246  
 Nehringstrasse 39, 87  
 Neue Kantstrasse 170, 181 ff.  
 Niebuhrstrasse 68, 215  
 Noliendorfplatz 8, 105, 244  
 Nürnberger Strasse 17, 59, 246  
 Olivaer Platz 13, 51, 65, 112, 206, 246  
 Opernplatz 12, 13, 133  
 Oranienburger Strasse 18  
 Osnabrücker Strasse 81, 209, 215  
 Pappelallee 78  
 Parochialstrasse 83  
 Passauer Strasse 13  
 Pestalozzistrasse 88  
 Potsdamer Strasse (Seelingstrasse) 43 f., 49,  
 250  
 Prinz-Albrecht-Strasse 67, 115, 121, 130, 178,  
 184  
 Rankestrasse 15, 17, 113 ff.  
 Reichskanzler-Platz (Theodor-Heuss-Platz)  
 100  
 Reichsstrasse 51, 63 f., 67, 107 f., 167  
 Roscherstrasse 13, 215  
 Rosenstrasse 216, 217  
 Rosinenstrasse (Loschmidtstrasse) 18, 42, 52  
 ff.  
 Rönnestrasse 225  
 Ruhwaldpark 90  
 Rüsternallee 108  
 Sachsenplatz (heute Brixplatz) 28, 250  
 Savignyplatz 160, 250  
 Schaperstrasse 143  
 Scharnhorststrasse 246  
 Schillerstrasse 59, 69, 71, 164, 184, 209  
 Schlossstrasse 34, 39, 49, 225, 250  
 Schlüterstrasse 13, 77, 148 f., 248, 250  
 Sesenheimer Strasse 49  
 Sömmeringstrasse 55  
 Sophie-Charlotte-Strasse 44, 51, 206  
 Spandauer Chaussee (Spandauer Damm) 51,  
 253  
 Spandauer Strasse (Spandauer Damm) 49, 50  
 f., 217  
 Spielhagenstrasse 62  
 Spreestrasse (ab 1934 Richard-Wagner-  
 Strasse) 40, 87  
 Spreetalweg 90  
 Stallupöner Allee 180  
 Steinplatz 250  
 Stuttgarter Platz 41, 49, 67  
 Suarezstrasse 46, 220  
 Sybelstrasse 207, 212, 221, 253  
 Tannenbergallee 170  
 Tauentzienstrasse 15, 17  
 Tiergartenstrasse 183  
 Torgauer Strasse 84  
 Trendelenburgstrasse 75  
 Uhlandstrasse 16, 113, 206, 244, 248  
 Unter den Linden 12  
 Waitzstrasse 13, 106  
 Wallstrasse (Zillestrasse) 6, 39 ff., 46, 63, 247  
 Wangenheimstrasse 127  
 Weimarer Strasse 41, 161 f.  
 Wielandstrasse 27, 60, 74 f., 213, 219, 250  
 Wilhelmplatz (Mitte) 187  
 Wilmersdorfer Strasse 56, 63, 152, 218, 247  
 Windscheidstrasse 218  
 Wittenbergplatz 113, 206  
 Witzlebenstrasse 7, 226 ff., 250, 253  
 Zauritzweg 41  
 Zietenstrasse 219  
 Zikadenweg 250